

Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte

Schriftleitung:

Museumsdirektor Prof. Dr. Jacob-Friesen
Hannover, Landesmuseum

Nr. 11

1 9 3 7

August Lag, Verlagsbuchhandlung, Hildesheim

Die jungpaläolithische Besiedlung des Landes zwischen Hildesheimer Wald und Jth.

Von

Wilhelm Barner, Alfeld.

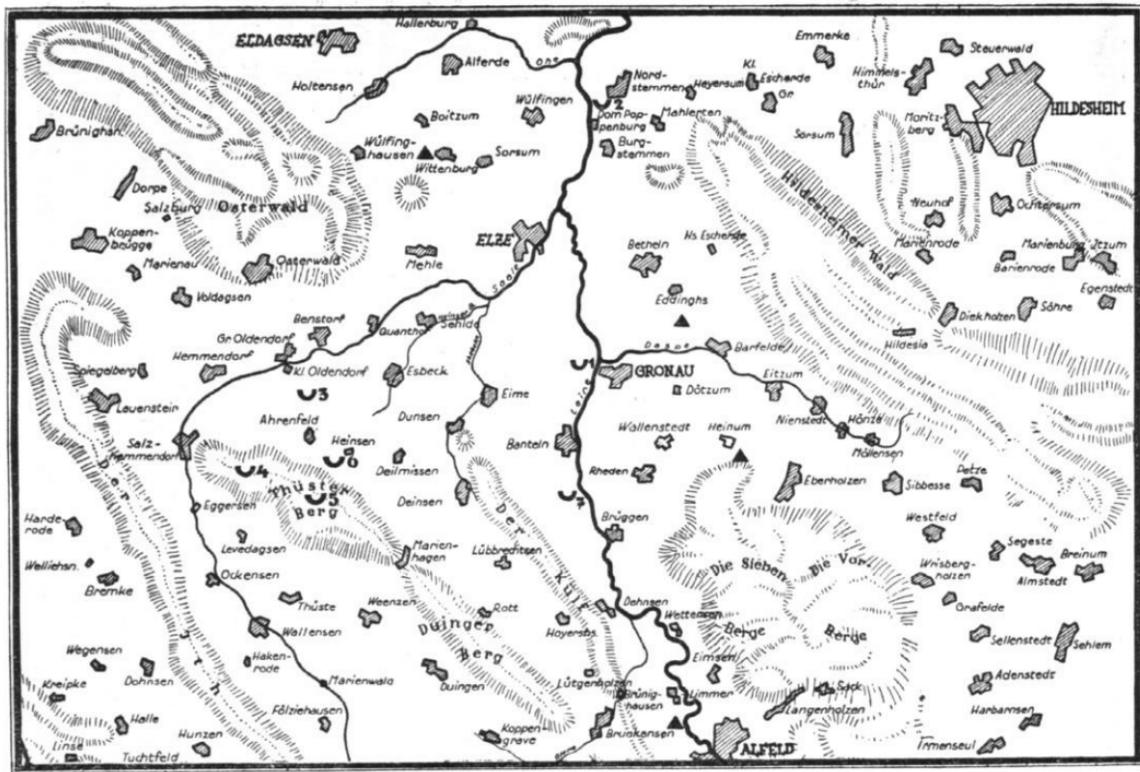
Mit einer Übersichtskarte, dreizehn Tafeln *), sieben Textfiguren und einer Tabelle.

Inhaltsangabe.	Seite
1. Einleitung	1
2. Fundplatz Gronau, Hann., Riesgrube Lichtenberg	6
3. Fundplatz Poppenburg, Riesgrube Zick . . .	14
4. Fundplatz Oldendorf, Flur: Auf der Hop . . .	24
5. Fundplatz Kanstein I	37
6. Fundplatz Kanstein II, Hoikenkammer	42
7. Fundplatz Banteln, Flur: Oberg	45
8. Einzelfunde	50
9. Ergebnisse und Schlußbetrachtungen	53

Die jungpaläolithische Jägerstation im Löß bei Gronau, Hann.¹, die ich im Winter 1928 entdeckte, war für eine allseitige Untersuchung des Landes zwischen Hildesheimer Wald und Jth auf eiszeitliche Besiedlung hin Anlaß und Grundlage genug. Es galt, sämtliche Lößaufschlüsse fortlaufend zu beobachten und die Klippen des Jths und Kansteins mit ihren vielen Schlupfwinkeln auf Siedlungsspuren hin zu überprüfen. Die Arbeit, oftmals zeitraubend, in anderen Fällen — insbesondere am Jth und Kanstein — ungemein schwierig, hat gelohnt. Ist auch in einzelnen Fällen, gemessen an anderen Fundstationen, das Artefaktmaterial weniger zahlreich, so sind auf verhältnismäßig engem Raum die Fragen der jungpaläo-

*) Dem. Sämtliche Artefakte sind in nat. Gr. wiedergegeben; eine Ausnahme macht Tafel 12, die in $\frac{1}{5}$ nat. Gr. gehalten ist.

¹ W. Barner, Steinzeitfunde aus dem Kreise Gronau, Hann. 2. Teil. Mitteilungen aus dem Hermann Roemer-Museum, Hildesheim 1930. — Nr. 35.



Land zwischen Hildesheimer Wald und Ith.
 Fundstellen des Jungpaläolithikums: 1. v = Siedlungen. — 2. ▲ = Einzelfunde.

lithischen Besiedlung der obenbezeichneten natürlichen Landschaft in großen Zügen beantwortet. Bei diesen Untersuchungen sind auch die Erkenntnisse zur mesolithischen Besiedlung² weiter gefördert und damit die vorneolithischen Jägerkulturen vom Jungdiluvium an in ihrem Ablauf erfaßt.

Völlig offen bleibt dagegen das Problem der altpaläolithischen Besiedlung des Landes zwischen Hildesheimer Wald und Jth. Hat auch Hans Menzel bereits 1914³ den Versuch unternommen, für dieses Gebiet vermeintliche altpaläolithische Artefakte aus den Riesgruben von Elze und Etzum vorzulegen, und sind verschiedene Forscher in der Nachkriegszeit immerfort mit viel Liebe bemüht gewesen, insbesondere für die Etzumer Gruben solche nachzuweisen, so steht m. E. neben der in keinem Falle unbedingt gesicherten Artefaktnatur der Fundstücke die geologische Lagerung in den hochglacialen Kiesen der Elster- (Mindel) Vereisung von Etzum der Auffassung Menzels u. a. entgegen; denn es ist ausgeschlossen, daß in hochglacialen Schottern⁴ in so gehäufte Zahl, wie es in Etzum der Fall sein soll, Artefaktfunde auftreten.

Lage und geologischer Aufbau des Landes zwischen Hildesheimer Wald und Jth.

Dort, wo nach Norden hin das Leinebergland sich verflacht, um allmählich in dem weiten, von mächtigen diluvialen Ablagerungen erfüllten Flachlande Niedersachsens unterzutauchen, liegt das Land zwischen Hildesheimer Wald und Jth. Dieser bildet mit seinen Schichten sämtlicher Juraformationen die Westgrenze, während der Triasgesteinsattel des ersteren unser Gebiet im Osten begrenzt. Der Südwesthang des Hildesheimer Waldes be-

² W. Barner, Steinzeitliche Besiedlung am Fuße des Thüster Berges. Mitteilung aus dem Hermann Roemer-Museum, Hildesheim 1928. — Nr. 32 — und W. Barner, a. a. O.

³ Dr. Hans Menzel, Spuren des Diluvial-Menschen in der Gegend von Hildesheim. Mitteilungen aus dem Hermann Roemer-Museum, Hildesheim 1914. — Nr. 23.

⁴ Erläuterungen zur Geologischen Karte, Blatt Sibbesse, Lieferung 287.

gleitet das Tal der Despe, das in südlicher Richtung in den Kreibehöhen der Siebenberge seinen Abschluß findet. Dieser Bergzug bildet die Ostgrenze des hier süd-nordwärts gerichteten Leinetales, an das in westlicher Richtung die Hilsmulde, aufgebaut aus Erias (Külf), Jura (Selter, Quinger und Thüster Berg und Jth) und Kreide (Hils), sich anschließt. Nördlich davon erstreckt sich in west-östlicher Richtung das Bergmassiv des Osterwaldes, von jener durch das Quertal von Elze nach Koppnbrügge getrennt.

Stark mitbestimmend beim Herausbilden des Antlitzes unserer Landschaft hat das Diluvium sich ausgewirkt. Soweit heute noch einwandfrei erkennbar, ist zweimal die nordische Vereisung bis in unsere Heimat vorgestoßen, aber die letzte Eiszeit hat sie nicht mehr berührt. Unser Gebiet liegt bereits im Grenzland der Vereisungen⁵, und es treten hier daher neben den Ablagerungen des nordischen Eises einheimische Diluvialbildungen in größerer Menge auf, als da sind Kiese, Sande und Löss.

Uns interessieren hier insbesondere die Bildungen und Ablagerungen der beiden letzten Vereisungen, da sie für die Zeitbestimmung unserer Fundstätten von ausschlaggebender Bedeutung sind. — Als die vorletzte Vereisung, die allgemein als die Hauptvereisung bezeichnet wird, sich langsam in unsere Landschaft hineinschob, verlegte sie den Flüssen den Weg und zwang diese so, durch stetig rückwärts schreitende Aufschüttung von Sanden und Riesen die Flußtäler aufzuheben. Als bald stieß aber das Eis weiter vor, überdeckte die gewaltigen Rieslagen, staute vor den Bergmassiven auf und quoll dann in großer Mächtigkeit über diese hinweg. Davon zeugen die im Jahre 1927 von mir entdeckten Reste einer in 260 m Höhe am Thüster Berge freigelegten Moräne, in der etliche mächtige Gneise vertreten waren, von denen einer fast ein Kubikmeter faßte. — Gut ausgebildet ist die Grundmoräne in weiten Gebieten der Leineniederung auf der sog. Mittelterrasse aufgeschlossen zu finden. Zwischen Elze und Alfeld ist sie in den Kiesgruben auf der linken Uferseite des Flusses

⁵ B. B o l d s t e d t, Erläuterungen zur geologisch-morphologischen Übersichtskarte des norddeutschen Vereisungsgebietes. Berlin 1935.

vielfach angeschnitten; einen hervorragend schönen Aufschluß bieten zur Zeit die Kiesgruben bei Gronau, wo z. T. die Moräne eine Mächtigkeit von 1,50 m erreicht. Die hier immer wieder beobachteten Ablagerungserscheinungen sind in der Textfigur 1 dargestellt, die das Profil der Grube der Baufirma Lichtenberg, Gronau, wiedergibt.

Die letzte Eiszeit hat unser Gebiet nicht mehr berührt. Inwiefern der stauende Einfluß, den das Inlandeis auf die Flüsse ausübte, sich bei uns im Leinetal bemerkbar machte, bedarf noch sorgfältiger Beobachtung, und eingehende Untersuchungen der nur gering ausgebildeten Niederterrassen sind zu diesem Zwecke notwendig. — Aus dieser Zeitspanne interessiert uns der Löß und seine Bildung in besonderem Maße. Er bedeckt in starken Lagen die weiten Flächen der Gronauer Kreidemulde und aller ihrer Nebentäler bis weit die Hänge hinauf. Seine Entstehungszeit fällt in das Maximum der letzten Eiszeit und etwas danach und bildet so die jüngste aller Diluvialschichten⁶.

In den Aufschlüssen zwischen Jth und Hilbesheimer Wald findet sich ohne Ausnahme s c h i c h t e n l o s e r L ö ß, so bei Eixum, Gronau, Eime, Hemmendorf und Nordstemmen, um nur etliche Beispiele zu nennen. Nirgendwo konnte ich g e s c h i c h t e t e n L ö ß beobachten, wie er beispielsweise weiter nordwärts in der Gemarkung Sarstedt südlich des Bahnhofes auf dem Gelände der Postwerke ansteht. Der primär gelagerte Löß ist wohl mit Sicherheit als rein äolische Bildung anzusehen⁷; aber im letzteren Falle ist der Lößstaub durch den Wind in einen flachen, offenbar alsbald wieder ausgetrockneten Niederungssee getragen worden, wo er unter Wasserbedeckung zum Absatz gelangte und so seine horizontale Schichtung erhielt, während er hierzulande auf vollkommen trockene Weise zur Ablagerung kam⁸. — Feinste Körnung feiner Quarzkörperchen — die nur an einzelnen Stellen gröbere Formen

⁶ W. Sörgel, Löss, Eiszeiten und paläolithische Kulturen. Jena 1919.

⁷ Hans Spreiher, Die Talgeschichte und Oberflächengestaltung im Flußgebiet der Innerste. Hannover 1931.

⁸ P. Woldstedt, a. a. D. und Hans Spreiher, a. a. D.

annehmen — und Röhrenbildung zeichnen ihn aus, und seine Neigung zu senkrechter Wandbildung ist nach frostreichen Wintern in jedem unserer Aufschlüsse zu beobachten. Leider ist er in unserer Landschaft bis zu einer Tiefe von 1,50 bis stellenweise 2 m vollkommen verwittert. Dadurch ist er seines Kalkgehaltes in diesen Schichten beraubt und in einen festeren, bräunlichen Lehm umgewandelt. Infolgedessen ist er auch frei von Fossilien, die für die Zeitbestimmung einzelner Straten — insbesondere der eingebetteten menschlichen Siedlungsreste — von größter Wichtigkeit sein würden.

Fundplatz Gronau, Kreis Alfeld.

Kiesgrube Lichtenberg.

Hierzu Tafel 1 und 2 und Textfigur 1. — In der Übersichtskarte Nr. 1.

Westlich der Stadt Gronau erstreckt sich in durchweg nord-südlicher Richtung die mittlere Terrasse des Leine-tales. Sie ist von Elze heran bis nach Banteln hinzu, sowie im Gebiet um Eime von der Grundmoräne der großen, vorletzten Vereisung überdeckt, die in Abständen die Leine aufwärts bis Alfeld verfolgt werden kann. Bei Gronau ist die Terrasse am markantesten herausgebildet und steigt von der Leinebrücke, die 76 m über N. N. liegt, zu 95,1 m nördlich der Feldberger Kapelle an; sie wird von nachstehenden Schichten gebildet, wie sie Textfigur 1 veranschaulicht.

- a) L ö ß l e h m (d), bildet durchschnittlich eine 2,5 m mächtige Decklage.
- b) G r u n d m o r ä n e (dm) der vorletzten Vereisung, 0,8 bis 1,3 m mächtig.
- c) L e i n e s c h o t t e r (dg) 8 bis 10 m hoch aufgeschüttet. Sie sind Schichten des U n t e r e n L i a ß aufgelagert^o.

B e s c h r e i b u n g d e s G r u b e n a u f s c h l u s s e s.

Der L ö ß (d) ist in seinen oberen Lagen zu Lehm verwittert und so bis zu rund 1,5 m Tiefe völlig entkalkt, während die darunter folgenden Schichten angereicherten Kalk-

^o Erläuterung zur geologischen Karte, Blatt Gronau, Lieferung 153.

gehalt aufweisen, der hin und wieder zu Koncretionen zusammengeballt ist. Infolge der starken Verwitterung ist er frei von Fossilien, und die eingebetteten Pollen sind so stark vergangen, daß ihre Bestimmung und eine darauf aufgebaute Stratigraphie ausgeschlossen ist.

Die Grundmoräne (dm) besteht aus tonigem Grundmaterial, untermischt mit wechselnden Mengen von gröberem und feinerem Sand und Gesteinsbrocken ver-

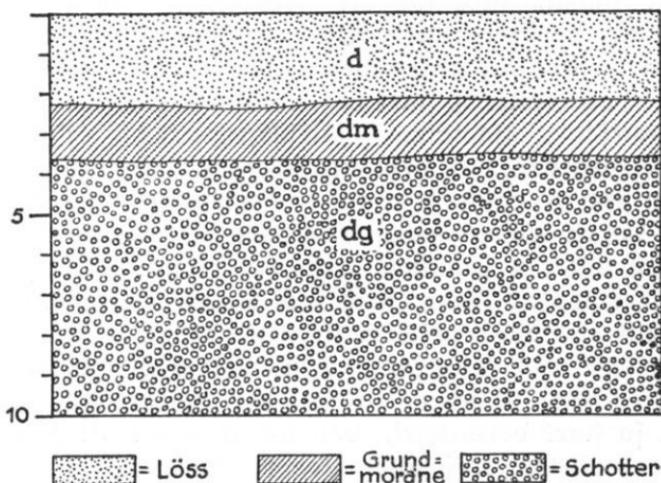


Abb. 1. Geologisches Profil des aurignaczeitlichen Fundplatzes bei Gronau, Riesgrube Lichtenberg.

schiedenster Größe, die zum größeren Teil sich anstehend in der Nähe finden, z. B. Muschelkalk und Buntsandstein. Aber gar häufig finden sich auch nordische Geschiebe von Faust- bis zu doppelter Kopfgröße. Es sind Granite in allen Farbschattierungen, Gneise und Feuersteine.

Verschiedentlich konnte ich im Aufschluß der Grundmoräne Trockenrisse beobachten. Sie klasten an der Oberkante bis zu 20 cm je nach Tiefe und ragen — im Profil keilförmig — bis zu 60 cm in den Moränentkörper hinein. Diese Risse, die eine langwährende und eindringliche Austrocknung voraussetzen, sind mit Löß angefüllt, der sich in

trockenen Zeiten deutlich vom dunkelen Farbton der Moräne abhebt und so die Profile der Trockenrisse gut hervortreten läßt.

Unter dieser Grundmoräne folgt in durchweg gut erkennbarer Schichtung diluvialer Schotter (dg), der in rund 6 m Mächtigkeit aufgeschlossen ist. Die Hauptmasse der Kiese besteht aus Plänerschotter, der stark mit Muschellalk- und Buntsandsteinbrocken durchmengt ist. In nicht geringer Zahl gesellen sich nordische Gesteine aller Sorten hinzu, insbesondere Feuersteine, Granite und Gneise der verschiedensten Art und Größe; doch treten sie rein mengenmäßig gegenüber den lokalen Gesteinen stark zurück. Das Ganze ist stark mit Sand untermischt. Die hier nachgewiesenen glacialen Conchylienfaunen¹⁰ zeigen, daß diese Kiezmassen vor dem anrückenden Eise aufgeschüttet worden sind zu einer Zeit, als das gemäßigte interglaciale Klima längst wieder einem glacialen Platz gemacht hatte. Aus den unteren Schichten nahe der Grubensohle sind im Laufe der letzten Jahre mehrfach Knochenfragmente vom Mammut (*Elephas primigenius*) geborgen, z. B. mehrere Backenzähne, ein Stoßzahn, Reste von größeren Knochen u. a. Sämtliche Stücke — bis auf die Backenzähne — aber waren so stark verwittert, daß sie an der Luft getrocknet alsbald zerfielen, trotz aller Präpariermittel.

Die Artefakte.

Seit den Dezembertagen 1928, zu welcher Zeit ich diese Station entdeckte, konnte ich 27 Feuersteinabschläge an der Fundstelle bergen, von denen 16 als Geräte angesprochen werden müssen. Sie lagen sämtlich in einer Tiefe zwischen 1,60 bis 1,70 m und durchweg 0,60 bis 0,70 m über der Grundmoräne. Leider ist es bis heute nicht gelungen, in der Fundschicht die lange erwartete Feuerstelle zu entdecken, an der einst die Jäger der Lößsteppe rasteten, deren Hinterlassenschaft an Artefakten wir heute als wertvolle Belege frühester Besiedlung unseres Heimatbodens auffammeln und zu deuten versuchen.

¹⁰ Hans Menzel, Beiträge zur Kenntnis der Quartärbildungen im südlichen Hannover. Jahrbuch der geologischen Landesanstalt 1903.

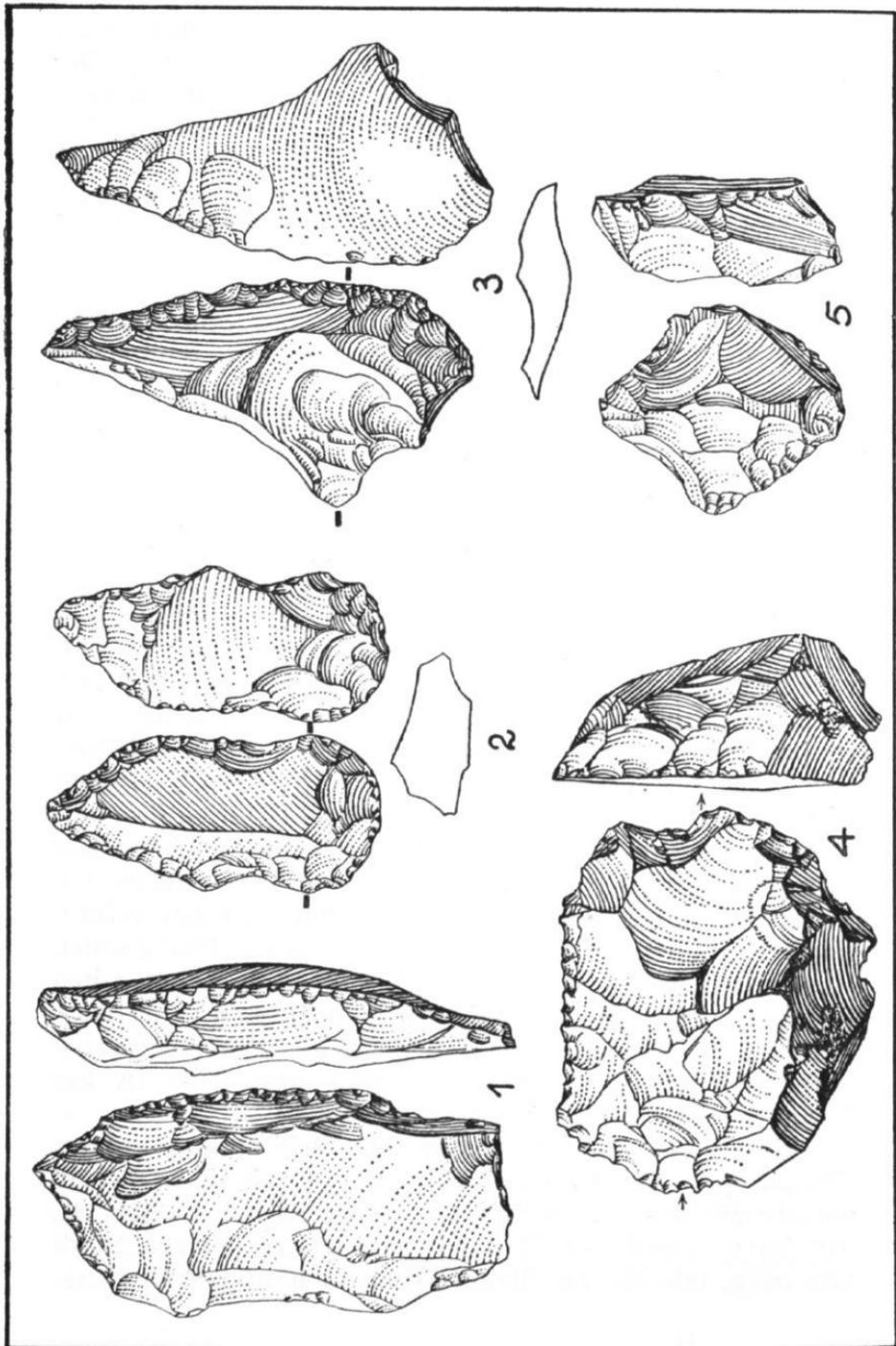
Das Silermaterial ist von z. T. schmutzig-grauer Patinierung; andere Stücke erscheinen schwach ockerfarbig getönt. Die Verwitterungsrinde ist nur dünn, und daraus ist zu schließen, daß die Fundstücke recht früh, d. h. nicht allzulange nach ihrer Außergebrauchstellung, vom Löß eingedeckt worden sind.

Das in Abb. 2 der Tafel 1 wiedergegebene Gerät sei zuerst behandelt. Es ist eine „eingeschnürte Klinge“ von kräftigem Querschnitt, fast symmetrischer Gestaltung und gut ausgeprägter Totalretusche, die aus ziemlich steilen und regelmäßigen Abspässen besteht. Das obere Klingenende ist zu einer Spitze, das entgegengesetzte zu einem steil retuschierten Kraxer ausgearbeitet; die Steilretusche ist in mehreren Abschlagreihen übereinander angelegt worden. — Noch zweimal treten uns sog. eingeschnürte Klingen im Fundmaterial entgegen, freilich weniger gut ausgebildet bzw. erhalten. Abb. 2 der zweiten Tafel zeigt eine Klinge mit mehreren flach angelegten Hohlspalten; leider ist das Artefakt zu Bruch gegangen.

Die auf Tafel 1, Abb. 3 dargestellte Bogenspitze vom Typus Chatelperron ist aus einem gekrümmten Abschlag hergerichtet. Ihre bogenförmig gestaltete rechte Seite ist sorgfältig retuschiert. Im Inventar liegt das Bruchstück eines gleichen, aber feiner hergerichteten Werkzeuges gleicher Art vor. Ob wir es bei diesen Artefakten stets mit Spitzen im Sinne des Wortes zu tun haben, erscheint mir sehr zweifelhaft. Es wäre richtiger, in vielen Fällen von Bogenkraxern zu sprechen, wie das auch bei unserm Stück die offenbare Zweckbestimmung besser kennzeichnet.

Einen kräftigen Eckstichel zeigt Abb. 1 der ersten Tafel. Er ist durch grobe Abspässe rund herum zugerichtet, und seine Retusche schärfte Stichelschneide und rechte Längskante. Weitere Stichelwerkzeuge sind bis heute in der Gronauer Station nicht gefunden.

Nicht minder wichtig für die Bestimmung unserer Station sind die Kraxertypen. Zuerst ist da der so charakteristische Kernsteinkraxer (Tafel 1, Abb. 4), der durch lamellare Abschlüge zum Gerät geformt ward und nicht, wie die im Mesolithikum so häufigen Nucleus-



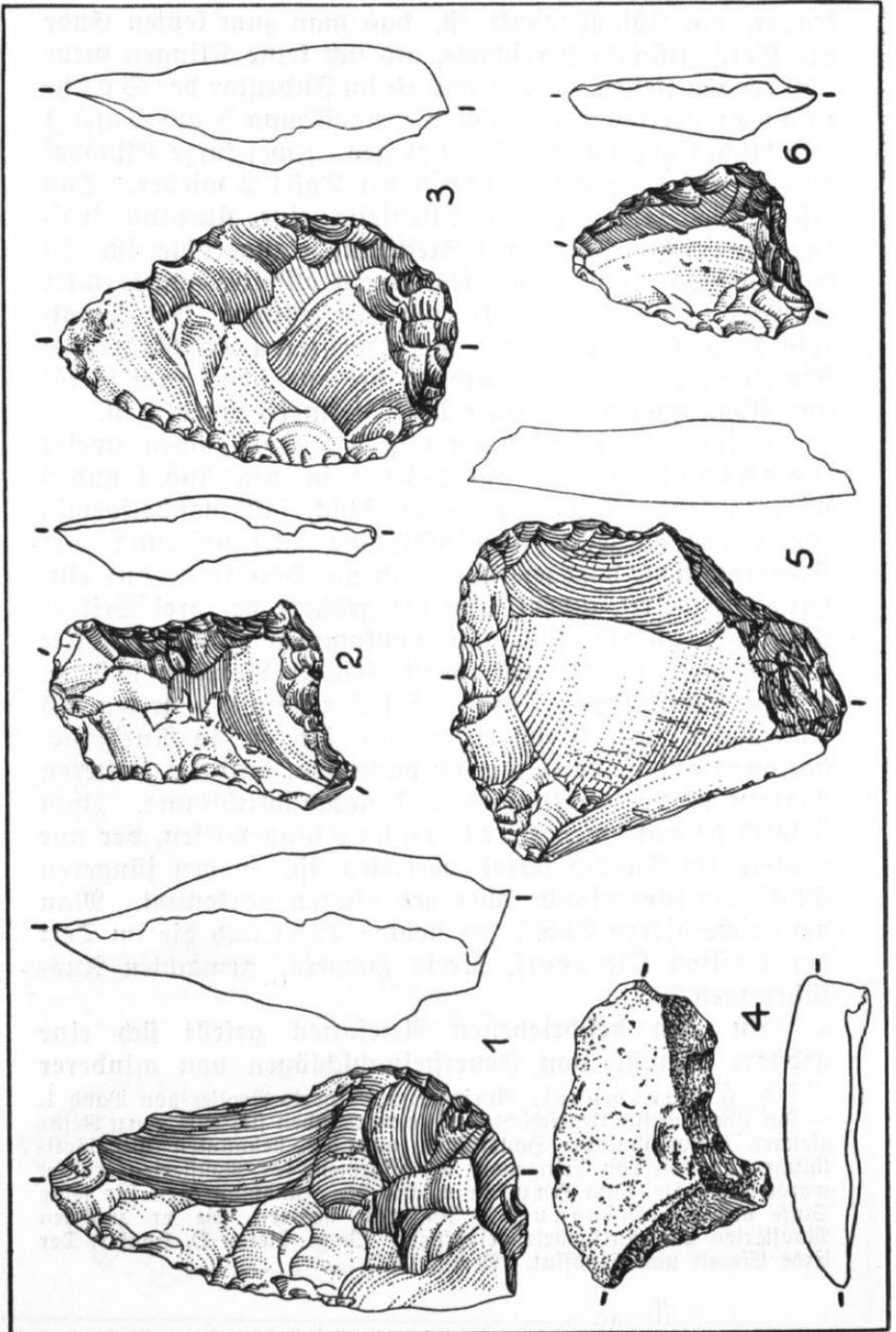
kraxer, ein Abfallprodukt ist, das man zum letzten Ende als Gerät flüchtig herrichtete, als sich keine Rlingen mehr absprengeu ließen. — Viermal ist im Inventar der S p i ß k r a x e r vertreten, wie ihn die Abbildung 5 auf Tafel 1 und Abb. 4 der zweiten Tafel zeigen. Zwei kurze Rlingenkraxer geben die Abb. 5 und 6 der Tafel 2 wieder. Das erste Stück zeigt an der Stirnseite eine überaus kräftige Arbeitskante, die durch Steilretusche zugerichtet ist. In der zweiten Abbildung gelangt ein allseitig zugeformter Kraxer in Dreiecksgehalt zur Darstellung. Die Totalretusche dieses Werkzeuges ist in mehreren Abschlagreihen übereinander angelegt worden, wie das schon zum Gerät von Abbildung 2 der ersten Tafel vermerkt worden ist.

Besonders bemerkenswert ist das Vorkommen zweier H a n d s p i ß e n, die auf Tafel 2 in den Abb. 1 und 3 wiedergegeben sind. Das erste Stück, fast mandelförmig zugeschlagen, zeigt wechselständige Retuschierung der Schneidkanten, dagegen ist die zweite Handspitze nur einseitig bearbeitet, indem man die größere der drei Seitenflächen durch Abplisse fast vollkommen plan herrichtete und danach die Ränder durch feinere Retusche schärfte. Solche Handspitzen — auch Fäustel genannt — treten als Nachzügler des Mousteriens des öfteren in Aurignacstationen auf¹¹, verlieren sich dann aber bald im weiteren Verlauf der Entwicklung des Jungpaläolithikums. Zum Schluß sei auf einen R i e l k r a x e r hingewiesen, der nur einmal im Fundmaterial vertreten ist, in den jüngeren Stationen hierzulande aber des öfteren vorkommt. Man vergleiche hierzu Abb. 7 der siebten Tafel und die im Text der Station Oldendorf, Kreis Hameln, gemachten Ausführungen.

Zu den beschriebenen Artefakten gesellt sich eine größere Anzahl von Feuersteinabschlägen von minderer

¹¹ S. Obermaier, Aurignacien. Eberts Reallexikon Band 1. — Im Museum für Urgeschichte in Weimar finden sich eine ganze Reihe gleicher bezw. ähnlicher Handspitzen aus der bekannten altpaläolithischen Station von Eringsdorf, die allgemein für Mousterien erklärt worden ist. Dr. Otto Hausser möchte den Fundplatz gern für seine Stufe von La-Micoque in Anspruch nehmen, die er zwischen Mousterien und Aurignacien einschleht. Vergl. hierzu O. Hausser, Der Erde Eiszeit und Sindsfut. Berlin 1927.

Tafel 2.



Bedeutung. Neben zerbrochenem Werkgerät finden sich viele Absplisse ohne jegliche weitere Verarbeitung, nur hier und da gelegentlich durch etliche Gebrauchsretuschen nachweisend, daß sie vorübergehend benutzt worden sind.

Schon die ungestörte stratigraphische Lagerung in so verhältnismäßig großer Tiefe im Löß ist Beleg genug dafür, daß die Station als *j u n g d i l u v i a l* anzusprechen ist. Denn nach Wieggers¹² und Obermaier¹³ setzte die Lößbildung während des Hauptvorstoßes des Eises ein, hatte ihr Maximum zur Zeit seiner Größtausdehnung und ebte im Verlauf der ersten Abschmelzperiode für unsere Breiten bereits wieder ab. Daraus darf summarisch geschlossen werden, daß unsere Station von Löß eingeschlossen ist, der etwa zu Beginn der Maximalausdehnung des Nordland-eises hier eingeweht worden ist. In diese Zeit setzen Obermaier und Wieggers das Aurignacien, dem auch unsere Funde einzugliedern sind und zwar nicht nur auf Grund der stratigraphischen Lagerung.

Überblicken wir nämlich das vorgelegte Inventar unserer Station, so zeigt sich, daß in ihm eine Anzahl von Charaktertypen des mittleren Aurignaciens vertreten sind. Die behandelten „eingeschnürten“ Klingengeräte (Tafel 1, Abb. 2; und Tafel 2, Abb. 2), die Bogenspitzen (Tafel 1, Abb. 3) und die verschiedenen, bei uns vertretenen Kraxertypen (Tafel 1, Abb. 4 und 5) sind Leitformen für das *H o c h a u r i g n a c i e n*¹⁴, das sich auch in der ausgeprägten Ganzretuschierung einer Anzahl von Artefakten ausdrückt; man vergl. hierzu Tafel 1, Abb. 2 und 3 und Tafel 2, Abb. 2, 3 und 6.

Ob es bei den in unserer Station vorliegenden guten Typen des Hochaurignaciens Berechtigung hat, auf Grund der im Fundmaterial etwas archaisch ansprechenden Hand-

¹² Wieggers, Diluviale Vorgeschichte des Menschen, Band 1, 1928.

¹³ Obermaier, Diluvialchronologie. Eberts Reallexikon, Bd. 2.

¹⁴ Obermaier, Der Mensch der Vorzeit. Berlin 1912. — Derf., Die am Wagramdurchbruch des Kamp gelegenen niederösterreichischen Quartärfunde. Jahrbuch für Altertumskunde, II, 1908. — Abso lon, Die Aufstellung der wahren Stratigraphie des mährischen Paläolithikums. Tagungsbericht der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, 1928. Hamburg 1929.

spitzen und etlicher anderer primitiv anmutender Geräte den Fundplatz früher zu datieren, wie das verschiedentlich ausgesprochen worden ist, stelle ich außerhalb jeglicher Erörterung; denn bis ins Hochaurignacien wirkt das Altpaläolithikum (Mousterien) sehr stark nach, und da sind gleiche Handspitzen, die ganz allmählich aussterben, gar nichts Seltenes. Sie sind eben die letzten Nachzügler aus altpaläolithischer Zeit. Als Leitformen für die Gronauer Lößstation haben die Chatelperronspitze, die eingeschnürten Rlingen und die verschiedenen Hochkräzzerformen zu gelten, und sie sind damit auch zeitbestimmend.

Der Fundplatz Poppenburg, Kreis Alfeld.

Riesgrube Zick, Burgstemmen.

Hierzu Tafel 3 bis 5 und zwei Textfiguren. — In der Übersichtskarte Nr. 2.

Dem nördlich der Domäne Poppenburg in der Riesgrube von Zick, Burgstemmen, im Jahre 1931 entdeckten Fundplatz kommt eine ähnlich große Bedeutung für unsere Landschaft zu wie der Gronauer Station, da er sich infolge der Lagerung im Löß stratigraphisch ebenfalls mit vollkommener Sicherheit als jungdiluvial bestimmen läßt. Er liegt wie jener auf der Mittelterrasse der Leine¹⁵, die hier — im Gegensatz zu Gronau — auf der rechten Seite der Leineniederung sich hinzieht. In ihrem Verlauf vom Süden nach dem Norden wird sie immerfort niedriger, um schließlich im Raume der Ortschaft Nordstemmen vollkommen unter der Erdoberfläche zu verschwinden. In den verschiedenen zwischen Poppenburg und Nordstemmen vorhandenen Aufschlüssen zeigt sie eine der Gronauer Terrasse ähnliche Struktur.

In den zwischen den beiden genannten Dörfern betriebenen Riesgruben zeigt die Terrasse den nachstehend beschriebenen Aufbau.

- a) Schwarzerde (a), die Mächtigkeit der Schicht variiert zwischen 0,50 und 0,80 m.

¹⁵ Erläuterungen zur geologischen Karte, Blatt Elze, Lieferung 265.

- b) Lößlehm (d), seine Mächtigkeit beträgt im Durchschnitt 1,75 m, überschreitet aber gelegentlich die 2 m Grenze.
- c) Grundmoräne (dm), nur gelegentlich in fladenförmigen Resten zu erkennen.
- d) Leineschotter (dg), bis zu 3 m Tiefe aufgeschlossen.

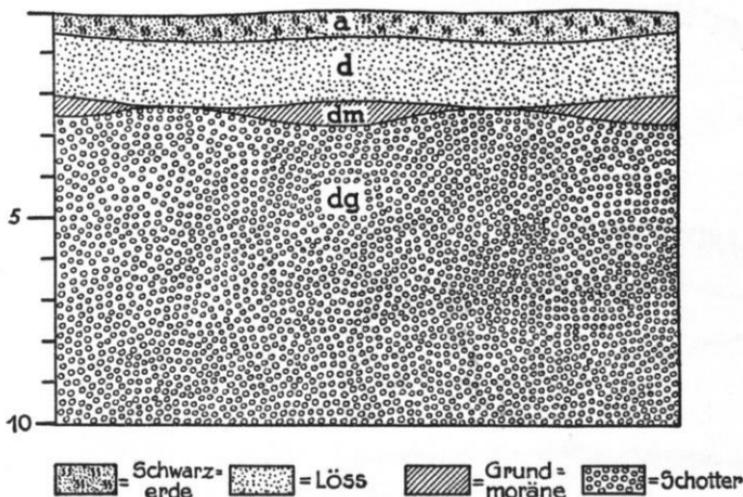


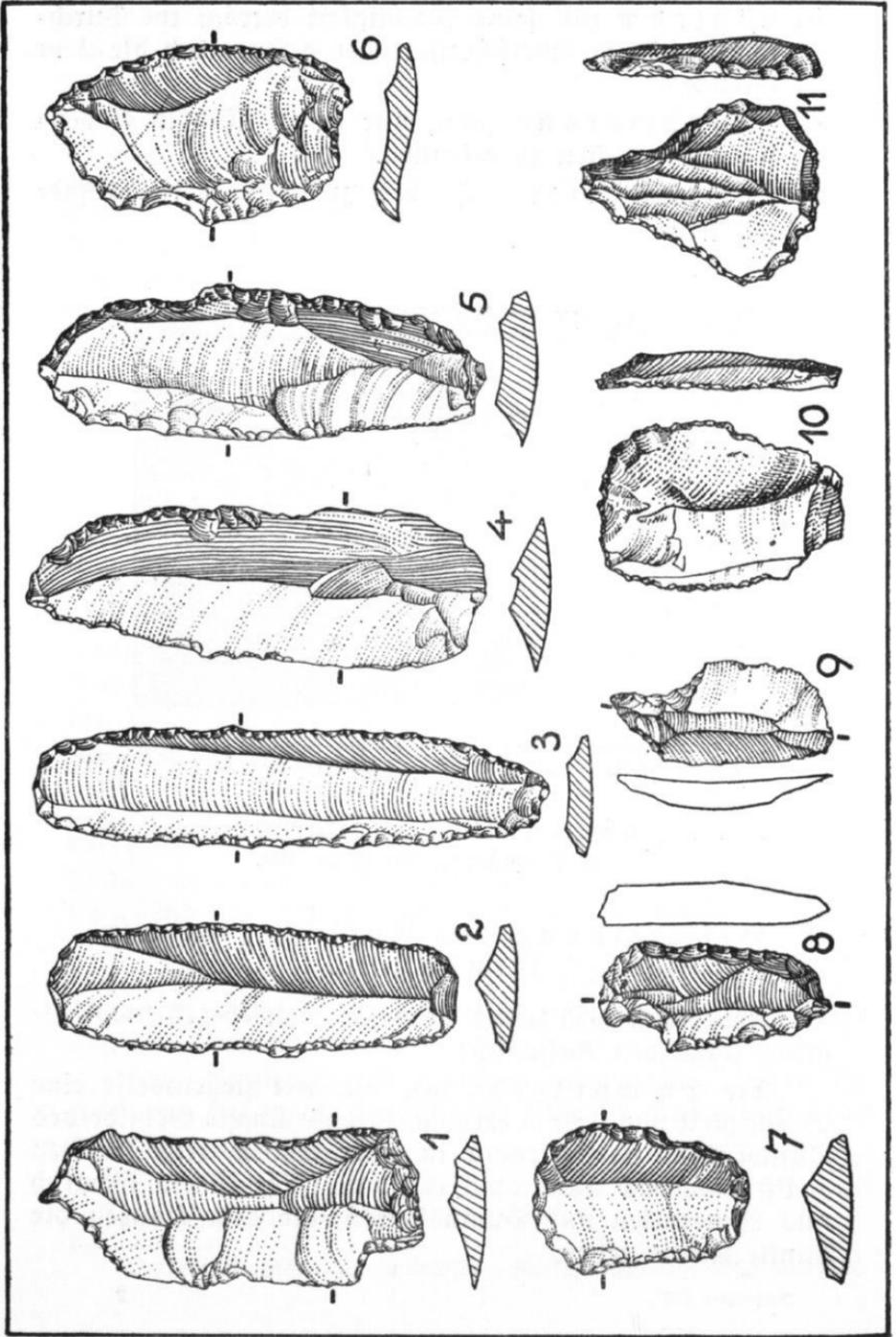
Abb. 2. Geologisches Profil des aurignaczeitlichen Fundplatzes bei Poppenburg, Riesgrube Zick.

Beschreibung des Aufschlusses der Grube Zick.

Im Herbst 1936 zeigte die außer Betrieb gestellte Riesgrube folgenden Aufschluß:

Die Schwarzerde (a), die hier stellenweise eine Mächtigkeit von 0,80 m erreicht, ist das jüngste Gebilde des Aufschlusses, das offenbar in einer frühen, recht feuchten Zeitspanne des Alluviums entstand. Sie ist ein Gemisch aus Mineralien und Humusstoffen, die dem Ganzen die dunkle Farbe geben.

Tafel 3.



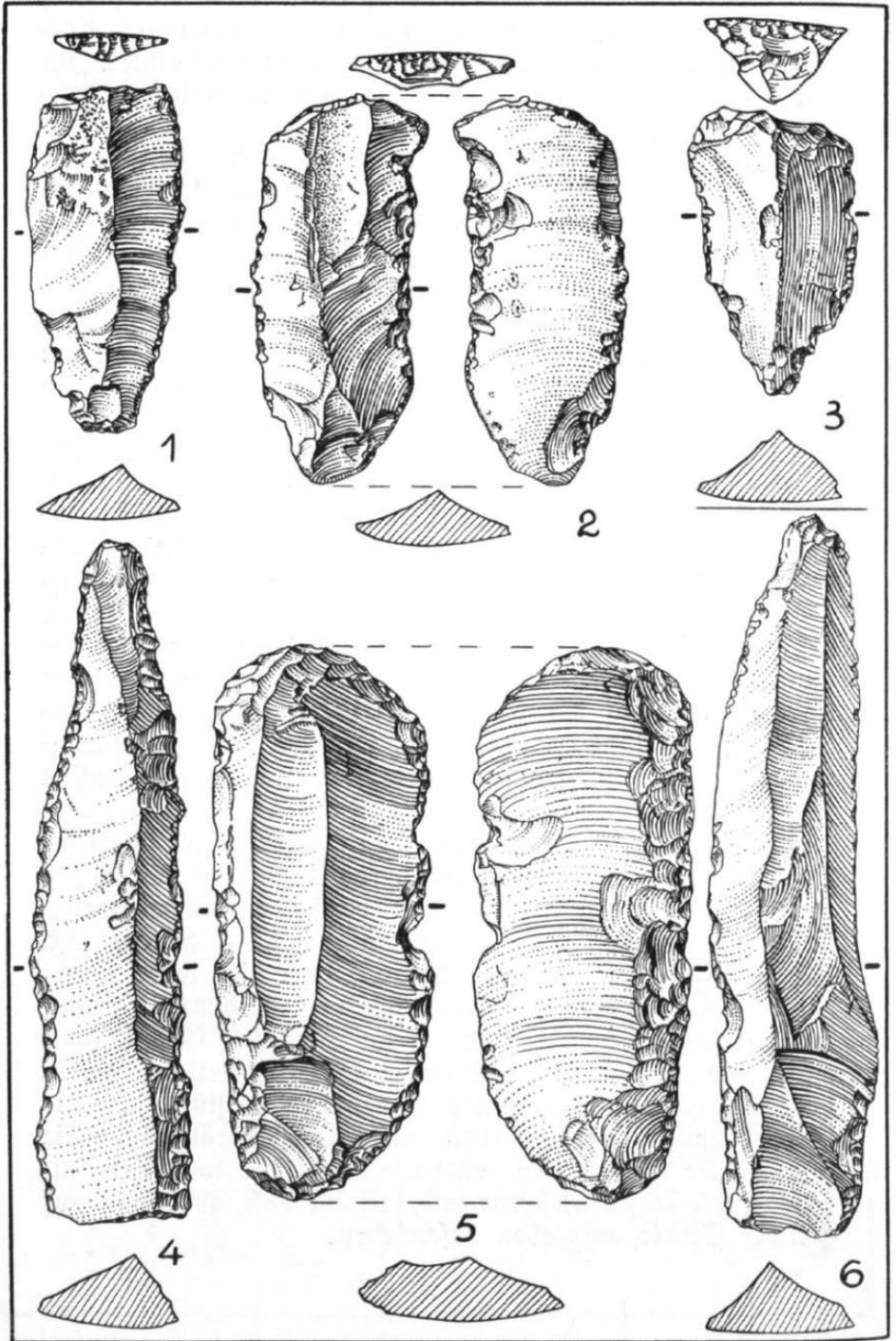
Der Löß (d) ist von heller Farbe. Sein Kalkgehalt ist durchweg besser erhalten als in den Gronauer Aufschlüssen, nimmt aber auch hier von oben nach unten hin zu, wo er gelegentlich zur Bildung von Konkretionen Anlaß gegeben hat.

Die Grundmoräne (dm) ist fast vollkommen erodiert, und nur gelegentlich stößt man bei der Erweiterung der Grube auf ihre linsenförmigen Reste in 15 bis 30 cm dicken Lagen. Diese geringfügigen Überbleibsel sind durchweg stark verwittert und zeigen oberflächlich oftmals die Struktur eines sehr sandigen Lehmes, der unmerklich nach oben hin in den Löß übergeht. Nach unten ist die tonige Grundmasse mit nordischen Gesteinstrümmern und Geröllen heimischer Herkunft durchsetzt.

Die Terrassenkiese (dg), deren Anschüttung bis in die vorletzte Eiszeit hineinreicht, sind in ihren unteren Schichten aus Pläner-, Muschelkalk- und Buntsandsteingeröllen zusammengesetzt, denen nur geringfügige nordische Gesteine als Umlagerungsprodukt einer vorausgehenden Eiszeit beigemischt sind. In den oberen Lagen läßt sich eine Zunahme nordischer Beimischungen beobachten, wodurch der Abschluß der Aufschüttung unserer Terrasse während der vorletzten Eiszeit belegt ist. Nordischer Quarzsand, Feuersteine jeglicher Farbenschattierung, Granite, Gneise und Quarzite aller Sorten lassen sich feststellen.

In dem oben beschriebenen Löß entdeckte ich im Juni 1931 eine Eiszeitjägerfiedlung, deren Niveau 85 bis 90 cm unter der Oberfläche — also nur wenig unter dem Grenzhorizont zwischen Schwarzerde und Löß — gelegen ist. Wie auch in der Gronauer Station war hier keine durchgehende Kulturschicht an Hand stärkerer Bodenverfärbung zu beobachten, doch konnte ich im Sommer 1934 einmal eine feine Aschenlage mit geringen Holzkohleteilchen darin, die ein offenes Lagerfeuer andeuteten, feststellen. Die Untersuchung ergab 9 Flinte und etliche Geröllsteine, die vom Feuer angegriffen waren. Sämtliche weiteren Inventarstücke lagen zerstreut und frei im Löß, aber stets auf gleicher Strate, wie oben beschrieben.

Tafel 4.



Die Artefakte.

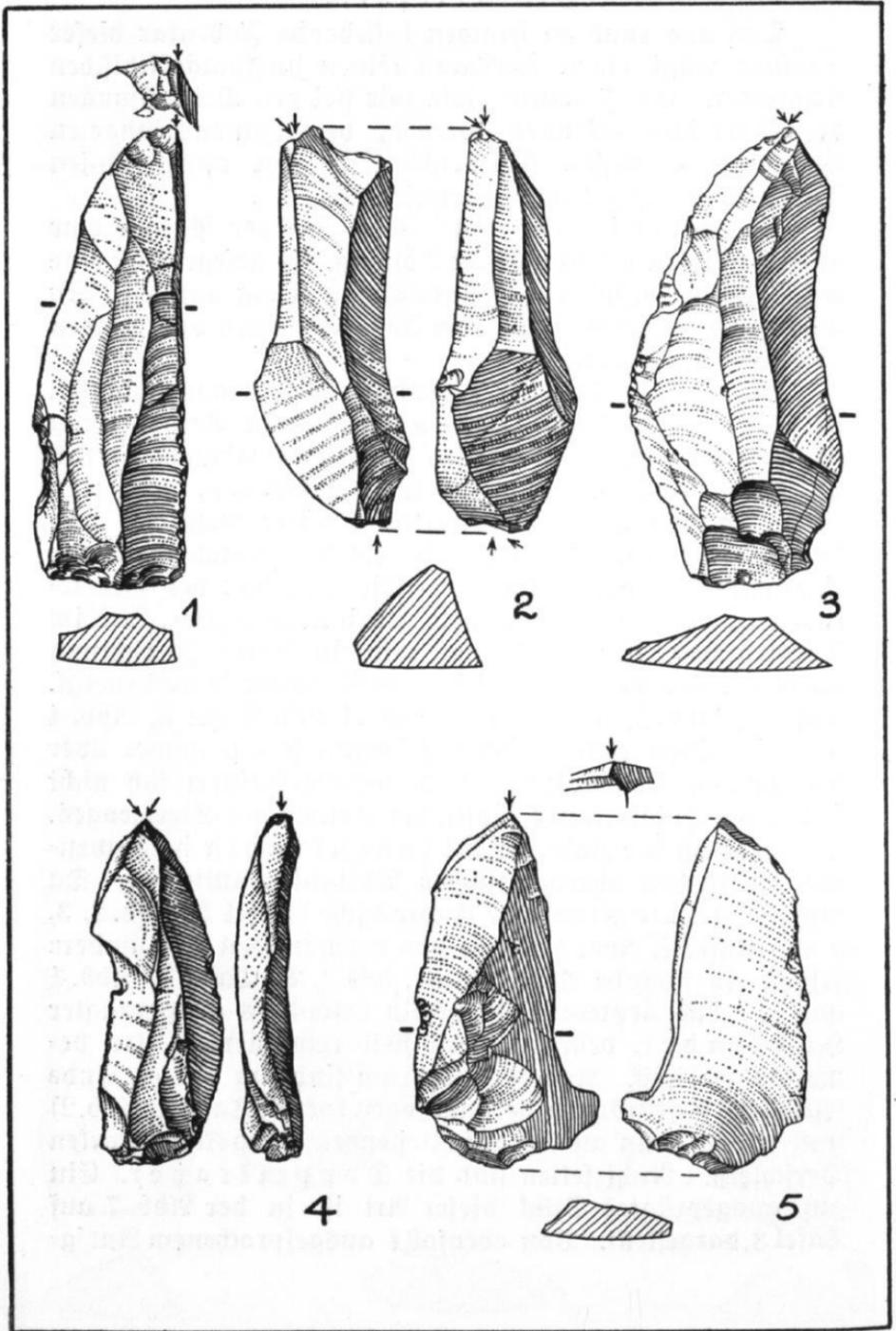
Das aus rund 40 Funden bestehende Inventar dieser Station trägt einen durchaus reinen jungpaläolithischen Charakter. Es ist zeitlich, wie wir bei den Betrachtungen des Materials erkennen werden, dem Jungaurignacien einzuordnen, dessen Formenvelt in gut ausgeprägten Typen in der Fundmasse vertreten ist.

Das Flintmaterial zeigt in der Patina eine durchweg grau bis blaugraue Tönung, die gelegentlich eine ins Gelbliche hinüberwechselnde Schattierung aufweist. So macht das Inventar schon rein äußerlich einen vollkommen geschlossenen Eindruck.

Der größere Teil der Fundstücke besteht aus schlanken Ringen von 4 bis 11 cm Länge, deren Verarbeitung ein durchaus hoch entwickeltes technisches Können verrät. Durchweg sind sie auffallend schön geschlagen, zeigen zu einem großen Teil hervorragend saubere Retusche, und bei den Spezialwerkzeugen ist die Vollkommenheit der Zurichtung bemerkenswert. — Die Struktur der Gerätetypen ist von ausgesprochenem Aurignaccharakter, der im Formenschaß der Werkzeuge und in deren Zurichtung durch vorzügliche Steilretusche zum Ausdruck kommt (vergl. Tafel 3, Abb. 2, 3, 5, 6, 7, 8 und 11 und Tafel 4, Abb. 4 und 5). Diese erstreckt sich typischerweise fast immer über die langen Seitenränder und verallgemeinert sich nicht selten zur Totalretusche sämtlicher Kanten des Werkzeuges.

Groß ist die Zahl der Ringkramer im Inventar, die in den allermöglichsten Varianten auftreten. Da sind Stücke mit gerundeter Endretusche (Tafel 3, Abb. 2, 3, 5 und Tafel 4, Abb. 2 und 5) von der häufigen Art; andere zeigen eine gerade Arbeitskante, wie z. B. Tafel 4, Abb. 1 und 3. Das letztere Stück ist ein besonders ausgeprägter Hochkramer, dessen äußerst steil retuschierte Stirn bemerkenswert ist. Andere wiederum sind am oberen Ende seitwärts nasenförmig herangezogen (vergl. Tafel 4, Abb. 2) und zeigen dann an der anschließenden Längskante starken Verschleiß. Nicht selten sind die Doppelkramer. Ein gut ausgeprägtes Stück dieser Art ist in der Abb. 7 auf Tafel 3 dargestellt. Von ebenfalls ausgesprochenem Aurignac-

Tafel 5.



nacharakter ist die fein gearbeitete Retuschierung der Längskanten dieser Werkzeuge. Auch die *Kernkraßer* treten in unserer Station in reicher Zahl auf und unterscheiden sich nicht wesentlich von denen des Gronauer Fundplatzes. — Einen feinen *Klingenschaber* stellt die Abb. 10 der dritten Tafel dar. Dieser Werkzeugtyp ist nur selten im Inventar des Fundplatzes zu beobachten.

Ausgesprochene *Messer* sind selten; Abb. 4 der dritten Tafel zeigt ein solches mit gebogener und gut retuschierter Schneidkante. Ein gut Teil der nur Gebrauchsretusche aufweisenden Klingen ist sicherlich als Schneidwerkzeug verwandt worden. Ein Klingentyp von eigenartigstem Gepräge, wie er sonst nirgendwo hierzulande in anderen Stationen und Kulturen bisher in Erscheinung trat, ist auf Tafel 4 in den Abb. 4 und 6 wiedergegeben. Er ist als überaus schlank zu bezeichnen, dabei von kräftigem Querschnitt, und immer wieder ist das mit dem Schlagbuckel behaftete Ende entfernt und die Bruchstelle steil zur Unterseite geneigt retuschiert, so daß diese in der Zeichnung nicht in Erscheinung tritt. Eins der Stücke (Tafel 4, Abb. 4) ist ganzrandig im Charakter des *Murignaciens* bearbeitet worden. Sonst weisen die Werkzeuge neben der schon beschriebenen Arbeitskante an der Basis starke Gebrauchsspuren an der stets gut ausgebildeten, kräftigen Klingenspitze auf.

Für den *Murignaciens*charakter unserer Siedlung sehr bezeichnende Geräte sind die in den Abb. 6, 8 und 11 der dritten Tafel wiedergegebenen Werkzeuge, von denen die Stücke unter 8 und 11 ausgesprochene Einzelercheinungen sind. Haben wir in der Abb. 6 eine *Blattspitze* mit allseitiger Feinretusche vor uns, so müssen wir in den beiden anderen Geräten Spezialwerkzeuge erblicken. Das in Abb. 8 dargestellte Artefakt hat einen kräftigen Querschnitt und ist an seinem oberen Ende durch Steilretusche zu einem *Kraßer* modelliert, dessen linke Ecke einen *Hohlkraßer* — sog. *Pfriemer* — aufweist, während der untere Klingenteil durch saubere Bearbeitung zu einer kräftigen Spitze zugerichtet ward. — Mit gleich gut ausgearbeiteter Totalretusche ist das Werkzeug der Abb. 11 versehen. Sein

unterer Teil ist zu einem Löffelartigen Kratzer geformt, der obere läuft dagegen in einer Spitze aus. Die fächerartige Abspaltung der Oberfläche und die komplette Bearbeitung des Randes verleihen dem Stück den typischen Charakter eines Aurignacwerkzeuges, das in verschiedenen Variationen uns gelegentlich in Stationen des Hochaurignaciens begegnet.

Zinken, die im ausgehenden Jungpaläolithikum ein sehr häufiges Grabierinstrument sind, kommen in unserem Fundmaterial nur sehr selten (3 Exemplare) und noch dazu in wenig entwickelter Form vor. Zwei Stücke sind auf Tafel 3 in Abb. 1 und 9 wiedergegeben. Dieses Gerät, das offenbar ein feines Schnitzinstrument für die Holz- und Knochenbearbeitung ist, ist aus roheren Frühformen des Aurignaciens abzuleiten, die in den fundreichen Aurignacstationen Mährens in großer Zahl vertreten sind. Die vollentwickelte Form dieses Gerätetyps ist besonders zahlreich in den Stationen der Hamburger Stufe¹⁶ Norddeutschlands und solchen des Magdaleniens im Süden und Westen Mitteleuropas. Wir kennen sie in den Inventarien der Stationen Peterfels, Munzingen, Hohlefels, Reflerloch u. a. in größerer Zahl.

Verhältnismäßig häufig sind die *Stichel* des Fundplatzes, die in ihren wesentlichen Typen auf der fünften Tafel zur Darstellung gelangten. Obwohl sie — analog dem übrigen Klingengerät — feingliedrig gestaltet sind, zeigen sie doch ein charakteristisches Gepräge. Der *Edstichel* herrscht vor. Seine Schneide ist durch einen Längs- und einen Seitenabschlag — gelegentlich sind es auch zwei (vergl. Tafel 5, Abb. 5) — zugerichtet. Der Seitenabschlag ist bogig gestaltet, wie das bei den einzelnen Stücken in den Abbildungen der Fall ist, die dadurch ganz besonders den Einschlag des Hochaurignaciens kund tun. Abb. 2 zeigt einen *Doppelledstichel*, dessen untere Schneide besonders kräftig und charakteristisch modelliert worden ist. — Einen *Mitteltstichel* stellt Abb. 4 dar, und einen

¹⁶ Gustav Schwantes, Urgeschichte Schleswig-Holsteins. Neumünster 1936 und Alfred Rust, Ein Wohnplatz der eiszeitlichen Menschen in Schleswig-Holstein. Jahrbuch der Schleswig-Holsteinischen Universitäts-Gesellschaft, 1934/35.

Gravierstichel mit feinsten Schnitzspitze findet man in Abb. 3 wiedergegeben.

Führend bei der Bestimmung der Station ist die dauerlicherweise in ihrem oberen Teile verletzte Spitzklinge vom Typus „La Gravette“, die in Textfigur 3 abgebildet worden ist. Die elegante Klinge weist an der linken Seite eine sorgfältig ausgeführte Steilretusche auf, die noch ein wenig um den unteren rechten Teil der Klinge

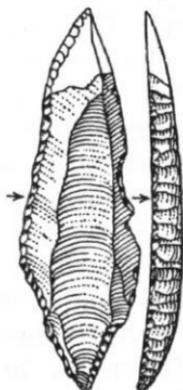


Abb. 3. La Gravette-Spitze von Poppenburg, Kreis Alfeld.

herumgreift. Hierdurch und durch die Herausarbeitung der Anickung der linken Seitenkante ist die Vorstufe zur späteren Kerbspitze geschaffen.

Damit ist die Beschreibung dieser Poppenburger Jägerlagerstatt abgeschlossen. Es gilt nun, sich der bereits oben flüchtig gewidmeten Frage der Altersbestimmung wieder zuzuwenden. Dem aufmerksamen Beobachter fällt die saubere Aurignacretusche eines gut Teils der Geräte auf, die nicht selten zur Ganzretusche vieler Werkzeuge verallgemeinert ist. Für das Aurignacien sind außerdem die nicht seltenen Hoch- und Kernkrazer charakteristisch. Die nur wenig häufigen Frühformen des Zinken, die gelegentlich schon im Aurignacien auftreten, sind Belege für das Endstadium dieses Zeitalters, worauf bereits hingewiesen ist. In der bogenförmig gekrümmten Querkante

der Stichel glaube ich ebenfalls ein Charakteristikum des Jungaurignaciens vermerken zu müssen. — Eine jüngere Formenwelt bahnt sich in den Geräten der Tafel 4 an. Die Klingenträger mit gerader, aber schräg verlaufender Arbeitskante und die überaus schlanken Klingen, sowie der überwiegend flache Querschnitt der Großzahl der Klingen deuten bereits auf die Entwicklung zur spät-paläolithischen Formenwelt hin.

Ausschlaggebend bei der chronologischen Bestimmung unseres Fundplatzes ist seine Lagerstatt im primären Löß. Wiegers¹⁷ sowohl als auch Obermaier¹⁸ setzen in den Anfang des Maximums der letzten Vereisung den Beginn des Aurignaciens, das mit der ersten Periode des endgültigen Eisrückzuges, in der die Lößbildung zum Abschluß kommt, ausklingt. In diesen Zeitabschnitt gehört auch die Station vor Poppenburg, die nur noch ganz geringfügig von Löß bedeckt worden ist.

So haben wir es hinsichtlich des Poppenburger Fundplatzes offenbar mit einer jungpaläolithischen Zivilisation zu tun, die ihr Gepräge vom Aurignacien erhielt, das hier in seiner Spätform vertreten ist, wie es die Formenwelt der Artefakte und der Lagerungsverband zweifelsfrei belegen.

Fundplatz Oldendorf, Kreis Hameln.

Feldflur: Auf der Hop.

Hierzu die Tafeln 6 bis 10 und Textfigur 4. — In der Übersichtskarte Nr. 3.

Wenden wir uns von Oldendorf nach Süden und wandern auf der Landstraße in Richtung Ahrenfeld, so erreichen wir mittweg — ca. 1000 m vom Orte entfernt — eine nach Norden hin stark abfallende Kuppe, wie sie in unserer Landschaft recht häufig dem aufmerksamen Beobachter begegnet, und wie wir sie beim Studium der geologischen Karte in besonders großer Zahl in der Nordostecke

¹⁷ Wiegers, a. a. O.

¹⁸ Obermaier, Diluvialgeologie. Eberts Reallexikon der Vorgeschichte, II. Band. — Verf., Der Mensch der Vorzeit. Berlin 1912. — W. Sörgel, Löss, Eiszeiten und paläolithische Kulturen. Jena 1919.

des Blattes Salzhemmendorf¹⁹ und dem Nordwestwinkel des Blattes Gronau²⁰ festzustellen vermögen. Es sind dieses die Reste der einstmals hier in mächtigen Lagen angeschütteten eiszeitlichen Schotter, die teils aus heimischem Gestein, z. a. aber in einem hohen Prozentsatz aus nordischen Geschieben bestehen. Zu allermeist sind diese glacialen Bildungen durch den Löß der letzten Eiszeit bedeckt, unter dem bei gelegentlichen Aufschlüssen die Grundmoräne der vorletzten Vereisung in noch gut erhaltener Ausbildung zu finden ist, wie das z. B. in der Riesgrube nördlich von Hemmendorf der Fall ist. Hier ist bis zu 7 m grober Sand sichtbar und darüber folgen bis zu 5 m Gerölle — in großen Mengen ist nordisches Material darin enthalten — mit einzelnen Sandlagen, denen die teilweise gut erhaltene Grundmoräne aufliegt. Einen ähnlichen Aufschluß finden wir südlich des Dorfes Quantzsch, nur ist hier das Vorkommen nordischer Gesteine (Granite, Gneise, Flint u. a.) offenbar noch viel reicher als an dem zuerst genannten und beschriebenen Ort.

Am hier zur Behandlung stehenden Platz rechts der Straße von Oldendorf nach Ahrenfeld stehen nordische Schotter in reichen Mengen und in größerer Fläche zu Tage²¹ und sind oberflächlich nur gering mit Lößlehm vermischt, der, wie das auf solchen aus dem Niveau der Landschaft herausragenden Plätzen stets der Fall ist, zum allergrößten Teil durch den Wind in die umliegenden Niederungen der Saaleaue getragen ward.

Am Westabhang der Kuppe entdeckte ich im Winter 1933 eine jungpaläolithische Station von bemerkenswerter Bedeutung. Wenn sie auch oberflächlich gelagert ist — also stratigraphisch nicht datierbar — so gibt doch das Fundmaterial um so reichere und eindeutige Aufschlüsse.

Die Artefakte.

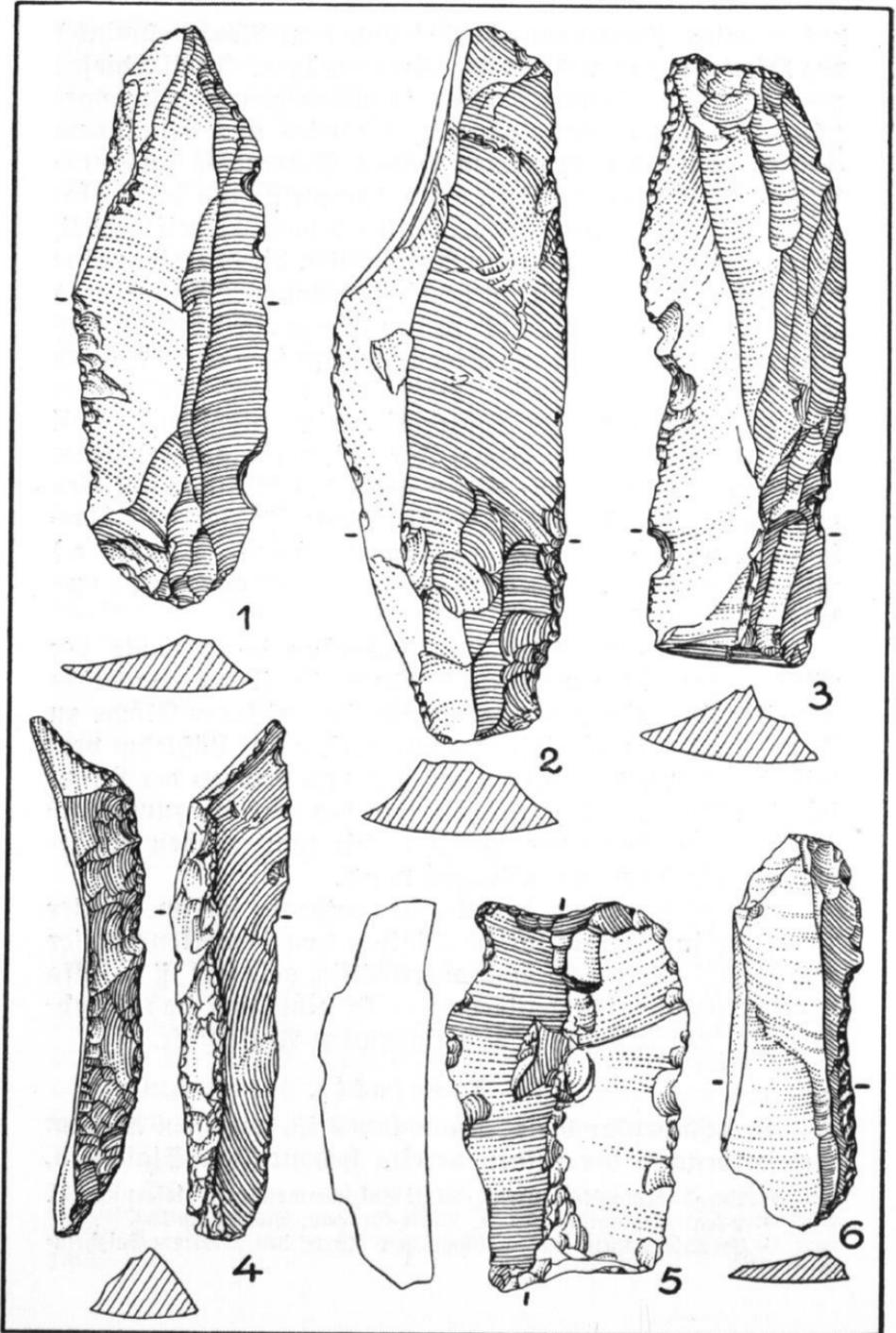
Das Inventar dieses Fundplatzes ist, gemessen an dem Artefaktbestand der beiden bereits behandelten Stationen,

¹⁹ Vergl. geologische Karte, Blatt Salzhemmendorf, Lieferung 153.

²⁰ Vergl. geologische Karte, Blatt Gronau, Lieferung 153.

²¹ Erläuterungen zur geologischen Karte des Blattes Salzhemmendorf.

Tafel 6.

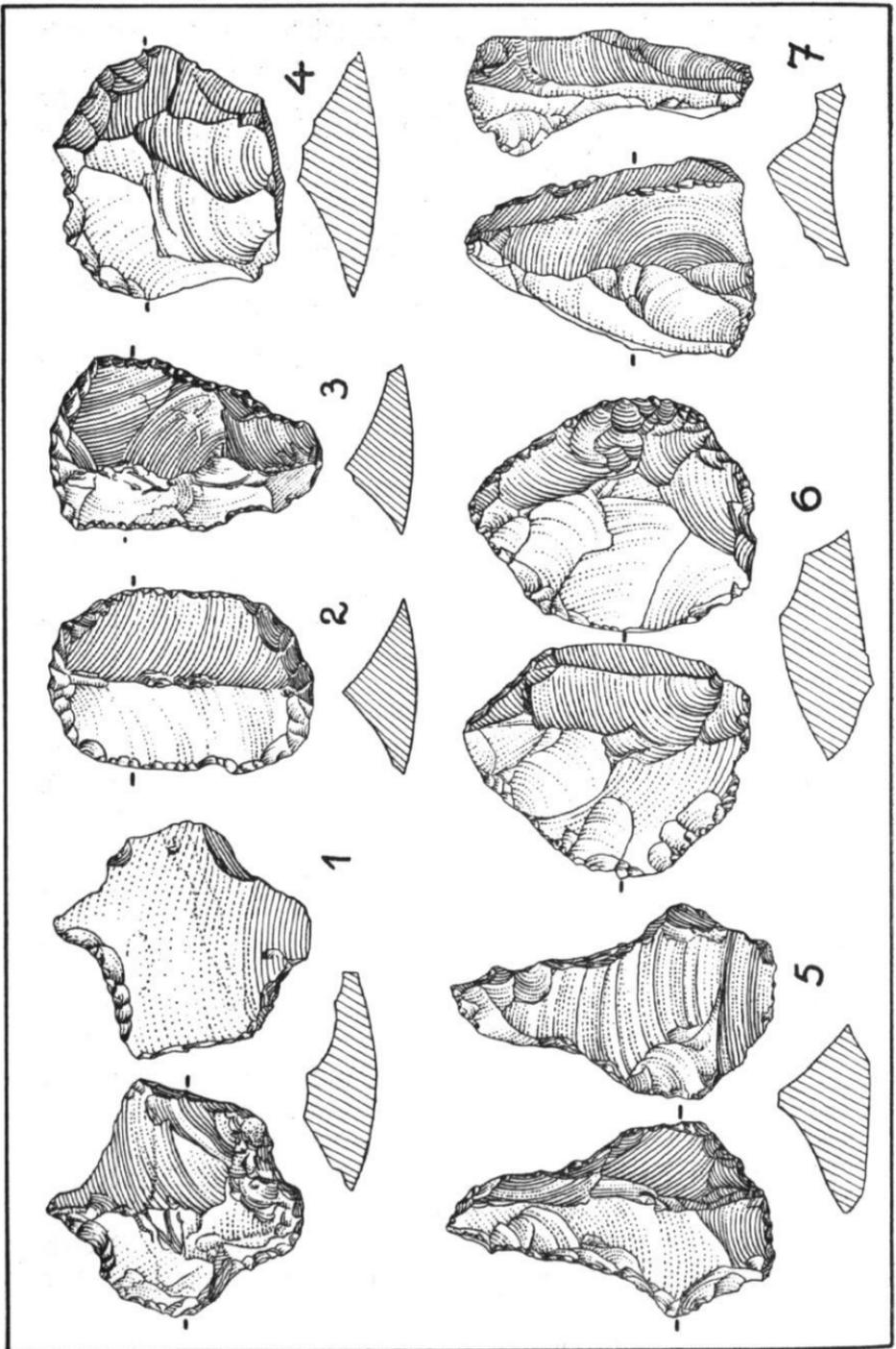


sehr reichhaltig. Weit über hundert von Menschenhand geschlagener Silexstücke, von denen 50 % die Weiterverarbeitung zum Gerät erkennen lassen, sind seit dem Tage der Entdeckung vom Fundplatz aufgehoben worden. — Das Silexmaterial ist im Farbton nicht ganz so einheitlich, wie es auf den beiden bereits behandelten Stationen beobachtet wurde. Vorherrschend sind die dunkelblaugrauen Löne, daneben sind etliche Artefakte in graubrauner, brauner und schmutzig weißer Färbung zu vermerken. Die Station ist zweifellos dem Frühmagdalénien einzuordnen, wie im Verlauf der Betrachtung der Werkzeugreihen sich zeigen wird.

In außerordentlich großer Menge treten uns **Rlingen** (vergl. Tafel 6, Abb. 1 und 2) im Inventar entgegen. Sie sind durchweg gut geschlagen und schwanken in ihrer Länge zwischen drei und elf cm. Ihre Mehrzahl ist im Profil von dreieckigem Querschnitt, während trapezförmiger seltener in Erscheinung tritt. Terminale Gebrauchsrutische ist an den gut ausgefallenen Stücken stets zu finden, weniger häufig aber zum Teil auch gar nicht an den mehr oder weniger unklungenen Abspalten, die in größeren Mengen auf dem Fundplatz aufgehoben worden sind. Etliche der Rlingen sind mit Schutzrutische an einer Seitenkante versehen, wie es Tafel 6 in Abb. 6 darstellt. Diese Stücke weisen sich durch die Art der Zurichtung als **Messer** aus und sind nicht selten. Daneben fallen Geräte auf, wie sie in Abb. 4 der sechsten Tafel wiedergegeben sind. Es handelt sich dabei um einen langen, hogenförmigen Abspalt, dessen Spitze pfriemenartig zugerichtet ist. Der scharfe Grat des Geräterückens ist durch Abschlüge stumpf gemacht und gibt so dem zweimal auftretenden Gerät das merkwürdige Gepräge.

Raßer sind in großer Zahl und in der verschiedenartigsten Gestalt und Größe im Fundmaterial vorhanden. Neben gut entwickelten Ringenräßern begegnen uns hervorragend schöne Doppelräßer und kräftige, hufartige Kernräßer mehrfach.

Die Ringenräßer wurden häufig beobachtet. Sie sind 3 bis 10 cm lang und durchweg äußerst sauber



bearbeitet. Ausgezeichnete Stücke gibt die Tafel 10 unter Abb. 2, 3 und 5 wieder. Die Geräte zeigen eine kräftige und sehr steil ausgebildete Stirnretusche, und beide Längskanten sind in überaus sorgfältiger Weise durch feinste Absplisse in der Art der Aurignacretusche geschärft, wie das charakteristischer Weise vielfach im Fundplatz der Fall ist. Weitere Klingenträger sind unter 3 und 4 auf Tafel 7 zu betrachten.

Dreimal ist ein Doppeltträger gefunden worden. Diese Stücke sind auffällig stark abgemutzt, was insbesondere die gänzlich zerschliffene Stirnretusche des einen Artefaktes ausweist (vergl. Tafel 9, Abb. 6). Wiederum sind auch bei diesen Geräten die Seitenkanten mit sauberer Retusche versehen, was auch in der Abb. 2 der siebten Tafel zu beobachten ist.

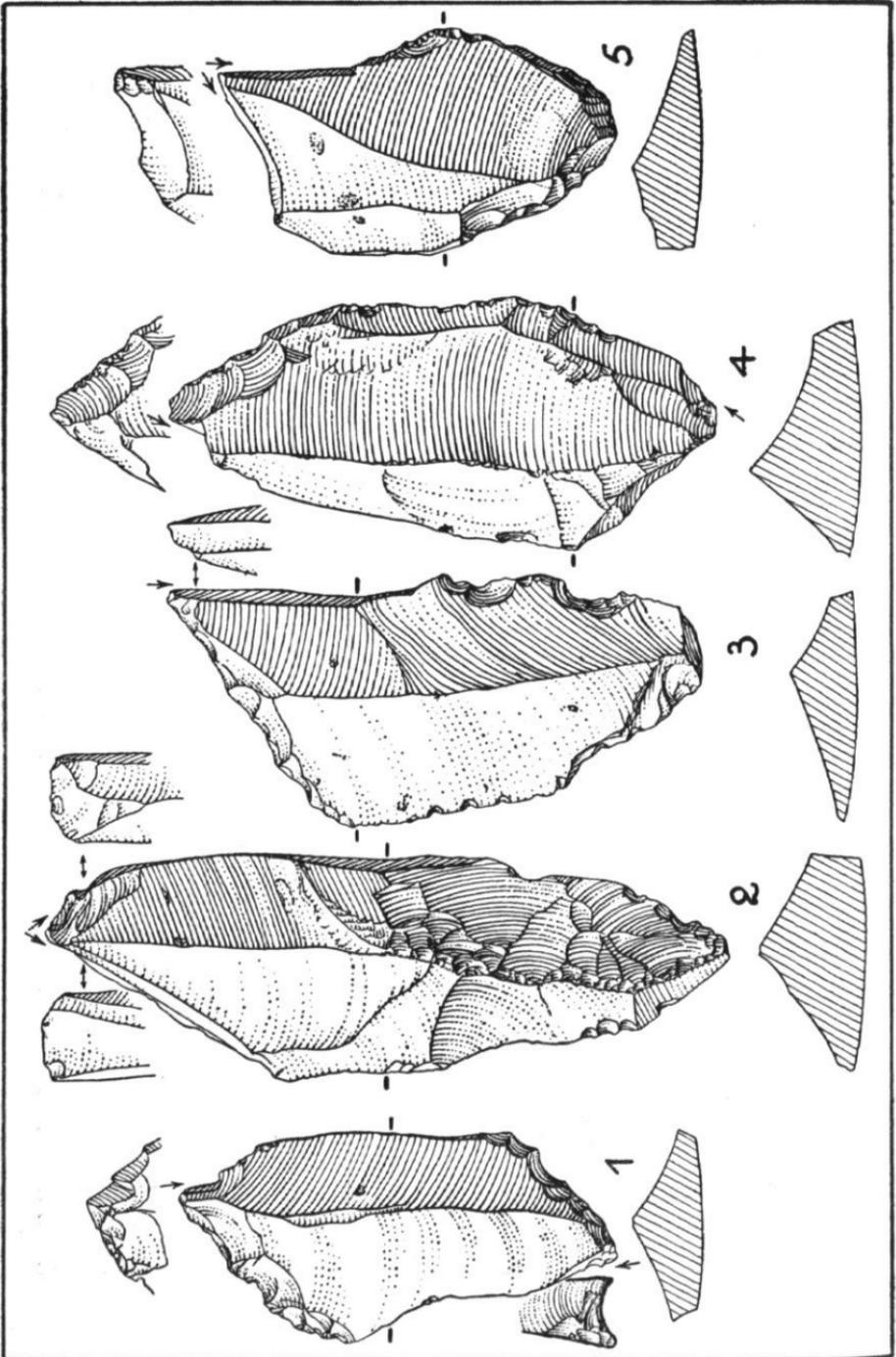
Vielfach ist das Vorkommen der hufförmigen Kernträger. Es handelt sich hier offenbar nicht um ehemalige Kernsteine (Nuclei), die zur Herstellung dieser Werkzeuge benutzt worden sind, wie es im Mesolithikum der Fall war, vielmehr wurden diese aus dickeren Abschlägen hergerichtet, indem man fächerförmig kleine Lamellen nach drei Seiten hin absprengte, um die Form des Artefaktes zu gestalten. Die Unterseite blieb flach und unbearbeitet, nur Unebenheiten — wie Schlagbuckel u. ä. — sind durch leichte Absplisse entfernt, um die Handhabung bzw. die beabsichtigte Schäftung zu erleichtern.

In Abb. 7 der siebten Tafel ist ein Stück der mehrfach vorkommenden Geräteform wiedergegeben, die ich in Übereinstimmung mit L. Bardon, J. und A. Bouyssonie²² und Hans Piesker²³ als schmalen Hoch- oder Kiehlträger anspreche, der einen Übergang zum Stichel darstellt. Das Werkzeug ist aus einem etwas unebenen dreikantigen Abschlag zugerichtet, dessen Ecken durch lamellare Absplisse geschärft worden sind. Es handelt sich hier um die Vor-

²² L. Bardon, J. und A. Bouyssonie, Grattoir caréné et ses dérivés à la Coumbâtel-Bouitou. Revue de l'école d'Anthropologie de Paris 1906.

²³ Hans Piesker, Borneolithische Kulturen in der Lüneburger Heide. Hildesheim 1932.

Tafel 8.



stufe eines Artefaktes, das in jüngeren Abschnitten des Paläolithikums uns wiederum begegnet, jetzt aber in besserer Ausprägung²⁴. Insbesondere sei hier auf die Station Quanthof, Kreis Hameln, hingewiesen, wo dieser Gerätetyp mehrfach in gut entwickelter Form vertreten ist. Dieser Fundplatz ist von mir als frühalluvial, also mesolithisch, angesprochen worden.

Seltener — wie immer — sind die echten Schaber im Fundinventar vertreten. Tafel 7 zeigt in Abb. 6 ein solches Gerät in Distusform. Durch lamellenförmige Abschläge ist die Schneideflache flach und beidseitig zugerichtet. — Immer wieder kann man in der einschlägigen Literatur die Feststellung machen, daß die Begriffe „Krazer“ und „Schaber“ zum mindesten nicht in der völligen Verschiedenartigkeit ihrer Zweckbestimmung sicher erkannt worden sind, ja vielmals sogar gleichgesetzt werden. So kann es vorkommen, daß ein und dasselbe Gerät in der gleichen Abhandlung einmal als Krazer, wenige Sätze später als Schaber bezeichnet wird²⁵. Bei der Behandlung von steinzeitlichen Werkzeugtypen sollte man die hier in Frage kommenden Geräte, die den Arbeitsabfall (den Span bei Holz und Knochen) auf der Klinge vor sich herschieben, als Schaber (vergl. Arbeitsvorgang beim Hobeln) und solche, die im Arbeitsgang den Abfall unterseitig mitführen (vergl. Ziehlinge bei der Holz- und Lederbearbeitung), als Krazer bezeichnen. Ist es doch praktisch gänzlich ausgeschlossen, einen Hochkantkrazer als Schaber in oben dargestellter Arbeitsweise zu benutzen, und würde man umgekehrt einen gut geschärften Klingenschaber als Krazer verwenden, so wäre, wie das Versuche ergeben haben, nach aller kürzester Frist die flach zugerichtete Schneide völlig zerstört.

In verschiedenen Varianten sind die Bohrer im Inventar des Fundplatzes vertreten. Häufiger ist der in

²⁴ W. Barner, Steinzeitfunde aus dem Kreise Gronau, Teil 2. Hildesheim 1930.

²⁵ Hubert Schmidt, Vorgeschichte Europas. Band 1, Stein- und Bronzezeit. Leipzig 1924. Seite 34 und 35, Tafel III, Abb. 3.

Tafel 9.

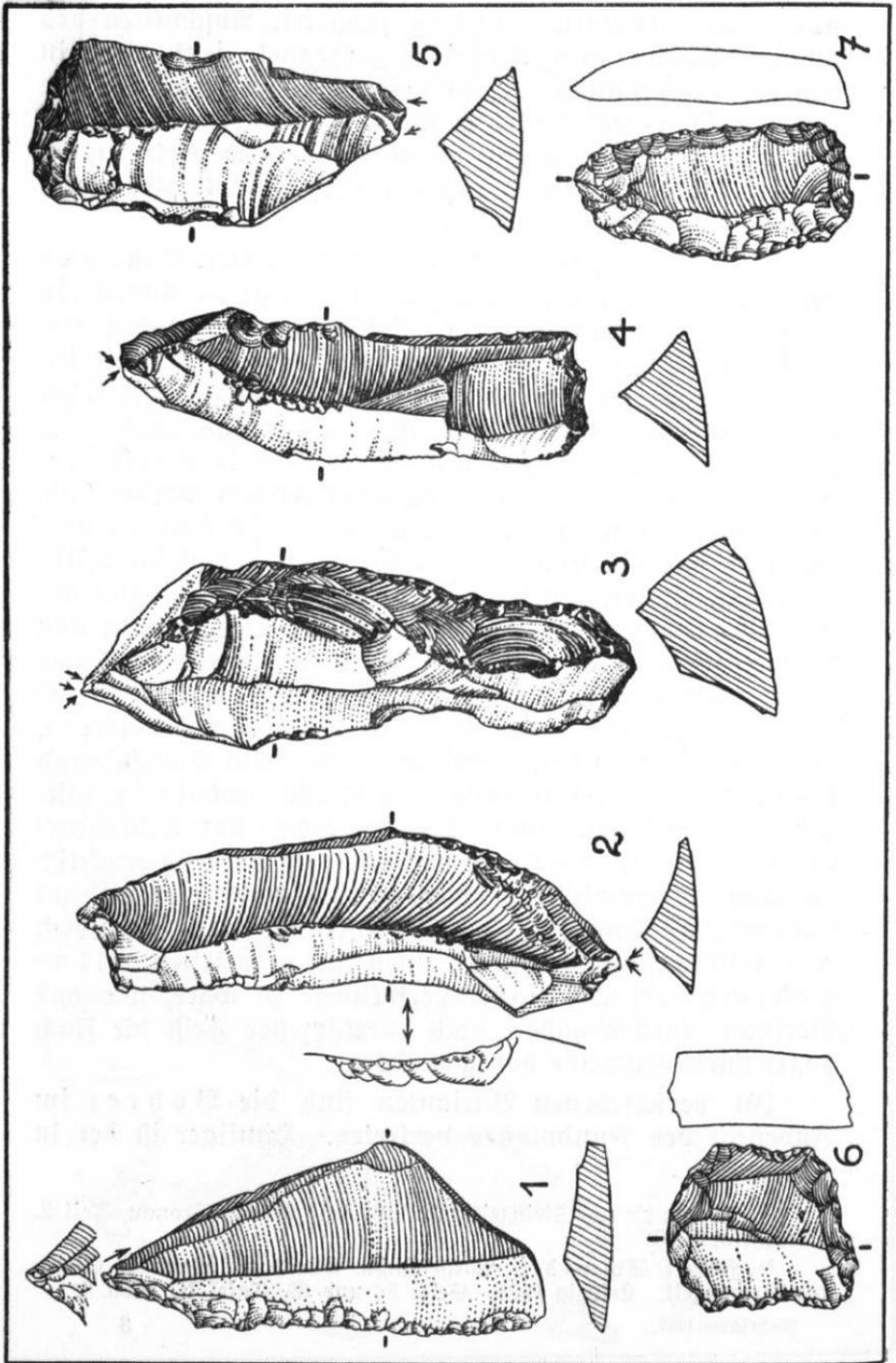


Abb. 1 auf Tafel 7 wiedergegebene Typ mit kurzer Spitze und der dem Bohrer charakteristischen wechselseitigen Retusche²⁶; jedoch nur zweifach fand sich das Gerät von der Art, wie es Tafel 7 in Abb. 5 darstellt. Die zuerst betrachtete Gerätform kann nur flachen Bohrungen gedient haben, während die zweite Art für kräftige Tiefbohrung bestimmt gewesen ist.

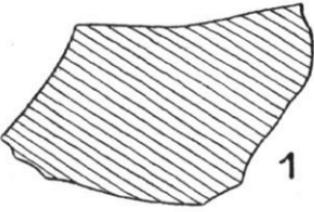
Aus der Reihe der Bohrer sind die auf Tafel 6 in den Abb. 3 und 6 gezeigten Werkzeuge auszuscheiden, denen gleiche oder ähnlich zugerichtete Artefakte immer wieder zugerechnet werden. Das ist aber vollkommen sinnlos, da hier die dem Bohrer wechselseitige Retuschierung fehlt. Ich möchte diese Werkzeuge als Gravierinstrumente ansprechen und in ihnen Frühformen des Zinkens sehen, der in den Werkstätten der Spätstufen des Magdaléniens keine seltene Erscheinung ist. Sie dienten offenbar dem Einritzen von Furchen und Linien in Holz und Knochen, um diese durch Ornamente oder Darstellung von Lebewesen aller Art zu schmücken. An den hier abgebildeten Stücken ist die am oberen Ende nach links herausgearbeitete Spitze charakteristisch.

Unter den Werkzeugformen unserer Station tritt der Stichel auffallend stark hervor, der damit zum bestimmenden Artefakt wird. Wie aus den Tafeln 8 und 9 ersichtlich ist, wurde das Gerät zu vollendeter Schönheit und vielseitigster Gestalt und Zweckbestimmung entwickelt. Von kräftigen Typen mit ausgeprägter Meißelschneide (Tafel 8, Abb. 2) wechseln die Formen zu den feinsten Graviersticheln (Tafel 9, Abb. 2) hinüber.

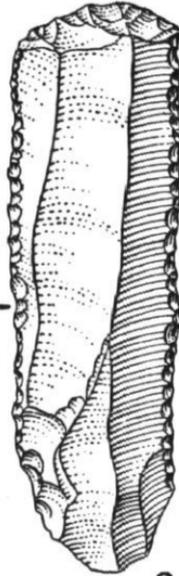
Achtmal ist die Form des Mittelstichels vertreten, dessen Varianten in den Abbildungen 1, 2 und 4 der achten Tafel und in sämtlichen Stücken der Tafel 9 vertreten sind. Dreifach tritt darunter ein Doppeltstichel (Tafel 8, Abb. 1 und 4 und Tafel 9, Abb. 2) hervor. Abb. 4 der Tafel 8 zeigt das überaus kräftige Gerät

²⁶ W. Barner, Steinzeitliche Siedelplätze am Thüster Berge. Hildesheim 1928. Vergl. auch L. F. Foz, Typologische Grundlagen für das Alter der Ruckuchsbad-Station. Wiener Prähistorische Zeitschrift XVII 1930.

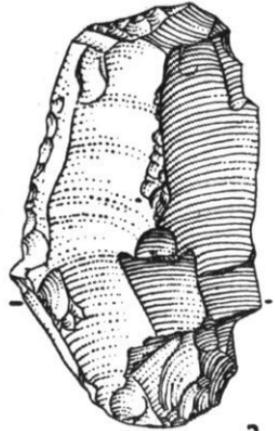
Tafel 10.



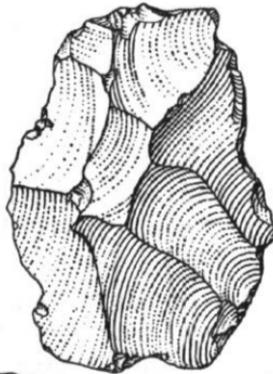
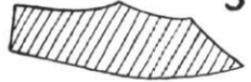
1



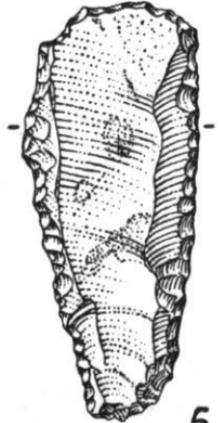
2



3



4



5



mit stark abgenutzter Stichelschneide, das für gröbere Vorarbeiten am Werkstoff bestimmt war; dagegen haben wir in Abb. 2 der Tafel 9 einen gut zugeschärften Gravierstichel mit feiner Spitze an beiden Enden vor uns. Von besonderem Interesse ist das in Abb. 1 auf Tafel 8 dargestellte Stück. Während die nach oben gerichtete Stichelschneide für die Herausmodellierung der Rohform des zu schaffenden Gegenstandes bestimmt erscheint, ward der untere Stichel, der als Hohlchneide zugeschärft worden ist, zur Glättung der vorgesehenen Rundung der Oberfläche (Nadel, Harpune, u. ä.) verwandt. Aus diesem Beispiel und den dargestellten verschiedensten Stichelformen ist die hohe Bedeutung dieses Leitartefaktes des Jungpaläolithikums für unseren Fundplatz ersichtlich. Auch deutet die Verschiedenartigkeit der Zurichtung der einzelnen Sticheltypen auf die Wesensunterschiede in der Zweckbestimmung hin; man wolle nur die beiden ausgezeichneten *Edstichel* auf Tafel 8 unter Abb. 3 und 5 vergleichen, um diese deutlich werden zu lassen. Während die Spitze in dem Stück der Abb. 3 durch eine schräg von links nach rechts oben verlaufende Terminalretusche und einen senkrechten Abschlag erzeugt wurde, ist die Schneide des Gerätes der Abb. 5 durch die Absprengung einer senkrechten und einer fast waagerechten Lamelle gestaltet. Daß solche technischen Unterschiede in der Zurichtung der verschiedenen Sticheltypen durch die vorausgesetzte Zweckbestimmung bedingt sind, wird außer jeder Debatte stehen. — Es sei auch darauf hingewiesen, daß verschiedentlich der Stichel mit einem anderen Werkzeug kombiniert worden ist. So zeigen die Geräte der Abb. 4 und 5 auf Tafel 9 am oberen Ende die Stichelschneide, während die gegenüberliegende Kante zu einem Kratzer bearbeitet ward. Das nächstfolgende Bild stellt einen typischen Klingentratzer mit einem stark abgenutzten Stichel am unteren Ende dar.

Durch diese kurzen Hinweise sei auf die große technologische Bedeutung des Stichels in unserer Siedlung aufmerksam gemacht; diese völlig erschöpfend darzustellen, ist hier unmöglich, wäre zweifelsohne aber einmal in zusammenhängender Betrachtung mit den Knochen und Horn-

geräten der jungpaläolithischen Ateliers unbedingt erforderlich und nutzbringend.

Zum Schluß sei noch auf ein insbesondere für die Datierung wichtiges Artefakt hingewiesen, das in der Textfigur 4 dargestellt ist und leider nur im Bruchstück vorliegt. Es handelt sich um den unteren Teil einer Gravette-Spitze von der gleichen hervorragenden Schönheit, die die Stücke der Patenstation auszeichnen. Die Spitze ist

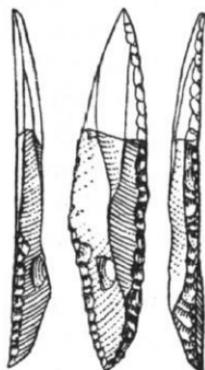


Abb. 4. La Gravette-Spitze von Oldendorf, Kreis Hameln.

eine feine Lanzette, deren rechte Längsseite durch typische Aurignacretische geschärft worden ist, die um die Schaftzunge des Artefakts herumgreift, wie das bei den Gravette-Spitzen häufig der Fall ist²⁷.

Trotz des Mangels jeglicher Stratigraphie — eine Untersuchung des Fundplatzes blieb bei dem Fehlen jeglichen nennenswerten Lößvorkommens gänzlich ergebnislos! — erscheint es mir gar nicht gewagt, die Station auf Grund ihres Reichthums an einem zweifellos sehr charakteristischen Werkzeuginventar dem unteren Magdalénien einzugliedern. Die Großzahl der rohen, selten bearbeiteten Klingen, die Menge der ausgezeichneten Stichelformen und der „Dreikanter“ auf Tafel 6, Abb. 4 sind durchaus magdalénienhaft, und wenn in den nachstehend gen. Abbildungen

²⁷ H. Obermaier, Der Mensch der Vorzeit. Berlin 1912.

— Tafel 7, Nr. 2 und 3; Tafel 9, Nr. 1, 6 und 7; Tafel 10, Nr. 2 und 5 — Artefakte mit hervorragend schöner Totalretusche in „Aurignacetechnik“ vertreten sind, so dürfen wir in ihnen das Nachklingen der Überlieferungen einer bereits vergangenen Zeitepoche sehen, die für die Frühstufe des Magdaléniens sprechen. Die vorliegende Form der Gravettespizze ist ebenfalls für diese Altersbestimmung einzusetzen; sie belegt ein jüngeres Stadium der Entwicklung dieser Pfeilschneiden²⁸, die schließlich zur Herausbildung der Kern- und Stielspizzen führt, wie sie dem Mittel- bzw. Spätmagdalénien (Ober-Station) eigen sind.

Vergleiche des Fundmaterials mit den Inventarien gleichzeitiger Fundplätze geben zu dieser Einstufung ebenfalls das volle Recht. Dabei zeigen sich starke Beziehungen in südöstlicher Richtung zu den jungpaläolithischen Kulturen, die in dem mährischen Magdalénien ihre Grundlage haben. Reizvoll erscheint insbesondere ein Vergleich mit den reichen Funden des unteren Magdaléniens aus der Bekarna-Höhle in Mähren²⁹. Die Silbergeräte von Oldendorf finden hier in jedem Falle mehrfach ihre Parallelen und muten so wie eine Tochterfiedlung dieser so reich belegten Höhlenstation an.

Fundplatz Ranstein I, Kreis Sameln.

Hierzu Tafel 11. — In der Übersichtskarte Nr. 4.

Im Verlauf der Untersuchungen unserer Landschaft auf paläolithische Besiedlung ward der Ranstein, der nordwestliche Ausläufer des Selterzuges, immer wieder in den Rahmen der Begehungen gezogen. Boten doch seine Fels-hänge dem Paläolithiker schützende Schlupfwinkel vor den Unbilden der Witterung und Gelegenheit zur Ausübung der Jagd in genügendem Maße. Aber die Arbeiten waren durch den Waldbestand und den kräftigen Bewuchs der Fels-hänge mit Gestrüpp und Kraut aller Art stark behin-

²⁸ S. Obermaier, Aurignacien. Eberts Reallexikon, Band 1.

²⁹ Karl Absolon, R. Ežizek, Die paläolithische Erforschung der Bekarna-Höhle in Mähren. Dritte Mitteilung für das Jahr 1927. Brünn 1932.

bert. Trotz aller Schwierigkeiten konnten Besiedlungsspuren der Urzeit festgestellt werden. Es haben hier nicht nur die altsteinzeitlichen Jäger ihr Wild die Steilhänge hinabgehehzt und in den Klüften und Grotten im Gewirr der Klippen mit wechselndem Standort ihre Lagerfeuer unterhalten, sondern auch während der nachfolgenden Zeitspannen bis in die Jahrhunderte des Mittelalters ist er Jagdrevier und Zufluchtsstätte während unruhiger Zeitaläufe gewesen. Viele Einzelfunde belegen das.

Der Kanstein bildet den letzten der verschiedenen Abschnitte jenes Jurazuges, der unweit Kreiensien beginnt und — als Selter bezeichnet — im weitgeschwungenen Bogen in nordwestlicher Richtung verlaufend bei dem Flecken Salzhemmendorf sein Ende erreicht. Hier im Kanstein bilden Korallenoolith und Dolomit (jw 2) einen ausgesprochenen Steilhang, aus dem in geringen Abständen schroffe Klippen und frei stehende Felsnadeln hervorragen. Gut aufgeschlossen sind diese Schichten am Nordwestende des Bergzuges in den Steinbrüchen bei Salzhemmendorf. Es sind helle oolithische Kalk, über denen teils unregelmäßige Dolomitmäntel, teils helle Kalk liegen. Die Gesteinsentwicklung des Korallenooliths ist an den verschiedenen Stellen recht schwankend, aber an der Oberfläche und insbesondere in den Klippen ist er durchweg in Dolomit umgebildet worden. Unter den mächtigen Bänken des oolithischen Kalkes findet sich neben mergeligen und tonigen Schichten ein kieselhaltiger bräunlicher Kalk, in den vielfach dunkle Hornsteinlinsen eingebettet sind, auf die wir später zurückkommen werden. Über dem Steilhang des Korallenooliths treten die Schichten des Kimmeridge durchweg deutlich zurück und geben zuweilen in sehr bedeutendem Ausmaß die festen Bänke des Dolomits frei, machen sich aber in den Hemmendorfer und Thüster Waldteilen als leichte Anschwellungen des Bodens bemerkbar³⁰.

Im September d. J. 1932 entdeckte ich am Kanstein eine Jägerstation von merkwürdigstem und für unsere

³⁰ Fritz Hamm, Zur Erdgeschichte des Gebietes zwischen Hildesheimer Wald und Jth. In W. Barner, Unsere Heimat. Hildesheim 1931. — Geologische Karte, Blatt Salzhemmendorf, Lieferung 153.

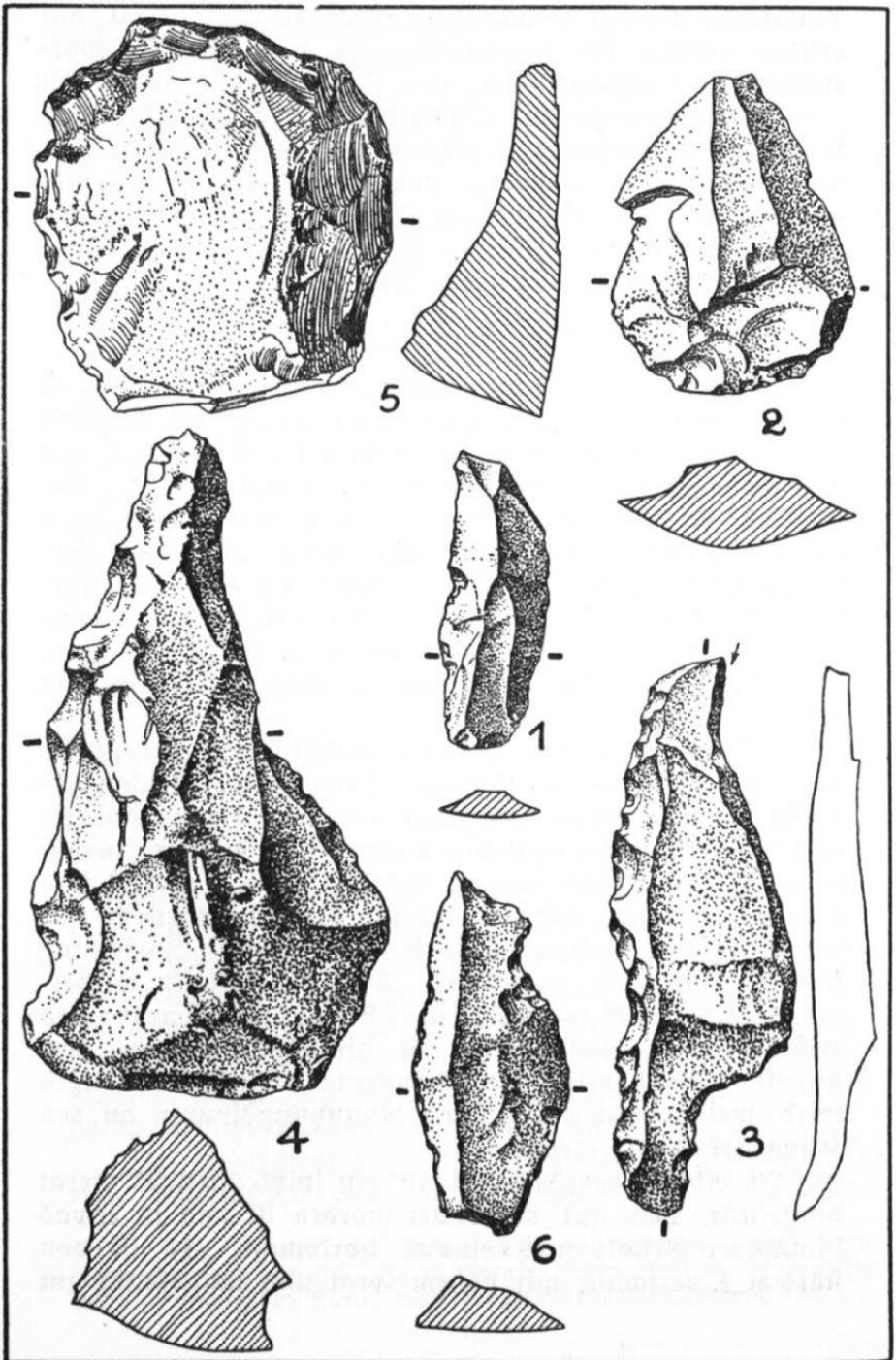
Landschaft vorerst einmaligem Gepräge. Sie liegt auf einem westlich des Lönsturmes zu findenden Felsvorsprung, der rücklings durch eine Dolomittwand gegen den hier durchweg wehenden Südwest geschützt ist. Eine über 20 cm starke Erdschicht, bestehend aus Verwitterungslehm des anstehenden Gesteins und eingestreuten Gesteinsbrocken, bedeckte zur Zeit der Entdeckung die nur wenige Quadratmeter große Fläche. Moose, Flechten und etliche Feingräser überwucherten den Platz.

Die Artefakte.

Die Untersuchung der Station erbrachte ein Duzend und etliche Geräte aus *Jurahornstein*, die verstreut in der untersten Schicht des aufgelagerten Erdreiches oder aber direkt auf der Felsplatte gefunden worden sind. Unweit der Felswand beobachtete ich bei meiner Untersuchung in unmittelbarer Bodennähe geringfügige, aber beim Zerreiben noch knirschende Holzkohlenreste, die auf ein Lagerfeuer hinweisen, dessen Stätte noch durch flache Steinschlacken angedeutet war. — Organische Stoffe (Knochen, Geweihe u. ä.) sind nicht beobachtet, konnten hier auch nicht erwartet werden.

Die Artefakte bestehen sämtlich aus *Jurahornstein*, wie er in den kieselhaltigen Schichten der oben bezeichneten *Juraformation* des *Selters* in sog. *Linsen* ansteht, und machen zuallermeist den Eindruck flüchtigster *Zurichtung*. Sieben Stücke (vergl. *Tafel 11*, *Abb. 1* und *2*) sind 4 bis 8 cm lange *Klingen*, die sämtlich eine partielle *Gebrauchsretusche* aufweisen, sonst aber jeglicher *Zurichtung* für *Spezialzwecke* entbehren. Das in *Abb. 3* wiedergegebene Artefakt zeigt *Stichelstruktur*. Durch einen rechtsseitigen *Längsabspliß* ist die *Stichelschneide* hergestellt. Die häufige *Beanspruchung* dieses Werkzeuges wird weiter auch durch starke *Abnutzungsspuren* an den *Klingenrändern* bezeugt.

In *Abb. 4* der *Tafel 11* ist ein *spitzkeilartiges* Gerät dargestellt, das gut *bearbeitet* worden ist und in etwas *plumperer* Gestalt noch einmal vorkommt. Es ist von *starkem Querschnitt* mit *hohem Grat* und *längsseitig* gut



retuschiert durch kräftige senkrechte Abschläge. Die Unterseite ist flach konkav gewölbt und die Spitze durch etliche Feinabspolisse zugerichtet.

Einen gleichermaßen kräftigen Eindruck macht der in Abb. 5 der ersten Tafel dargestellte *Rrazer*, dessen Schneide rundum läuft, aber an der Steilkante der stärker entwickelten Seite (vergl. Querschnitt!) besonders gute Zurechtung erfuhr.

Beide Stücke hinterlassen einen höchst altertümlichen Eindruck. Vergleichsmaterial für diese Werkzeuge finden wir im Inventar der Bekarnahöhle, wo Absolon ein frühes, in den Artefakten ähnlich gestaltetes Primitivaurignacien feststellte³¹. — Hans Wiesker kennt in seinen jungpaläolithischen Siedlungen von Hermannsburg und Lutter³² ähnliches Fundmaterial und bildet ein fast gleiches Stück ab, wie ich es auf Tafel 11 in Abb. 4 darstellte.

Befremdend und interessant zugleich wirkt die ausschließliche Verwendung des Jurahornsteins für die Herrichtung der Artefakte in unserer Station. Sie erscheint ohne Zweifel fremdartig in unserer Landschaft, da der für diesen Zweck weitaus am besten geeignete Feuerstein in großen Mengen in den Schotterbänken der Terrassen vorlag. Es muß daher angenommen werden, daß wir es hier mit der Hinterlassenschaft einer vielleicht aus dem Mainfränkischen Bergland eingewanderten Jägerhorde zu tun haben, die es gewohnt und darin geübt war, die plattigen Jurahornsteine für die Gerätherrichtung zu verwenden. Ihr war der als Werkzeugmaterial weit besser geeignete und bedeutend leichter zu gewinnende Feuerstein bis jetzt nicht bekannt geworden.

Etliche weitere Hornsteinabspolisse, die von geringfügiger Bedeutung sind, entdeckte ich am Falkenstein (sog. nach dem hier in einer Felsnische vorhandenen Wanderfalkenhorst) wenig östlich des Lönsturmes unter einem kleinen Felsenschutzbach. Sicherlich sind diese Stücke den gleichen jungpaläolithischen Einwanderern zuzurechnen.

³¹ R. Absolon und R. Czizek, Die paläolithische Erforschung der Bekarna-Höhle in Mähren. Brünn 1932.

³² H. Wiesker, Borneolithische Kulturen der südlichen Lüneburger Heide. Hildesheim 1932. Vergl. Tafel 7, Abb. 1.

Fundplatz Kanstein II, „Hoikentamer“.

Hierzu Tafel 12. — In der Übersichtskarte Nr. 5.

Dort, wo man im Anmarsch vom Gute Heinsen aus durch die Wildfeldgrund die ersten östlichen Klippen des Kansteins erreicht, liegt unterhalb des Steilhangs die „Hoikentamer“, die von der Volksfage als der Aufenthaltsort des Wilden Jägers, Hoike genannt, gekennzeichnet wird.

Unter den vielen am Steilhang des Kansteins sich bietenden Siedlungsmöglichkeiten ist eine der günstigsten ohne allen Zweifel die Hoikentamer. Leider setzt sie einer eingehenden Untersuchung die größtmöglichen Schwierigkeiten entgegen. Neben den schier unüberwindlich erscheinenden, mehrere Meter hohen Halben von Verwitterungsschutt des oberen Juras am Fuße des Steilhangs ist der dichte Bestand des Buchenhochwaldes im Augenblick ein vollkommenes Hindernis für eine eingehende Untersuchung an dieser Stelle.

Daß diese Gegend aber von Menschen der jungpaläolithischen Jägerzeit bewohnt worden ist, beweist ein Lagerplatz auf dem Bergplateau direkt oberhalb der Hoikentamer, der beim Holzschleppen im Frühjahr 1934 durch einen den Boden stark aufreißenden schweren Baumstamm teilweise angeschnitten worden ist, wobei etliche Artefakte herausgeworfen wurden, die zu einer Bodenuntersuchung den Anlaß gaben.

Der Boden ist hier durchgehend sehr flachgründig, besteht in seiner oberen Lage aus gut gekrümeltem Humusboden, der recht bald in den plattigen Verwitterungsschutt der oberen Juraschichten (Kimeridge) übergeht. Hellgelbe bis braune Feinerde ist dem Schuttgestein beigemengt.

Die Artefakte.

Unter der Humusschicht lagen im oben beschriebenen Verwitterungsboden die nachstehend beschriebenen Artefakte. Sie geben schon rein äußerlich durch die gleichmäßige weiße Färbung der Außenrinde ein vollkommen einheitliches Gepräge wieder. Etliche der Fundstücke, insbesondere der auf Tafel 12, Abb. 9 dargestellte große *K e r n* =

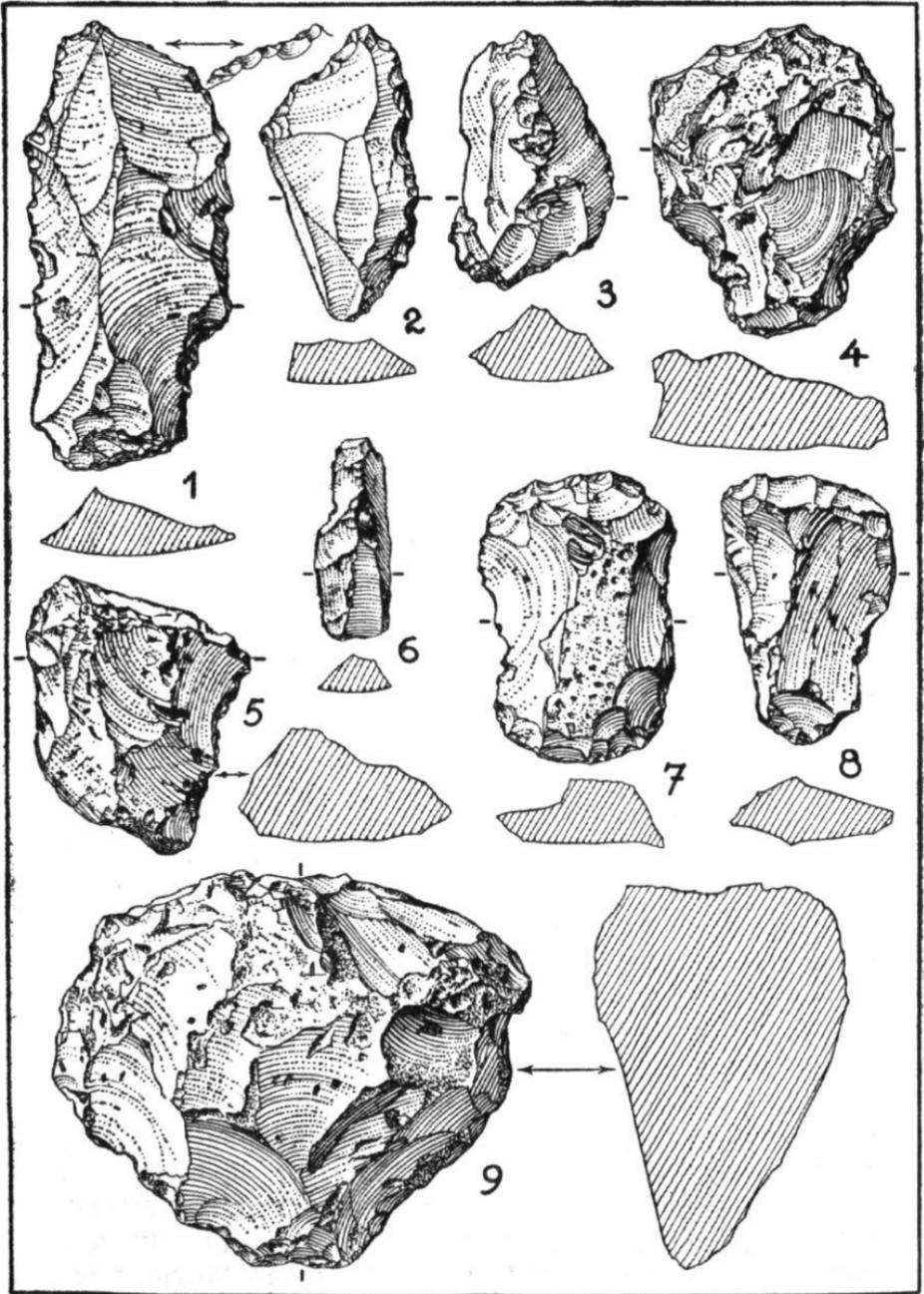
Krazer, zeigen eine sonst nie beobachtete starke Zerfetzung der Oberfläche. Die Verwitterung drang stellenweise bis zu 2 mm tief ein und gab so der Gesteinsoberfläche einen freibeartigen Charakter.

Eine Feuerstelle konnte in sicheren Umrissen bei der Untersuchung nicht mehr erkannt werden, da durch das Abschleppen vieler Baumstämme über diesen Platz der größere Teil des Erdreichs bis zu 25 cm tief aufgerissen, durcheinander oder gar übereinander geschoben worden war. Nur in der gelben Feinerde des Verwitterungsschotter's vermochte ich etliche feinste Holzkohlestückchen auf ungestörter Lagerstätte zu beobachten, die aber zur Rekonstruktion eines klaren und eindeutigen Umrisses der Feuerstelle nicht ausreichten. Daß aber eine solche vorhanden war, wird durch die starke Kalzinierung zweier Artefakte (Tafel 12, Abb. 3 und 5) ohne Zweifel erhärtet.

Die Retusche der Artefakte unserer Station ist durchweg grobmuschelig und nicht einmal regelmäßig geschlagen; nur dort, wo es galt, eine unbedingt saubere Schneide zu gestalten, ward sie etwas feiner zugerichtet, wie das in Abb. 1 besonders aber in Abb. 2 der zwölften Tafel gut in Erscheinung tritt.

Krazergeräte, zum Teil in atypischer Gestaltung, sind am zahlreichsten vertreten. Neben roheren und gröberen Werkzeugen dieser Art (Abb. 3 und 5) sind der Löffelkrazer in Abb. 4, der Klingenkrazer in Abb. 8 und der schöne Doppelkrazer in Abb. 7 bemerkenswert. Für die Bestimmung des gesamten Befundes ist außerdem der schöne Kernkrazer (Abb. 9) in Ermangelung andertweitiger Typen von nicht unerheblicher Bedeutung. Er zeigt ein durchaus archaisches Gepräge, das insbesondere deshalb bemerkenswert erscheint, weil es sich hier ohne Zweifel nicht um einen voll abgenutzten Nufles handelt, der als Abfallprodukt zufällige Verwendung fand, sondern das Werkzeug ist durch kurze und breite Abplisse aus dem Kern zugerichtet worden. Diese Art der Bearbeitung aus einem Kernstück kennt aber nur das Paläolithikum, insbesondere das Aurignacien. Für die Zuweisung des Aasiplatzes in die genannte Zeit-

Tafel 12.



stufe spricht auch das Gerät der Abb. 2 auf Tafel 12. Die durch steil gerichtete saubere Retusche erfolgte Bearbeitung der Klingenschneiden geben dem Artefakt einen typischen Aurignaccharakter.

Leider ist das Inventar dieser beiden Fundplätze des Ranksteins nur äußerst gering in der Zahl der Werkstücke, aber trotz alledem müssen sie — wenn auch unter gewissem Vorbehalt! — eine Einweisung erhalten. Sie können, nachdem die Besiedlung unserer Landschaft während der vorneolithischen Zeit in sicheren Zügen erkannt worden ist, auf Grund typologischer Vergleichen zeitlich nur vor Gronau angelegt werden und sind als Frühaurignacien anzusprechen.

Fundplatz Banteln, Kreis Alfeld. Gemarkung Oberg.

Hierzu Tafel 13. — In der Übersichtskarte Nr. 7.

Im Herbst des Jahres 1935 entdeckte ich am Oberg im südlichen Teil der Gemarkung Banteln einen Fundplatz, den ich auf Grund typologischer Erwägungen an das Ende unserer paläolithischen Stationen stellen muß. Der Oberg ist ein kurzer Muschellalkrücken, der wie ein vorgeschobener Posten des Rüks wirkt. Auf der 110 m-Linie seiner Nordostseite tritt mittlerer (mm) und oberer (mo 1) Muschellalk zutage, der in seinen Schichtungen im Steinbruch zu studieren ist. Nach Westen hin bedecken nordische Schotter und das Verwitterungsprodukt der Grundmoräne der vorletzten Vereisung den Rücken des Bergsattels. Hangabwärts ist in steter Zunahme verlehmtter Löß anzutreffen, der hier und in seiner Ausbreitung auf der nordwärts sich ausdehnenden Ebene die fruchtbare Ackerkrume der Bantelner Feldmark bildet. Ostwärts senkt sich das Gelände in nicht allzugroßer Ferne zu den Wiesen der Leineniederung.

Am Nordostabhänge des Obergs, rechter Hand des Weges, der vom alten Kalkofen in Richtung des Eisenbahndammes verläuft, fand ich zu bereits genannter Zeit die Oberg-Station. Der Lößlehmboden ist hier abschüssig

— besonders ostwärts in Richtung zur Leine — und wenig tiefgründig. Im Untergrunde zeigt er schon in nur geringer Tiefe die Überbleibsel der einstigen Grundmoräne.

Die Artefakte.

Das Flintmaterial des Platzes ist von durchaus einheitlicher blaugrauer Färbung und macht demzufolge einen unbedingt gleichmäßigen Eindruck. Weit über hundert Klingensabschläge konnte ich bis heute aus diesem Fundplatz auflesen, aber gut zugerichtete Geräte sind im Verhältnis zu anderen Stationen überaus selten. Sie machen allerhöchstens 20 Prozent der geborgenen Inventarstücke aus.

Der weitaus überwiegende Teil allen Werkgeräts besteht aus **Klingen** und **Spänen** von 3 bis 10 cm Länge ohne weitere nennenswerte Bearbeitung. Höchstens geben sie die Spuren einer Schäftungszurichtung wieder oder weisen eine teilweise Schneidenretusche auf. Geräte mit **Rutzbuchten** — ein- bis dreifach angebracht — sind ebenfalls in mehreren Exemplaren vertreten. — **Klingenwerkzeuge** mit totaler **Randretusche**, wie wir sie aus den Stationen **Gronau**, **Oldendorf** und **Woppenburg** kennenlernten, sind hier vollkommen unbekannt. Nur unregelmäßig und flüchtig sind die **Arbeitskanten** der Werkzeuge zugerichtet, wie das an den Stücken der **Tafel 13** durchweg zu beobachten ist.

In **Abb. 3** der genannten **Tafel** ist eine verhältnismäßig sorgfältig behandelte **Blattspitze** wiedergegeben. Linksseitig ist das Stück ganzrandig und rechts nur zum Teil — und zwar an der Schräge der Spitze — retuschiert. Es fällt aber auf, wie wenig sorgfältig und ungleichmäßig die **Bearbeitung** erfolgte.

Einfache Klingenkräher sind mehrere Male vertreten. Ein Stück dieser Art ist unter **Nr. 5** der dreizehnten **Tafel** abgebildet. Die gerundete **Stirnkante** ist einigermaßen sorgfältig zugerichtet, aber die sonst bisher an gleichen Geräten beobachtete **Retuschierung** der **Längskanten** fehlt hier; nur etliche **Gebrauchsspuren** können vermerkt werden. — Eine gleiche oberflächliche **Zurichtung**

weist der Löffelkräher der Abb. 2 auf. Die weit gerundete Arbeitsschneide gibt dem Stück das Gepräge, das durch flüchtige, fächerförmig angeordnete Abspaltung zugeformt worden ist. — Sehr häufig sind im Inventar die Kernkräher vertreten, die nun aber Nucleuscharakter zeigen und damit in der Technik der Herstellung die Traditionen des Aurignaciens verlassen haben.

Neu erscheint jetzt eine andere Form des Krähers. Sie ist nicht aus einem langen Ringenabschlag, sondern aus einem kurzen scheibenförmigen Flintstück gearbeitet worden. Es ist der Rundkräher (Tafel 13, Abb. 6), der uns von nun an bis in die Kulturen der Jungsteinzeit begleitet. Steilretusche bedeckt hier zu zwei Dritteln das Rund des Geräts, und arger Verschleiß der Ränder bezeugt die starke Beanspruchung dieser Werkzeuge.

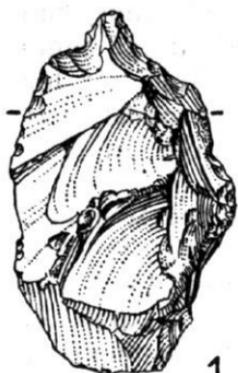
Gut entwickelt begegnet uns hier der Kiełkräher, wie er unter Nr. 9 der Tafel 13 abgebildet ist. Seine einfachere Urform trafen wir bereits in der Gronauer Lößstation an, und er ist in der Beschreibung der Oldendorfer Station eingehend behandelt.

Selten sind nun die Bohrer. Ein kräftiges Exemplar dieses Wertgeräts stellt Abb. 1 unserer dreizehnten Tafel dar. Aber die Zinken, die wir im Inventar des Poppenburger Fundplatzes eingehend betrachteten, sind vollkommen verschwunden.

Stichel sind in drei Exemplaren vertreten. Es handelt sich um zwei Eckstichel, von denen ein Stück unter Nr. 8 dargestellt ist, und einen Mittelstichel, dessen Abbildung wir unter Nr. 7 finden. Der Eckstichel ist durch einen typischen Längsabspliß an der rechten Seite und durch saubere, steil geschlagene Retusche an der Stirnseite abgeschlagen worden. Die kräftige Schneide des Mittelstichels (Tafel 13, Abb. 7) ist geschärft unter Erzeugung einer Anzahl von feinsten lamellaren Abspaltungen nach rechts und links.

Die weitaus wichtigste Gerätgattung für die Bestimmung des Fundinventars sind auch hier die Pfeilspitzen, die in zwei Exemplaren geborgen wurden und als Stielspitzen zu bezeichnen sind. Eine von ihnen

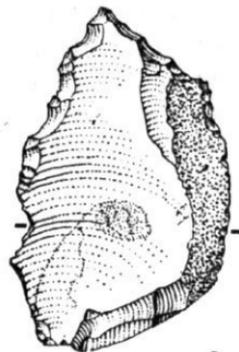
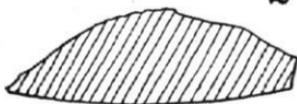
Tafel 13.



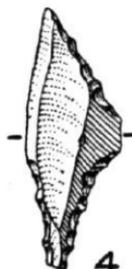
1



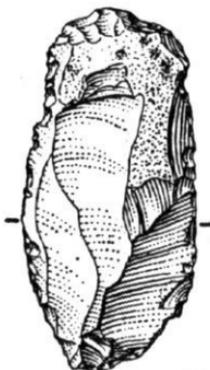
2



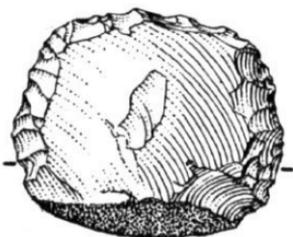
3



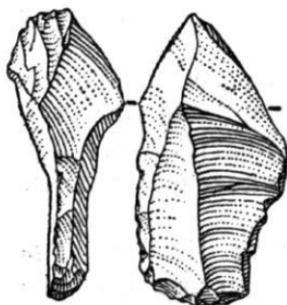
4



5



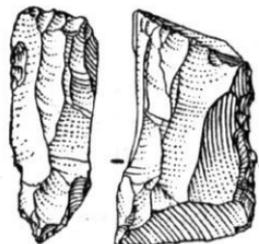
6



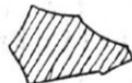
7



8



9



ist vorzüglich erhalten und in Abb. 4 der Tafel 13 dargestellt. Ist dieser hier vertretene Typ auch erheblich anders gestaltet, als die bisher behandelten Pfeilspitzen, so ist doch seine Entwicklung aus der *Gra b e t t e* = *S p i ß e* über die *K e r b e c k s p i ß e* (das Charakteristikum der *H a m b u r g e r* Stufe) über alle Zweifel erhaben. Der Stiel unserer Spitze ist durch beiderseitige Steilretusche herausgearbeitet, und während die linke Kante die natürliche Schneide zeigt, ist die rechte Seite durch ausgesprochene Steilretusche zugespitzt worden. Das zweite Stück ist leider durch das Abbrechen der Spitze zerstört.

Hier seien auch etliche *K u r z k l i n g e n* mit schräg verlaufender Endretusche erwähnt. Es handelt sich hierbei um Kleingeräte, deren Deutung vorerst noch nicht zweifellosfrei gegeben werden kann. Vielleicht haben wir in diesen Stücken die Vorläufer der mikrolithischen Pfeilschneiden des Mesolithikums zu sehen.

Überblickt man die führenden Geräteformen, so muß man zu der Auffassung kommen, daß dem Inventar ein gut Teil Degenerationserscheinungen anhaftet. Der Verfall der Retuschiertechnik ist am auffälligsten. Feine und sauber hergestellte Retusche ist äußerst selten und nur an so bedeutendem Werkgerät wie den Pfeilschneiden noch im Gebrauch, sonst ist sie flüchtig und unregelmäßig in der Größe und den Abständen der Abplisse gearbeitet.

Auffallend ist, wie schon eingangs erwähnt, die Großzahl der Klingen. Ihnen mangelt durchweg die Zurichtung. Daß sie aber der Tagesarbeit dienten, beweisen die vielen Gebrauchsspuren an den Rändern. — Durch das Erscheinen eines neuen Kraxertyps kündigt sich bereits das Mesolithikum an. Denn in den Inventarien der Stationen dieser Zeitepoche in unserer Landschaft dominiert dieses Werkzeug unter den Geräten mit gleicher Zweckbestimmung. — Das zahlenmäßige Zurücktreten des Stichels, sein sich andeutender Verfall (vergl. Abb. 7) und der völlige Ausfall der Zinken, der freilich in unserer Freilandstation auch vom Zufall gegeben sein könnte, sind beachtenswert.

Für die Beurteilung und die Zeitbestimmung dieses Fundplatzes ist die Station von Ahrensburg in Schleswig-

Holstein maßgebend, die Patenstation der gleichnamigen Stufe, die nach ihrem Bearbeiter Gustav Schwantes dem Ende des Paläolithikums eingewiesen worden ist³³.

Nur ein zuerst auffallender Umstand unterscheidet das Inventar unseres Fundortes von dem der Stationen der Ahrensburger Stufe. Das Klingmaterial vom Oberg ist nicht von der so bedeutenden Größe und dem plumpen, ungeschlachten Gepräge, wie es sich dort in großer Zahl anfindet. Das hat aber offenbar seinen Grund in dem zur Hand liegenden Werkstoff. Während in Schleswig-Holstein ein Flintmaterial von bester Qualität und jeglicher Größe vorhanden war, mußten sich unsere Jäger mit dem im Grenzgebiet der Vereisungen geringwertigeren und nur in kleineren Stücken auftretenden Feuerstein begnügen.

Im übrigen gleichen sich Ahrensburg und Oberg in den Steinwerkzeugtypen in großen Zügen, abgesehen von etlichen Abweichungen, die stets vorkommen und durch den Formensinn und die Geschmacksrichtung der Hersteller bestimmt werden. Unter den Steinwerkzeugen beobachten wir die gleichen Stielspitzen und den gleichen jetzt neu auftretenden Rundkraker. Der Rückgang des Stichels ist in Ahrensburg gleichfalls beobachtet, ebenso das gänzliche Verschwinden der Zinkeninstrumente.

Im ganzen sieht auch Schwantes in seiner Ahrensburger Stufe die gleichen Anzeichen des Verfalls der Technik des Retuschierens und des damit im Einklang stehenden Niedergangs der Geräteformen, die ich vom Oberger Inventar zu berichten hatte.

Jungpaläolithische Einzelfunde.

Neben geschlossenen Siedlungsplätzen konnte ich in unserer Landschaft eine ganze Anzahl von gelegentlich geborgenen Einzelfunden feststellen, deren jungpaläolithisches Gepräge ihre Bestimmung und Einordnung nicht zweifel-

³³ G. Schwantes, Nordisches Paläolithikum und Mesolithikum. Festschrift zum 50 jährigen Bestehen des Hamburger Museums für Völkerkunde. Hamburg 1928.

haft erscheinen läßt. Außer einer Reihe von Ringen, Kratzern, Stacheln u. a. Werkzeugen sind es Pfeilspitzen, die in verschiedenen Typen gefunden wurden, und weil sie in der sinnvollen Reihe der Abwandlung ihrer Formwelt ausgezeichnete Leitartefakte für die einzelnen Zeitabschnitte sind, soll ihnen hier unser besonderes Augenmerk gewidmet sein.

Da ist zunächst die in Textfigur 5 dargestellte Pfeilschneide vom La Gravette-Typ beachtenswert. Sie ist un-



Abb. 5.



Abb. 6.

Jungpaläolithische Pfeilspitzen von Heinum (5) und Barfelde (6), beide Kreis Alfeld.

weit des Waldbrandes im südlichen Teil der Gemarkung Heinum, Kreis Alfeld (siehe Übersichtskarte), auf einem Acker als Einzelfund geborgen worden. Das Stück zeigt schlanke Lanzetteform und ist linksseitig durch feinste, senkrecht gearbeitete Retusche zugerichtet, die auch geradlinig über die Basis ausgebeugt wurde; rechtsseitig ist die natürliche Schneide belassen. Der Querschnitt dieser Spitze ist im Verhältnis zu ihrer Größe äußerst kräftig. — Gleiche Spitzen sind in den fundreichen Höhlenstationen bei Krems in Osterreich, die der Aurignacstufe angehören, in großen Mengen geborgen. J. Strobel und H. Obermaier weisen insbesondere auf das Vorkommen von Kleinformen dieser Art Rlingen hin, wie sie in unserer Textfigur dargestellt

sind, und wie sie in großen und guten Serien in den Stationen Hundssteig und Gobelzburg gefunden sind³⁴.

Ähnliche Stücke, die freilich auch rechtsseitig zum Teil retuschiert sind, treten hierzulande noch zweimal auf und sind am Südhang der Finie unweit der Wittenburger Kirche, Kreis Springe, als Einzelfunde geborgen.

Eine sicherlich jüngere Form gibt die Textfigur 6 wieder. Die Spitze ist auf einer Bodenwelle in der Feldmark Barfelde in Richtung Edinghausen (siehe Übersichtskarte) aufgelesen. Das Artefakt zeigt ein kräftiges Profil, und die volle rechte und die halbe Linkskante im unteren Teil weisen gute Steilretusche auf. Die Basis hat linker Hand eine konkave Ausrundung erhalten, die durch die gleiche Art der ihr eigenen Retusche hergerichtet ist. Rechtsseitig ist die Basis offensichtlich verletzt gewesen, aber durch anders geartete Abplisse an der Bruchstelle flüchtig wieder zugerichtet. Anscheinend handelt es sich in dieser Spitze um eine kurz gestielte Kerbspitze, deren Rekonstruktion nicht unbedingt sicher durchgeführt werden kann.

Das Bruchstück einer plumpen gestielten Pfeilschneide, das ich Winter 1936 zwischen Alfeld und Zimmer am Nordostabhang der sog. Zimmer Burg aufhob, gibt Textfigur 7 wieder. Wie so oft, ging auch dieses Artefakt seiner Spitze verlustig. Aus einem breiten Ringenabschlag ist das Gerät geformt. Ein paar rohe und kräftige Abplisse linker und rechter Hand gestalteten den kurzen und kräftigen Schaft; während das breite Blatt rechtsseitig durch saubere Steilabplissung zugeschärft worden ist, ließ man der linken Kante die natürliche Schneide. — Wenn ich auch gleiche Spitzen in der mir zugänglichen Literatur nicht auffindig machen konnte, so sei doch darauf hingewiesen, daß die oberflächliche und wenig sorgfältige Art der Zurichtung der äußeren Gestalt unser Stück als eine Form der Verfallzeit der Stielspitzenkulturen aufweist. M. E. ist dieser Fund in die Zeit des Übergangs zum

³⁴ J. Strobel und S. Obermaier, Die Aurignacstationen von Krems. Jahrbuch für Altertumskunde, Wien 1909. — S. Obermaier, Der Mensch der Vorzeit. Berlin 1912.

Mesolithikum, vielleicht gar in eine seiner Frühstufen zu setzen, wo ähnliche Großformen der Stielspiße auftreten²⁵.

Im einzelnen noch auf die übrigen Streufunde einzugehen, erübrigt sich. Es sei aber bemerkt, daß ihr verbreitetes Vorkommen an den Hängen der Terrassen der Leine und ihrer Nebentäler und in den Schlupfwinkeln an

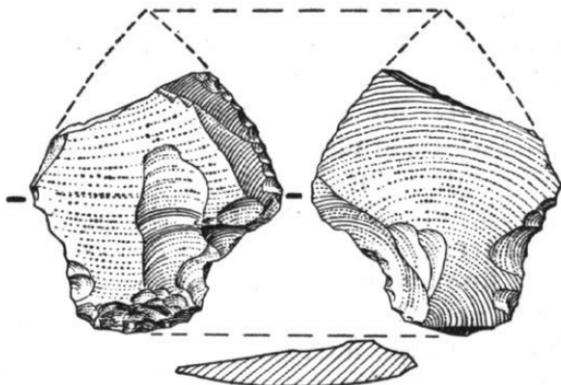


Abb. 7. Stielspiße von Limmer, Kreis Ulfeld.

den Steilhängen unserer Jurabergzüge die Entdeckung noch weiterer Stationen des Jungpaläolithikums erwarten läßt.

Ergebnisse und Schlußbetrachtung.

Als Arbeitsergebnis ist festzustellen, daß das Land zwischen Hilbesheimer Wald und Jth Jägerstationen jungpaläolithischen Gepräges aufweist, deren Zeitstellung unzweifelhaft als diluvial erwiesen ist. Die Fundplätze von Gronau und Poppenburg sind geologisch einwandfrei datiert. Vermögen wir die zuerst genannte Station an

²⁵ Gustav Schwantes, Nordisches Paläolithikum und Mesolithikum. Festschrift zum 50 jährigen Bestehen des Hamburger Museums für Völkerkunde. Hamburg 1928. — Julius Andree, Beiträge zur Kenntnis des norddeutschen Paläolithikums und Mesolithikums. Leipzig 1932.

den Anfang des Maximums der Entstehungsperiode des jüngeren Lösses zu stellen, so ist die zweite in die Frühzeit des Rückzuges der Weichsel- (Würm-) Vereisung zu datieren und zwar in den Schlußabschnitt der Zeit der Lössbildung, der in das Ende des Bommerschen (Zürich-) Stadiums fallen wird.

Ausgangspunkt aller jungpaläolithischen Untersuchungen in unserer Landschaft wird stets der Fundplatz in der Riese-grube Lichtenberg bei Gronau sein müssen. Er ist eingebettet in die untere Partie des jüngeren Lösses, der die Grundmoräne der Saale- (Riß-) Vereisung überdeckt und die ihrerseits die Riese der mittleren Leineterrasse überlagert. Das Gepräge des Inventars stellt die Zuweisung der Station in das Hochaurignacien, außerhalb jedweder Diskussion; Bogenschaber vom Chatelperronthyp, die eingeschnürten Rlingen und die charakteristischen Kraxerthypen sind eindeutige Belege. So stimmen die typologische Ausbeutung und der Lagerungsverband in ausgezeichnetem Maße überein.

Nachdem Hans Piesker das Material seiner Hermannsburger Stufe 1932 veröffentlichte, steht unser heimisches Aurignacien in Norddeutschland nun nicht mehr vereinzelt da. Die Stationen der genannten Stufe liegen in den unteren Schichten von Flottsand, die der Tal sandterrasse der Orke aufliegen. Nach der Auffassung einer Anzahl namhafter Geologen sind diese Flottsand als Äquivalente³⁶ des jüngeren Lösses anzusehen, wie wir ihn in den Gronauer und Poppensburger Aufschlüssen kennenlernten. So finden wir das Hermannsburger Aurignacien und die Gronauer Station auf gleichaltriger Lagerstatt.

Nach Hans Piesker handelt es sich in der Hermannsburger Station um ein primitives Aurignacien³⁷, das insbesondere in dem Frühaurignacien Mährens (vergl. die

³⁶ P. Boldstedt, Erläuterungen zur geologisch-morphologischen Übersichtskarte des norddeutschen Vereisungsgebietes. Berlin 1935. — Derf., Die Beziehungen zwischen den nordischen Vereisungen und den paläolithischen Stationen von Nord- und Mitteldeutschland. Mannus 1935.

³⁷ Hans Piesker, a. a. O.

Funde aus der Bekarnahöhle und von Ondratice u. a. D.³⁸⁾ eine Parallele findet, also, beurteilt nach dem vorliegenden Formenschaß der Werkzeuge, vor Gronau rangiert und damit früher als dieses anzusetzen ist.

Andererseits bestehen eine Reihe typologischer Vergleichsmomente zwischen diesem Hermannsburger Frühaurignacien und dem der Bekarnahöhle mit unseren Funden vom Kanstein, wie bereits an anderer Stelle kurz dargelegt wurde. Trotz des Fehlens der Möglichkeit für eine geologische Datierung dieser Fundplätze, handelt es sich doch aller Wahrscheinlichkeit nach um ein primitives Jungpaläolithikum, das wir als Frühaurignacien unserer Landschaft ansprechen wollen.

Die Frage, ob die Funde der Station Lint 1 in der Gemarkung des Rittergutes Heinsen, die ich 1928 als der Schaalseekultur angehörig, veröffentlichte, und die auch im Nachgang immerfort als Beleg dieser Stufe bezw. Kultur für die hiesige Gegend angesprochen und herausgestellt worden sind³⁹⁾, hier eingegliedert werden können, vermag ich jetzt nicht zu entscheiden. Es bedarf hier noch weiterer Untersuchungen, insbesondere auch glücklicherer Fundumstände, die eine gesicherte Datierung auf geologischer Grundlage möglich machen.

Bemerkt sei nur, daß der Gesamteindruck vom Inventar der Station Lint 1 ein weit älterer und andersgearteter ist, als der der Kansteinfundplätze.

Für die Altersbestimmung des Poppenburger Fundplatzes ist die Einbettung in den oberen Grenzhorizont des Lösses von ausschlaggebender Bedeutung. Da dessen Ablagerung nach maßgebenden Diluvialgeologen in einer frühen Zeitspanne der Abschmelzperiode (ca. Ende des Bommerschen Stadiums) zum Abschluß gelangte, ist die Einweisung ins Spätglaciale geboten, was aber zeitlich gleichbedeutend mit dem Jung-

³⁸⁾ R. Abfalon und R. Czizek, Die paläolithische Erforschung der Bekarna-Höhle in Mähren. Brünn 1927.

³⁹⁾ W. Barner, Steinzeitliche Siedelplätze am Fuße des Thüster Berges. Mitteilungen aus dem Hermann Roemer-Museum, Hildesheim 1928. — J. Andree, Die Besiedlung NW.-Deutschlands an der Wende des Eiszeitalters. Nordisches Tying, Bremen 1933.

aurignacien ist, das mit dem Einsetzen der Kacheiszeit ausgeht.

In beiden Lößstationen des Landes zwischen Hildesheimer Wald und Ith stehen die Lagerungsverhältnisse und die typologische Ausdeutung der Funde in ausgezeichneter Übereinstimmung zueinander und geben damit den Forschungsergebnissen eine unbedingte Stichhaltigkeit.

Wenn sich stratigraphisch über die Oldendorfer Station nichts sagen läßt, so kann doch nach den an Hand der Gronauer und Boppenburger Funde gewonnenen Erkenntnissen die Bestimmung der Zeitstellung derselben keine Schwierigkeiten mehr machen, insbesondere wo die dargestellten reichen Parallelen zu dem Magdalénien von Mähren über alle Zweifel hinweghelfen und zu einer Einstufung in das Frühmagdalénien Veranlassung und Berechtigung genug geben.

Als Vertreterin der Schlußstufe des Jungpaläolithikums, die gleichzeitig den Übergang zum Mesolithikum einleitet, ist die Station *Oberg* in der Bantelner Feldmark anzusprechen. Sie vertritt in unserer Landschaft die nordische Stufe von Ahrensburg, wie an anderer Stelle durch eingehende Vergleiche der Inventare im Einzelnen dargelegt worden ist.

Für die Beurteilung unseres Oberger Fundplatzes sind die Grabungsergebnisse im „Hohlen Stein“, eine westfälische Höhle bei Callenhardt, die J. Andree 1929/30 untersuchte⁴⁰, von hervorragender Bedeutung. Neben wichtigen Knochengерäten veröffentlicht Andree ein Steinzeuginventar, wie es im Ganzen genommen auch auf unserem Fundplatz vorliegt, und als Pfeilschneide begegnen wir hier der gleichen, schlanken Stielspitze. Knochenfunde vom Ren, Höhlenbär, Eisfuchs, Schneehuhn, Elch, Reh, Hirsch u. a. weisen einen nicht unwesentlichen arktischen Einschlag auf, der, da er teils noch diluvial anspricht, so schon rein zeitlich

⁴⁰ J. Andree, Die wichtigsten Ergebnisse neuerer Höhlenforschungen in Westphalen. Forschungen und Fortschritte Nr. 7. Berlin 1931. — Verf., Die Besiedlung Nordwestdeutschlands an der Wende des Eiszeitalters. Nordisches Thing, Bremen 1933.

die ausgesprochene Mittel- und Übergangsstellung vom Endmagdalenien zum Mesolithikum belegt.

Ein gleiches Fundmaterial mit Stielspitzen in der Art von Oberg tritt uns in den Dünenfiedlungen der Mark Brandenburg entgegen, das Karl Homann 1927 veröffentlichte⁴¹. Diese Besiedlung zeigt reiche Beziehungen zu dem Swiderien Polens⁴², das die polnischen Forscher mit dem Ausgang des Diluviums parallelisieren und damit dem Endmagdalenien gleichsetzen.

Die Weiterentwicklung der Ahrensburger Kultur hierzulande und damit zugleich eine jüngere Facies der Obergfunde stellt der Fundplatz von Lint II in der Gemarkung des Rittergutes Heinsen, Kreis Alfeld, dar, der unter Nr. 6 in unserer Übersichtskarte eingetragen ist. Bei seiner Veröffentlichung 1930⁴³ gliederte ich ihn dem Frühmesolithikum ein. Sein Werkzeugschatz zeigt noch reiche Überlieferungen des Jungpaläolithikums, ist aber durchaus in ein Stadium völligen Verfalls der Traditionstypen geraten, während andererseits sich die Vorstufen einer neuen Formwelt, eben der des Mesolithikums, einstellen.

⁴¹ K. Homann, Ein neues Vorkommen der Lyngbystufe in der Mark Brandenburg. Prähistorische Zeitschrift, 18. Band, 1927.

⁴² Kostrzewski, Polen § 1 und 2. Eberts Realexikon, Band 10. — Koslowski, Młodsza Epoka kamienna w Polsce, Krakau 1924.

⁴³ W. Barner, Steinzeitfunde aus dem Kreise Gronau. Mitteilungen aus dem Hermann Roemer-Museum, Hildesheim 1930.

Tabelle siehe nächste Seite.

Die vorneolithischen Kulturen im Land zwischen Hildesheimer Wald und Itzh.

Erdgeschichtliche Perioden	Kulturstufen	Fundpunkte im Land zwischen Hildesheimer Wald und Itzh	Norddeutsche Stufen und Stationen
Alluvium	Mesolithikum: Mittel-	Spät-	Oldesloer-Stufe: Boberg, Oldesloe. Duvenseer-Stufe: Duvensee, Schinderkühle. Langenfelder-Stufe: Langenfelde, Lyngby.
		Früh-	
Übergangszeit	—	Spät-	Ahrensburger-Stufe: Lavenstedt, Steller Moor, Brandenburger Dünen-Funde. Hamburger-Stufe: Meisdorf, Dörger, Kr. Meppen
Eisrückzug	Magdalenien: Mittel-	—	
		Früh-	
Pommersches (Zürich-) Stadium	Aurignacien: Mittel-	Spät-	
		Früh-	
Brandenburger (Kilwangen-) Stadium	—	Spät-	Triede, Westeregeln.
Frühglacial	Aurignacien: Mittel-	Früh-	Hermannsburger-Stufe
		—	

¹ W. Barner, Steinzeitliche Siedelplätze am Nordabhange des Ihüster Berges. Veröffentlichungen aus dem H. Roemer-Museum, Hildesheim 1928, Nr. 31.

² Derselbe, Steinzeitfunde aus dem Kreise Gronau (Hann.) Veröffentlichungen aus dem H. Roemer-Museum, Hildesheim 1930, Nr. 35.

Ein mesolithischer Fundplatz am Brookzetelermeer in Ostfriesland.

Von

Prof. Peter S h I m a n n = Hamburg.

Mit 85 Abbildungen im Text und 2 Bildtafeln (Nr. 14 u. 15).

Die vorneolithische Bestiedlung Ostfrieslands ist bisher im Vergleich mit anderen niedersächsischen Gebieten nur wenig erforscht worden. Das ostfriesische Diluvium ist, wie immer deutlicher erkennbar wird, von dem sog. Warthevorstoß der vorletzten Vereisung nicht mehr erreicht worden und verdankt seine Entstehung dem viel älteren Hauptvorstoß dieses Glazials, der sog. Saalevereisung (Wildvang, 20)¹. Das heißt, daß an den damals entstandenen Moränen, Sandern und Talungen viele Jahrzehntausende gearbeitet haben, um im morphologischen Kreislauf eine fast tischebene Fläche zu erzeugen, die im Durchschnitt nur wenige Meter über dem Meeresspiegel liegt und nur an einigen Stellen durch aufgesetzte Dünen an die 20 m-Höhenlinie herankommt. Im letzten Glazial, der sog. Weichselvereisung, die die Elbe nicht mehr erreichte und unser Gebiet in eine der heutigen Tundra vergleichbare Landschaft verwandelte, wurde die spärliche Vegetationsdecke weithin von den kalten Stürmen aufgerissen, so daß diese mit den ungeschützten oberen Lagen ihr Spiel treiben konnten, das feine Sandmaterial ausbliesen und in oft beträchtlicher Stärke über die gesteinsführenden diluvialen Schichten ausbreiteten (Wildvang, 21). Diese Arbeit dürfte noch in der Übergangszeit zu einem wär-

¹ Die Ziffern hinter den Autorennamen verweisen auf das Literaturverzeichnis.

meren nacheiszeitlichen Klima angebauert haben. Das bedeutet, daß altsteinzeitliche Fundhorizonte und von den mittelsteinzeitlichen die älteren Stufen unter solchen Flugsanden begraben liegen. Das Alter des Glazials, das Ostfriesland aufbaute, erlaubt es, theoretisch eine sehr frühe Besiedlung des Landes anzunehmen. Von seiner Oberflächengestalt in jenen fernen Perioden kann man sich heute kaum ein richtiges Bild machen. Es lag bedeutend höher als heute (Schütte, 14), weite Landgebiete liegen heute in der Nordsee begraben, die Moränen zeigten noch jugendliche Formen, die in manchem mit dem heutigen Landschaftsbilde Schleswig-Holsteins vergleichbar gewesen sein werden. Seitdem in dieser nordalbingischen Provinz, die in ihren westlichen Teilen von der letzten Vereisung und in einem schmalen Gebiet auch von dem Warthevorstoß nicht mehr erreicht wurde, altpaläolithische Funde festgestellt (Bielenz, 9), und bei Hamburg (Rust, 12) und Cuxhaven (Wüttner, 5) jungpaläolithische Wohnplätze freigelegt wurden, mußte sich auch in Ostfriesland das Augenmerk auf das Vorkommen solcher frühen Kulturzeugnisse richten. Bisher ist es zwar nicht gelungen, die Altsteinzeit im Lande selbst festzustellen, doch gelang mir seit einigen Jahren der Nachweis, daß das heute unter dem Meeresspiegel liegende südliche Nordseegebiet im Paläolithikum bewohnt gewesen ist. Die Meeresbrandung spült dort ansehnliche Mengen Feuerstein und anderes diluviales Material an den Strand, unter dem einwandfreie Artefakte festgestellt werden konnten, die bis zum Acheuleen und Mousterien hinaufreichen. Die Untersuchungen sind noch nicht abgeschlossen. Es darf erwartet werden, daß in Zukunft altsteinzeitliche Zeugen von der Anwesenheit des Menschen auch im Lande selbst zum Vorschein kommen werden.

Aber nicht nur die Flugsanddecke erschwert die Suche nach Funden jener alten Zeiträume. Zweidrittel des Landes liegen heute unter jungen Alluvionen von oft erheblicher Mächtigkeit. Zweifünftel der Oberfläche besteht aus Fluß- und Seemarschen, ein Viertel aus Moor. Es ist einwandfrei nachgewiesen, daß diese Gebiete früher ein-

mal erheblich höher lagen und auch auf ihrem diluvialen Horizont besiedlungsfähig waren. Noch in historischer Zeit gab es Siedlungshorizonte, die heute weit unter Mittelhochwasser liegen.

Für eine alt- und mittelsteinzeitliche Besiedlung Ostfrieslands kommt also nicht nur die heutige Geest, sondern auch der diluviale Horizont in Betracht, der unter der Marsch und dem Moor begraben liegt. Es ist zu wünschen, daß diese Tatsache in Zukunft mehr als bisher bei den umfangreichen Erdbewegungen Beachtung fände, die mit den intensiven Bodenkultur-, Tief- und Wasserbauarbeiten gegeben sind.

Zur Erweiterung unserer Kenntnisse von etwaigen vorneolithischen Kulturen in Ostfriesland habe ich seit Jahren regelmäßige Suchfahrten unternommen. Sie erstreckten sich nicht nur auf die Geest, sondern auch auf solche Marsch- und Moorgebiete, in denen durch Erdarbeiten der diluviale Horizont angeschnitten wurde. Im ganzen waren die Ergebnisse bis auf eine reiche Fundstelle am Brootzeteler Meer dürftig. Die meisten Dünengebiete, in denen man das Mesolithikum am ehesten erwarten darf, sind durch intensiven Bodenbewuchs der Beobachtung nur wenig zugänglich. In den Dünen von G e l s bei Aurich, wo ich früher bereits einige Funde gemacht hatte (Zhlmann, 25, S. 25), fand ich eine tabellos gearbeitete querschneidige Pfeilspitze mit Lardenoisfenretusche, sowie einige Schaber. Weniger charakteristisch waren einige Funde von T a n n e n h a u s e n bei Aurich. In dem umfangreichen Dünengebiet von H o l l e r s a n d in Uplengen fand ich einen mikrolithischen Kernhobel sowie mehrere wenig ausgeprägte Schaber, außerdem eine junge geflügelte Pfeilspitze, doch habe ich den Eindruck gewonnen, daß man diesem Gebiet eine erhöhte Aufmerksamkeit schenken muß. Nach Wildvang (21, S. 304) sind diese Dünen erst im Subboreal entstanden, ältere Funde, d. h. aus der gesamten Steinzeit, sind also nur unter ihnen zu erwarten. Feuersteinartefakte fanden sich in dem Bodenaushub verschiedener Wasserläufe bei R e m e l s und S c h w e r i n s d o r f. Negativ war der Befund im Ge-

biet des **G r o ß e n M e e r e s** zwischen Emden und Aurich, sowie des **F r a u e n m e e r s** bei Timmel, das auf einen glazialen Strubeltopf oder einen kleinen Eisteisblock zurückzuführen ist und stets gutes Wasser führt. Die bedeutenden diluvialen Durchragungen von **H o h e g a s t e** im Reiderland und von **T e r g a s t**, die wie Inseln in dem alluvialen, heute mit Marschen angefüllten unteren Ems-tal liegen, sind so beschaffen, daß sie zu einer Besiedlung im Mesolithikum geradezu hätten herausfordern müssen, aber auch hier kamen vorderhand nur einige bearbeitete Stücke zum Vorschein, deren Alter sich einer genauen Festlegung entzieht. Die Suche bei **L e e r** auf dem hohen Geestrand dort, wo dieser unter die Marsch des Ems-tales untertaucht, ferner im Overledingerland bei **S t e e n - f e l d e** und **G r o ß w o l d e**, im Hammrich zwischen **W a r - f i n g s f e h n** und **T e r g a s t**, wo eine nur geringmächtige Marschendecke das Diluvium überlagert, das als Aushub die wichtigsten Wasserläufe begleitet, sowie auf der Norder Geest bei **O s t e r m a r s c h** entsprach ebenfalls nicht den Erwartungen, doch brachten überall einige Funde den Erweis, daß weitere Nachforschungen sich lohnen werden. Hier liegt eine dankbare Aufgabe, die in erster Linie anfähigen, mit einiger Fachkenntnis ausgerüsteten Helfern zufallen müßte, die ihr Gebiet im einzelnen genau kennen.

Einen vollen Erfolg gewährte das Dünengebiet am **B r o o k z e t e l e r M e e r**, etwa 12 Kilometer östlich von Aurich. (Die Schreibung des Namens steht nicht fest, es finden sich auch in Karten usw. die Schreibungen **Broel-** und **Brokzetelermeer**). Es liegt zwischen den Hochmooren von **Pfalzdorf** und **Collrunge** im Zuge eines durch Moor-bildungen von ungleicher Mächtigkeit überlagerten Sandstriches, der in früheren Zeiten, als es noch keine Kunststraßen gab, einen der wenigen Zugänge vom Osten her ins Land hinein gewährte. Noch am Anfang des 16. Jahrhunderts diente in dem Krieg **Edzards des Großen** ein befestigtes Blockhaus bei **Brookzetel** als Wegsperre.

Über die geologischen Verhältnisse des Meeres und des Fundgebietes hat Herr Bezirksgeologe **Dobo Wild-** bang mir in dankenswerter Weise eine Darstellung zur

Vertwertung im Rahmen dieser Untersuchung zur Verfügung gestellt. Ich füge sie hier wörtlich ein.

Das „Broetzeteler Meer“ — in der Nordostecke des Blattes Holtrop gelegen — stellt eine von einem fast lückenlosen Dünenkranz eingeschlossene tischebene Fläche dar (Abb. Taf. 14), auf der in den letzten Jahren nur noch in niederschlagsreichen Zeiten das Grundwasser austrat und das Gebiet in einen engbegrenzten Binnensee verwandelte. In früheren Jahrzehnten mag das dauernd der Fall gewesen sein. Doch ist durch die Kultivierung der das „Meer“ einschließenden Moore, die Anlage des Ems-Jade-Kanals und nicht zuletzt durch künstliche Entwässerungsgräben der Grundwasserspiegel soweit gesenkt worden, daß eine Überflutung nur noch höchst selten eintritt und somit die Bezeichnung „Meer“ ihre Berechtigung verloren hat. Der „Meeresboden“ nimmt im großen und ganzen die Form einer Ellipse an, deren von Südwesten nach Nordosten gerichtete Längsachse sich über 2 km erstreckt, die Länge der Querachse stellt sich auf 1,3 km. Die ganze Anlage läßt erkennen, daß wir es hier mit einem Windkoll von ganz außerordentlichen Ausmaßen zu tun haben, an dessen weiterer Ausgestaltung das später austretende Grundwasser eine bedeutende Rolle hatte.

Der äußere Rand des Dünenkranzes (Abb. Taf. 15) taucht unter die angrenzenden Hochmoore unter. Es ist nun schon dies ein Beweis dafür, daß die Flugsandverwehungen vor der Moorbildung einsetzten. Die Dünenkette zählt somit zu den älteren Flugsandlagen der ostfriesischen Geest. Allerdings haben auch in späteren Zeiten — selbst bis in die Gegenwart hinein — Verwehungen stattgefunden, doch sind diese jüngeren Ablagerungen zumeist noch durch ein ausgeprägtes Bodsolprofil von den älteren getrennt und somit ohne weiteres erkenntlich.

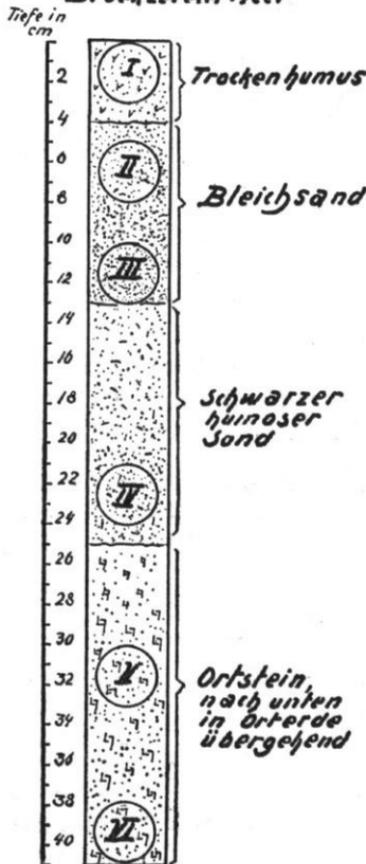
Über den geologischen Aufbau der näheren Umgebung gibt uns eine im vergangenen Jahre gleich nordöstlich von dem Dünenkranz niedergebrachte Bohrung Auskunft. Es wurde hierbei das nachstehende Profil erschlossen:

Bis	0,05 m	schwach humoser Flugsand . . .	} Alluvium
"	0,45 "	grauer Feinsand (Flugsand)	
"	0,85 "	schwarzer, stark zerfekter Torf	
"	1,85 "	dunkelgrauer Feinsand mit Feuersteinchen	} Diluvium
"	3,10 "	rotbrauner Mittelsand mit Steinchen	
"	3,30 "	graugrüner, sandiger Ton mit einem walnußgroßen Geschiebe	
"	4,80 "	hellgrauer Feinsand	
"	5,80 "	hellgrauer sandiger Ton	
"	16,70 "	hellgrauer Grobsand m. Steinchen	
"	17,30 "	grauer, etwas toniger Feinsand	
"	23,35 "	hellgrauer, schwachtoniger Feinsand	} Pliozän
"	24,15 "	weißlichgrauer Grobsand mit Steinchen	
"	29,75 "	weißlichgrauer Sand	
"	31,20 "	sehr feiner, weißlichgrauer Sand mit Holzstückchen	
"	33,25 "	weißlichgrauer Feinsand	
"	34,60 "	weißlichgrauer kieseliger Grobsand	

Die Flugande bis 0,45 m sind jüngeren Datums und von unserem Dünenkranz aus über den hier auskeilenden Torf des Collrunger Moores hinübergewandert. Der dann folgende dunkelgraue Sand mit Feuersteinchen im Liegenden des Torfes dürfte sich ursprünglich auch über das „Broetzeteler Meer“ hinaus erstreckt und das Ausgangsmaterial zu unserem Dünenkranze gebildet haben. Bei der Ausblasung wurde jedoch nur das feinere Material verfrachtet, und als Rückstand verblieben die Steinchen, die streckenweise den „Meeresboden“ in Form einer Steinsohle bedecken. Unter diesen Steinchen ist der rote Feuer-

stein besonders stark vertreten. Der rotbraune Sand von 1,85 m bis 3,10 m scheint unberührt geblieben zu sein, denn gleichwie im Profil stellt er sich auch unter der humifi-

Ortsteinprofil
 vom Dünenkranz
 an
 Brookzoteler Meer



zierten Marke des „Meeresbodens“ ein. Die tiefer liegenden Schichten sind für unsere Frage belanglos.

Die Oberfläche der älteren Flugande, auf der die mesolithischen Funde gemacht wurden, ist — wie bereits

Die drei unteren Schichten (Probe IV—VI) sind noch pollenleer, denn obgleich von jeder Probe zwei Präparate abgelesen wurden, konnte kein einziger Pollen entdeckt werden. Demnach erfolgte die Umlagerung dieser Sande in einer für unser Gebiet noch vegetationslosen Zeit, die wir als das *Präboreal* bezeichnen. In den drei oberen Schichten (Probe I—III) ist der Wald in unmittelbare Nähe vorgerückt. Die überaus starke Frequenz der Heidekräuter hat nur örtliche Bedeutung. Das gilt besonders von Probe II. Diese Probe war so überaus reich mit Pollen angefüllt, daß sich unter dem Mikroskop in einem einzigen Gesichtskreise bis zu 50 Stück zählen ließen. Die Zahl der in den beiden Präparaten angetroffenen Pollen geht in die Tausende und ist deshalb in der Tabelle mit ∞ angedeutet. Wenn hier keine Baumpollen vermerkt sind, so soll daraus nicht etwa geschlossen werden, der Wald sei nun plötzlich vernichtet. Nur auf den Dünen selbst wird er nicht vertreten gewesen sein. Hier beherrschte das Heidekraut das Feld, in der Umgebung jedoch herrschte bis zur Vernichtung durch die Moorbildung der Wald vor. In diesem ist die *Hafelnuß* vorherrschend, mit ihr kämpft die *Kiefer* um den Bestand und in den sumpfigen Stellen wuchern *Erlenbrüche* in größerer Ausdehnung. Der Eichenmischwald ist noch nicht vorgerückt, wengleich auch die Linde mit zwei Pollen auffälligerweise schon vertreten ist. Diese pollenanalytischen Daten versehen uns in die *Hafeln-Kiefer*zeit des *Boreals*, in dem bekanntlich neben diesen Vertretern der Baumvegetation auch die Erle schon eine bedeutende Rolle spielt.

Die erstmalige Festlegung des Dünenkranzes scheint also gegen Ende des *Boreal* bzw. in der Übergangszeit bis zum Atlantikum vor sich gegangen zu sein. Das ist der Zeitabschnitt, in dem der Mensch des *Mesolithikums* auf der Bildfläche erscheint und sich an geeigneten Stellen eine gewisse Zeit niederläßt.

Für eine solche Niederlassung war nun der Dünenkranz am Broetzelener Meer ganz besonders geeignet. Inzwischen dürfte nämlich infolge der eingetretenen Bodensenkung das Grundwasser ausgetreten sein und den Wind-

holt — unser Broetzeteler Meer — in einen vielleicht schon fischreichen Binnensee verwandelt haben. Die reichen Haselbestände in nächster Nähe versorgten die Menschen mit wohlschmeckender Nahrung und in den Kiefernwäldern und Erlenbrüchen fand er Gelegenheit zu jagen.“

Etwa einen Kilometer östlich des Guts- und Wirtshauses von Post, in dem Dünengebiet am Nordostrand des Meeres, unmittelbar südlich des von Broetzetal nach Collrunge führenden Weges, befindet sich die etwa zwei Hektar große Fundstelle. Die Funde liegen dort zu Tage, wo die Dünen fortgeblasen sind, in sich rasch vermindern-der Streuung erstreckt sich ihr Vorkommen in das Meer hinein. (S. Karte Taf. 15.) Wie nicht anders zu erwarten, hoben sich bei der Suche bald einige Stellen mit größerer Funddichte aus dem gesamten Komplex heraus, bislang konnte ich zwei solche Flächen feststellen.

Ein ungestörtes Dünenprofil an der Fundstelle zeigt von oben nach unten folgendes Schichtenbild:

1. Junge Düne von verschiedener Mächtigkeit, meist mit Heidebewuchs.
2. Darunter eine dunkle Trockenhumusschicht von 4 bis 6 cm Mächtigkeit, die alte Heideoberfläche vor der jüngeren Übersandung. (Schicht I im Ortsteinprofil Wildvangs.) Das an der Bohrungsstelle Wildvangs auskeilende Moor ist hier nicht mehr vertreten.
3. Bleichsandschicht von 10—15 cm Mächtigkeit (II—III bei Wildvang).
4. Dunkle, fast schwarze Schicht von ähnlicher Mächtigkeit wie Schicht 3 (IV bei Wildvang), die
5. in die durch Humuskolloide verhärtete Ortsteinschicht von einigen cm Stärke übergeht. Der Ortstein geht nach unten in die heller werdende Orterde über, die von dünnen waagerechten, wahrscheinlich eisenschüs-sigen Bändern durchzogen ist (V und VI bei Wildvang).

Die Schichten 1 und 2 sind fundleer, die unteren Lagen des Bleichsandes bis in den Ortstein hinein enthalten die Kultureinschlüsse. Doch fand ich bei einer Probegrabung

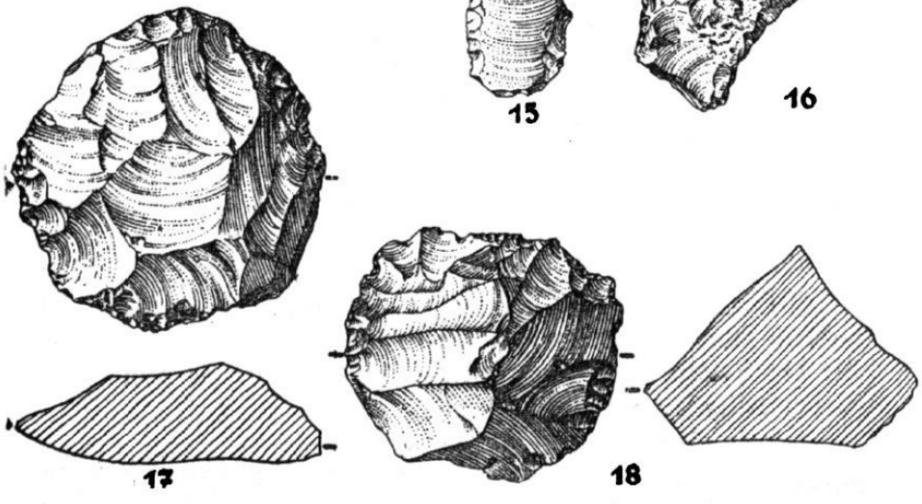
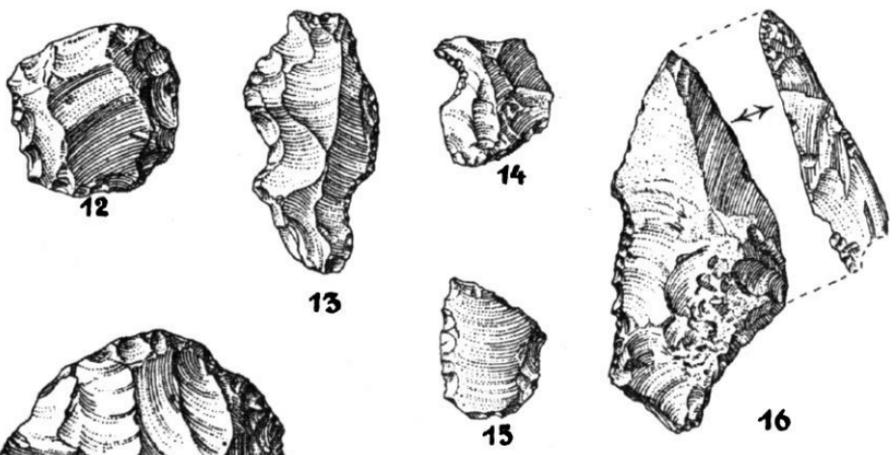
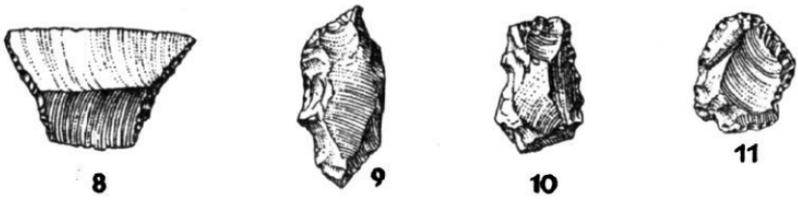
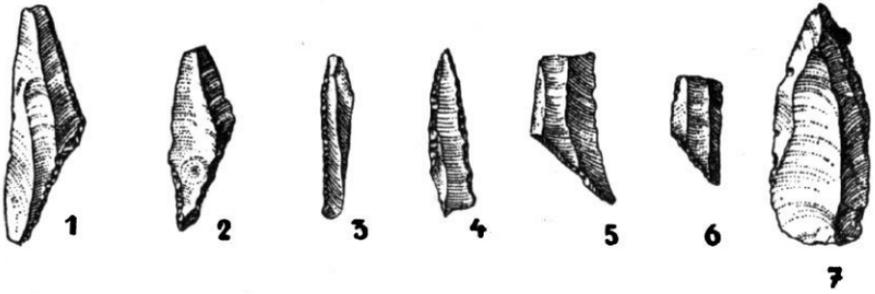
etwa 20 cm in die Schicht 5 eingetieft einen Granitstein von $20 \times 20 \times 10$ cm Größe, der mit der Breitfläche waagrecht nach oben lag, daneben in Höhe des oberen Randes lag ein Kernstein von 5 cm Länge und 4 cm Breite, mit einer Hobelkante, der aber offensichtlich noch nicht benutzt worden ist. Daneben lagen ein Klopstein und einige Rohfeuersteine. Es dürfte sich hier wohl um den Arbeitsplatz eines Steinhandwerkers handeln. Die Eintiefung des Steines in den fundleeren Untergrund ist erfolgt, um dem Ambossstein eine feste Lage zu geben.

Die Flott- oder Flugsande werden nach Woldstedt (19) von einer Reihe von Forschern als Äquivalente des jüngeren Lößes aufgefaßt. Das läßt sich mit der Altersbestimmung von Wildvang in einen guten Einklang bringen. Theoretisch darf man also auf diesem Sandhorizont sämtliche Kulturstufen seit der letzten Eiszeit erwarten. Ältere müßten von dieser alten Flugsanddecke überlagert sein.

Von der bisherigen Fundmasse von 1300 Stück² sind etwa dreiviertel als bearbeitete Werkzeuge oder als Bruchstücke von solchen anzusprechen. Der Rest besteht aus Abfall oder uncharakteristischen Stücken. Eine mäßige Anzahl zeigt die feinen Bruchlinien und die stumpfe Färbung, die durch Feuer bewirkt worden sind; eine Erscheinung, die so gut wie allen mesolithischen Fundmassen eigen ist und als Merkmal für Siedlung oder Wohnplatz gilt. An zahlreichen Stücken läßt sich eine ältere Patina, meist in rötlich-bräunlichen Tönungen, feststellen, die in einer jüngeren Zeit durch erneute Abschläge eine Zweitbearbeitung erkennen lassen. Das legt schon von vornherein die Vermutung nahe, daß in unserer Fundmasse mit mehreren Zeitstufen zu rechnen ist.

Aus dem gesamten Komplex hebt sich eindeutig eine mikrolithische Gruppe heraus. Zahlenmäßig nimmt sie reichlich zweidrittel des gesamten Materials ein. Sie enthält die Leitformen der Kleingeräte, wie wir sie von allen Lardenosienfundplätzen kennen.

² Die Funde sind dem Landesmuseum in Hannover überwiesen worden.



1. Retuschierte Kleinspizen.

- a) Dreieckspitzen mit Feinbearbeitung der beiden kurzen Rückenkanten (Abb. 1)³.
- b) Ein nadelfeiner Typus mit abgedrücktem Rücken und ebensolcher Basis steht a nahe (Abb. 19). Er gilt als ein Abkömmling der älteren sog. Gravettespizze.
- c) Feine Rlingen mit gerader retuschierter Basis und schräger Endretusche (Abb. 5 und 6). Diese Formen gehen durch Einziehen der Basis unmittelbar in die
- d) querschneidige Pfeilspizze über (Abb. 8).
- e) Rlingenspizen mit beiderseits feinretuschierter Spizze (Abb. 2). Nach Andree, S. 84, Taf. 43, 10—13 gelten sie als Bohrer.
- f) Diese Spizen begegnen auch mit einseitiger Retusche an der Spizze (Abb. 20).
- g) Spizen mit schräger Endretusche, aber nicht von dem streng geometrischen Charakter wie c, kommen in verschiedener Abwandlung vor (Abb. 21). Sie kommen öfter der Stielspizze nahe.
- h) Spizen mit gebogenem, retuschierten Rücken (Abb. 22).
- i) Segmentspizen, mit h verwandt und in diese übergehend (Abb. 23). Bei manchen, sehr gedrungenen und dicken Exemplaren mit einer der Spizze gegenüberliegenden gut bearbeiteten Schaberante handelt es sich um Doppelgeräte (Abb. 25).
- k) Spizen mit geradem retuschierten Rücken (Abb. 24).
- l) Nadelspizen mit einer retuschierten Längsseite (Abb. 3) oder beiderseitiger Retusche (Abb. 4).

Alle diese Spizentypen sind außerordentlich klein, 1—3 cm lang, und von einer oft unbegreiflich zarten Kantenbearbeitung. Neben ihnen treten in nicht geringer Zahl die entsprechenden Formen ohne Retusche auf, es ist kein Grund vorhanden, diese nicht auch zu den Geräten und

³ Die Abbildungen 1—18 sind aus der „Kunde“, 1935, Nr. 7/8, Tafel VIII übernommen, sie waren dort mit einer kurzen Anzeige des Fundplatzes am Brookzelter Meer gebracht worden.



19



20



21



22



23



24



25



26



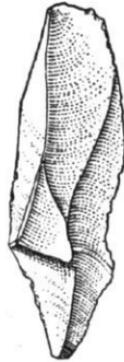
27



28



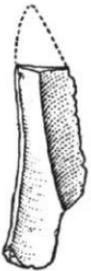
29



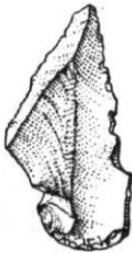
30



31



32



33



34



35



36



37



38



39



40



41



42

Werkzeugen zu zählen. In Meiendorf (Hamburger Stufe) fand A. Rüst einen kunstvoll zubereiteten „Niemenschneider“ aus einem Kengeweihstück, in den ein unansehnlicher, nicht weiter bearbeiteter Feuersteinsplitter eingeschäftet war, obgleich ausgezeichnet retuschierte Klingen in Fülle an jenem Fundplatz zum Vorschein kamen.

2. Nadeln und Pfriemen.

Diese, meist unretuschierten Geräte begegnen uns in zartester und kleinster Ausführung von höchstens 1 cm Länge (Abb. 26) bis zu etwa 4 cm. *z. T.* sind sie aus dünnen, flachen Klingen hergestellt, wobei die Spitze oft seitlich ausbiegt (Abb. 27), *z. T.* bestehen sie aus kräftigeren, dreiseitigen Prismenklingen, die aber selten gerade, sondern meist in der Hauptachse gekrümmt oder in der Klingenebene seitlich gebogen sind. Diese Tatsache geht sicher auf eine Absicht der Hersteller zurück. Eine Grenze zwischen Nadeln und Pfriemen ist gefühlsmäßig nur nach der Stärke der Stücke herzustellen. Ein besonders kräftiger, gekrümmter Pfriemen zeigt an der Rückenkante Retusche (Abb. 28). In der Fundmasse sind diese feinen Geräte mit einigen Duzend vertreten.

3. Klingenspißen.

Der Übergang von den Nadeln und Pfriemen zu den Klingenspißen ist unmerklich, indem das Gerät breiter wird und Klingenscharakter annimmt. Unter diesen Typus fallen zahlreiche Stücke von geringem Ausmaß (Abb. 29) bis zur Länge von reichlich 4 cm (Abb. 30). An den Klingenträndern zeigen sich oft feine Gebrauchsspuren, ein Beweis dafür, daß es sich vielfach um Doppelgeräte handelt, die unter allen Formen des mikrolithischen Inventars recht oft begegnen.

4. Stielspißen.

Die Klingenspißen nehmen öfters eine solche Form an, daß man sie als schäftungsfähige Stielspißen bezeichnet. Neben streng geometrischen Formen wie unter Nr. 1, a aufgeführten begegnen einfachere Typen mit roh zuge-

richteten kleinen Schaftstielen. Es läßt sich nicht in jedem Fall entscheiden, ob es sich um echte Pfeilspitzen handelt. Die Rand- und Spitzenretusche ist sehr ungleich sorgfältig, oft ausgesprochen dürrig. Abb. 31 und 32 zeigen Stücke mit rohem Schaft. Stücke wie Abb. 33 stehen solchen wie Abb. 16 nahe, das schon aus dem eigentlichen mikrolithischen Formenkreis hinausführt. Ihnen stehen auch Stücke wie Abb. 34 mit kräftiger, allseitiger mikrolithischer Retusche nahe, sie könnten Abkömmlinge der größeren Typen wie Abb. 16 sein. Ob Formen wie Abb. 35 (vergl. Rahr 11, Fig. 8 Nr. 28) mit beiderseitiger Spitzenretusche tatsächlich Stielspitzen oder andere Geräte, etwa Mikrobohrer, sind, wie einige meinen, läßt sich nicht immer mit Sicherheit entscheiden.

Zu den Stielspitzen mögen auch die kleinen, sogenannten Blattspitzen gehören, wie Abb. 7. Solche Spitzen begegnen bereits im jüngsten Magdalenien (s. Andree 3, Taf. 34, 17), gehen aber durch mehrere Perioden weiter. Ob man Stücke wie Abb. 36, allseitig beschlagen und mit kräftiger Steilretusche an der leicht konvexen Basis zu den Blattspitzen rechnen darf, ist unsicher, doch mag hier bereits eine Übergangsform zu den frühneolithischen Pfeilspitzen vorliegen, die zu den herzförmigen Typen weiterführen (s. Gumpert 6, S. 84, Abb. 149). Diesen Übergang drückt das Stück Abb. 37 noch deutlicher aus.

5. Querschneidige Pfeilspitzen.

Neben solcher reinsten Tardenoisienform mit ausgeprägter mikrolithischer Retusche (s. Nr. 1, d und Abb. 8), die mit etwa 10 Stück vertreten sind, kommen Stücke vor, die nicht wie diese aus querdurchbrochenen Klingen hergestellt sind, sondern die unmittelbar aus einem kleinen Feuerstein durch allseitigen Beschlag entstanden zu sein scheinen. Sie sind alle mehr lang als breit, im Gegensatz zu den reinen Tardenoisienformen. Das Stück Abb. 38 ist mit 4—5 sicheren Abschlägen ohne Retusche hergestellt, Abb. 39 hat an der rechten Seite Steilretusche, Abb. 40 zeigt äußerlich geradezu einen kleinen Scheibenspalter. Nun gibt es einen Typus der querschneidigen Pfeilspitze, der wie

diese Stücke hergestellt ist (Zoh 22, S. 134). Aber da, wie weiterhin noch nachgewiesen werden wird, von einem Einfluß des nordischen mesolithischen Kulturkreises auf unsere Fundmasse nirgends die Rede sein kann, die drei genannten Stücke zudem wenig charakteristisch, z. T. möglicherweise sogar reine Zufallsformen, d. h. überhaupt keine zweckhaft hergestellte Pfeilspitzen sein können, so möchte ich ihnen keine allzugroße Bedeutung beimessen.

6. Messer.

Es ist schwer, die besonders reiche Zahl der Rlingen, die nach ihrem Aussehen am ehesten als Schneidewerkzeuge zu deuten sind, gegen andere Formen abzugrenzen. Es handelt sich um klingenförmige Abschläge von winziger, unter 1 cm bleibender Länge bis zu solchen von etwa 4 cm. Oft könnte man sie zu den Spitzen rechnen, in anderen Fällen zu den Dreiecken oder Rhomben, oder zu den Doppelwerkzeugen. Als ein stark verbreitetes, bei der Werkzeugherstellung leicht anfallendes Begleitgut ausgeprägterer Formen sind diese kleinen Geräte vor allem in ihrer Gesamtheit von Bedeutung, da sie gerade als Massengruppe ihre Herkunft aus der mikolithischen Formgebung eindeutig verraten. Der einzelne, meist nach dem Abschlagen nicht weiterverarbeitete Typ ist derartig an die Gesetze des Materials und der Schlagtechnik gebunden, daß er in den Rlingenkulturen vieler Perioden auftritt, daher als Leitform nicht gelten kann. In unserem Fall wird die große Masse dieser Geräte durch ihre bemerkenswerte Kleinheit in das Gesamtinventar der mikolithischen Kulturen verwiesen, und zwar in der Hauptsache in deren jüngsten Abschnitt, wobei die Wahrscheinlichkeit besteht, daß einzelne Stücke ein höheres Alter besitzen.

a) Rlingen ohne Retusche.

Sie beherrschen diese Gruppe vollkommen. Sie sind schmal, etwa weidenblattförmig (Abb. 41), oval (Abb. 42) oder rhombenförmig (Abb. 43), gelegentlich mit Spitze (Abb. 44) und treten in Duzenden von Exemplaren als kleine Federmesserchen auf.



43



44



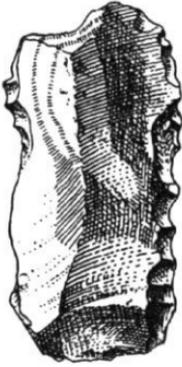
45



46



47



48



49



50



51



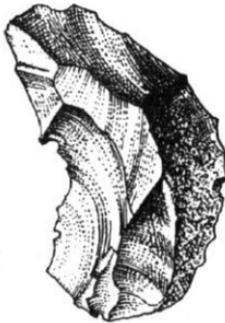
52



55



53



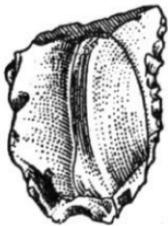
54



56



57



58



59



60



61

b) Mit Retusche.

Einige Stücke, wie z. B. Abb. 45, zeigen einen geraden, abgedrückten Rücken, der bei ähnlichen Stücken auch gebogen ist; eine spezifisch mittelsteinzeitliche Form.

c) Kurze Rlingen mit glattem Abbruch und Gebrauchsetusche an der rundlichen Basis.

Dieser Typus entsteht in jedem Fall aus entsprechenden Rlingen auch ohne Absicht, wenn diese ein- oder mehrmals zerbrochen werden. Er begegnet in unserer Fundmasse aber so häufig, daß eine absichtliche Herstellung angenommen werden muß (Abb. 46). Auch an den Längsseiten zeigen sich öfters Gebrauchsspuren.

Verwandt mit dieser Gruppe sind abgebrochene Basisstücke, an denen die Abbruchkante durch Steilretusche weiterverarbeitet ist (Abb. 47). Es gehört zu den Formen, die Andree (3, Taf. 42, Abb. 20 und 22—25) aus dem Mittel- und Spättardenoisien wiedergibt.

d) Rlingen mit gerader Quer- und Seitenretusche.

Hier handelt es sich um eine meist viel kräftigere Form, die aus der Masse dieser Gruppe herausfällt. Abb. 48 ist z. B. eine kräftige, flach prismatische Klinge mit ausgeprägter Steilretusche, die aber nicht die Feinheit der Abschläge zeigt, wie die späten mikrolithischen Geräte. Dieser Typus tritt bereits im Vortardenoisien auf.

e) Gebogene Rlingen.

Bemerkenswert ist eine mäßig vertretene Gruppe von schlanken, schmalen Rlingen, die eine gekrümmte und oft auch seitlich gebogene Achse aufweisen. Die längste aller schmalen und dünnen Rlingen (5,2 cm), gehört zu dieser Gruppe. Es ist nicht anzunehmen, daß die Abweichungen von der Geraden nur materialbedingt sind, vielmehr dürfte hier ein gewollter Typus vorliegen, der auch in älteren Rlingenkulturen auftritt (Abb. 49).

7. Bohrer.

Mikrobohrer strengster Form kommen etwa ein halbes Duzend mal vor. Die Bohrer Spitze ist durch gegenständige Retusche herausgebildet worden, d. h. an der einen Seite ist sie von der oberen Fläche, auf der anderen von der unteren her bearbeitet. Diese kunstvollen kleinen Geräte begegnen bereits im Ausgang des Magdaleniens und setzen sich bis in das Spätardenoisien fort (Abb. 50). Es darf nicht übersehen werden, daß auch weniger gut bearbeitete Spitzen Bohreigenschaften haben, auch sie begegnen in unserem Material. So zeigt die grobe Spitze Abb. 51 starke Gebrauchsspuren, die Bohrer Verwendung vermuten lassen. Bei solchen Stücken kann von mikrolithischer Formgebung nicht mehr gesprochen werden.

8. Stichel.

Dieses aus der Altsteinzeit herzuleitende Gerät kommt öfter in ganz kleinen Formen vor (Abb. 52), doch auch in größeren Stücken. Vielfach treten sie als Doppelgerät mit Schaber- oder Schneidekante auf (Abb. 53). Der halbkreisförmige Abschlag Abb. 54 zeigt eine linksseitig durch mehrere Hiebe erzeugte, abgetreppte Stichelspitze.

9. Schaber, Kraxer, Hobel.

Eine genaue Trennung der Geräte, die unter diese Begriffe fallen, ist weder möglich, noch erforderlich. Allen gemeinsam ist die Eigenschaft, daß man mit ihnen von Stoffen, die weicher als sie selber sind, in erster Linie von Fellen, Holz und Knochen, durch schabende, kratzende oder hobelnde Bewegung Teile entfernen kann. Die Schaber besitzen im allgemeinen eine längere Arbeitskante als die Kraxer.

Diese Geräte kommen in reicher Variation, auch in mikrolithischen Größen in der Fundmasse vor. Hier seien nur die wesentlichsten behandelt.

a) Mikrorundschaber.

Etwa 20 Stück, von der Größe eines Pfennigs (Abb. 11, 12) bis zu der eines Fünfmartstücks (Abb. 17).

Sie begegnen auch in halbkreisförmigen Stücken. Die Kantenretusche ist meist recht sorgfältig. Sie sind aus von der Natur vorgeformten Steinen hergestellt.

b) Mikrolingenschaber.

Sie entstehen meist aus einem kräftigen Rlingenstück durch Abrundung und Retuschierung der Basisseite (Abb. 15). Auch in der Form von Doppelschabern kommen sie vor (Abb. 55). *z. T.* besitzen sie eine schmale, längliche Form und eine Spitze (Doppelgerät, Abb. 56). Andere, wie Abb. 57, bestehen aus einer kräftigen, gedrungenen Klinge und besitzen der durch Steilretusche zubereiteten Arbeitskante gegenüber eine Schneide mit Gebrauchsspuren. Diesen Stücken gegenüber machen andere, mit größerer Retusche einen älteren Eindruck. Noch andere, wie Abb. 58, allseitig retuschiert, besitzen eine kräftige Spitze.

c) Stielshaber.

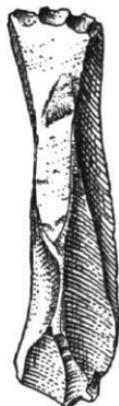
In *z. T.* recht winzigen Exemplaren treten Schaber oder Kraber auf, die der gut steilretuschierten Arbeitskante gegenüber einen unter einem etwa halben rechten Winkel zur Gleitebene stehenden Stiel oder Griff besitzen. Dieser Typus begegnet mehrfach, seine Form ist mit Absicht gewonnen (Abb. 59).

d) Pyramidenschaber.

Diese Form ist aus einem pyramiden- oder fast kegelförmigen Kernstein gewonnen, der durch Kantenbearbeitung zum Werkzeug zugerichtet wurde. Es kommen sehr schöne mikrolithische Stücke vor (Abb. 18).

e) Prismenschaber.

Von der gleichen Herkunft wie die unter d genannten Stücke stammen diese Geräte, nur daß der Kernstein hier ein vier- bis etwa sechseitiges Prisma darstellt. Bei dem Stück Abb. 60 sind nicht einfach die Kanten der einen Grundfläche zugerichtet worden, sondern es ist durch Beschlag von zwei einander gegenüberliegenden Ecken her eine diagonal die beiden anderen Ecken verbindende Schaber- oder Hobelkante herausgearbeitet. Derartige



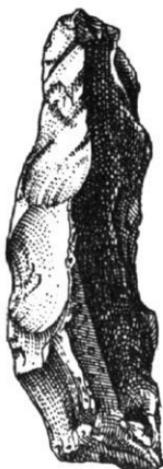
62



63



66



64



65



67



68



69

Geräte setzen eine bewußte Technik voraus, die gerade bei den mikrolithischen Geräten immer wieder festzustellen ist.

f) Flintobel.

Eine besondere Form stellen die Geräte dar, die meist nicht aus einem Kernstein, sondern aus einem kräftigen, flachen Feuerstein unmittelbar in der Weise zustandekommen, daß die eine schmale Längsseite die Hobelfläche darstellt, die vorne durch Steilretusche den Hobelansatz erhalten hat. Der obere Teil ist griffartig zugeschlagen (Abb. 61). Dieses mikrolithische Gerät hat bereits seine größeren Vorläufer im Magdalenien und stellt z. B. den verkleinerten Nachfahr zu Stücken dar, wie sie Schwantes (16, I, S. 56, Abb. 46) von Meiendorf aus der Hamburger Stufe wiedergibt. Dieser Typus kommt auch in winzigen Formen von kaum 1,5 cm Länge vor. Größere Stücke, bis über 5 cm lang, mit großflächigen Abschlägen, wie Abb. 62, weisen auf ein höheres Alter als ihre kleinen Gegenstände hin.

Hierher gehören auch Formen, die aus mikrolithischen Kernsteinen entstanden sind, wie sie unser Fundplatz in mehreren Exemplaren aufweist.

g) Kerbschaber.

Klingen, meist geringer Größe, die sich durch retuschierte Buchten oder Hohlkehlen von gewöhnlichen Klingen unterscheiden, treten bereits in größeren Formen im Magdalenien auf. Sie ziehen sich durch das ganze Mesolithikum hin. Mit ihnen lassen sich zylindrische Gegenstände, wie Pfeilschäfte aus Holz, sowie Knochen besonders gut bearbeiten. Unser Fundplatz weist davon ein gutes Duzend auf (Abb. 13 und 14).

10. Angelhaken.

Mit großer Wahrscheinlichkeit hat das Brootzeteler Meer, worauf auch Wilbvang hinweist, dauernd Wasser geführt und Fische enthalten. Einige feine Klingen, wie Abb. 63, tragen in der Nähe der Spitze einen sorgfältig herausgearbeiteten Wiberhaken, und da diese Form mehr-

fach begegnet, so handelt es sich wohl nicht um ein Zufallsprodukt, sondern um einen wirklichen Angelhaken.

11. D r u c k s t ö c k e.

Einige grobe, längliche, meist prizmenförmige Abschläge oder ähnlich geformte Naturstücke zeigen an den Ranten starke Gebrauchsspuren (Abb. 64). Man deutet diese Stücke als Geräte, mit denen man die Retusche der Werkzeuge vornahm, die wegen ihrer Feinheit nicht mit der Schlagtechnik, sondern durch Abdrücken kleinster Teilchen bewirkt wurde (Retouchoirs). Vergl. Piezker (10, Tafel XII, Abb. 1).

12. K e r n s t e i n e.

Nicht alle Reststücke der Feuersteine, von denen Klingen und andere Abschläge gewonnen worden waren, sind zu Geräten weiterverarbeitet worden, wenn auch die Neuzurichtung zu einem Gerät die Regel ist. Abb. 65 stellt einen ziemlich großen Kernstein dar, der mit den Negativen zahlreicher mikrolithischer Abschläge ringsum bedeckt ist. Er wurde bei einer Grabung neben einem Ambossstein gefunden (s. S. 69) und ist bereits weitgehend zu einem Hobelinstrument weiterverarbeitet. Schärfen und Grat an den Ranten, sowie das Fehlen jeglicher Gebrauchsetrusche deuten aber darauf hin, daß die Arbeit an diesem Stück nicht zu Ende geführt worden ist.

G r o b e G e r ä t e.

Die bisher behandelte Fundmasse trägt durchgehend mikrolithischen Charakter, das meiste davon in der Endentwicklung des Spättardenoisien. Aber schon manches Stück deutete auf ältere Abschnitte dieses langen mikrolithischen Zeitraumes hin. Wenig Klarheit besteht bisher über die gröberen Steinsachen, die auf allen mikrolithischen Fundplätzen nebenhergehen. Es dürfte wenig wahrscheinlich sein, daß das gesamte Geräteinventar der mikrolithischen Bevölkerung nur aus den winzigen Typen bestanden hätte, vielmehr ist es wahrscheinlich, daß immer auch gröbere Sachen zu seinem Bestande gehören. Vielleicht

verführt eine zu scharfe Trennung makrolithischer und mikrolithischer Kulturen zu einer unzutreffenden Vorstellung von dem Gesamtumfang des Geräteschatzes in den letzteren. Es besteht aber noch keine sichere Möglichkeit, über diese Seite der mikrolithischen Fundmassen etwas Beweisendes auszusagen, vor allem führen hier typologische und morphologische Erwägungen allein nicht zum Ziel. Am Brookzelter Meer stoßen wir auf eine verhältnismäßig große Zahl von größeren Formen, vielfach ohne die kennzeichnende Retusche der Kleingeräte, aber wegen der häufigen Wiederkehr der gleichen Formen ohne Zweifel mit Absicht hergestellt, die den Mikrolithen wahrscheinlich als gleichzeitig und zu ihnen gehörig hinzuzurechnen sind.

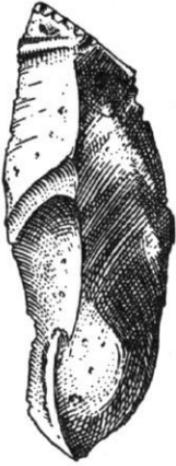
Daneben aber begegnen uns zahlreiche Stücke, die offenbar ein höheres Alter beanspruchen können, als die Hauptmasse der Kleingeräte. Einige Formen seien hier zur Erörterung gestellt.

13. Stielspitzen.

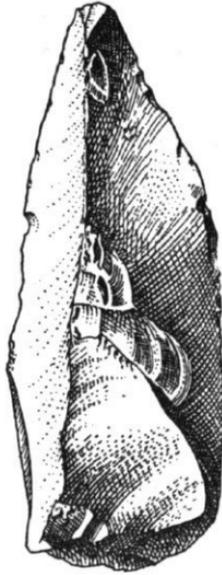
Das bereits früher erwähnte Stück Abb. 16, zu dem noch zwei weitere, fast ebensogroße Exemplare kommen, die alle eine grobe, kräftige Schaftbildung aufweisen und am Schaft bezw. an den Rändern beschlagen sind, gehört nicht zum eigentlichen mikrolithischen Formenschatz. Es tritt im Magdalenien in ähnlichen Größen auf und wird durch die Vor- und Frühstufen des Tardenoisien immer kleiner, bis es im Spättardenoisien als zarte Spitze mit schräger Endretusche endigt. Unsere Stücke zeigen frühmesolithischen Charakter. Kleinere Stücke wie Abb. 66 von gleicher Formgebung zeigen Merkmale ihrer Herkunft aus ihnen.

Bei so ungefügen Spitzen wie Abb. 67 ist es zweifelhaft, ob es sich noch um eine Spitze oder einen Schaber und damit um eine zufällige Spitzenform handelt. Auf jeden Fall handelt es sich nicht um ein mikrolithisches Stück.

Die über 5 cm lange und 3 cm breite Blattspitze (Abb. 68) scheint morphologisch dem Magdalenien näher zu stehen, als der Tardenoisienformgebung; sie ist ein großes Gegenstück zu den kleinen Blattspitzen, die unter 4



70



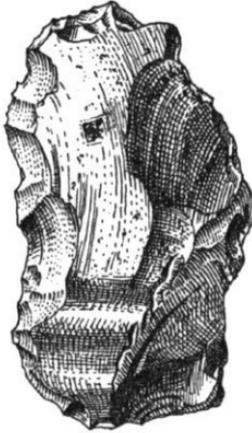
71



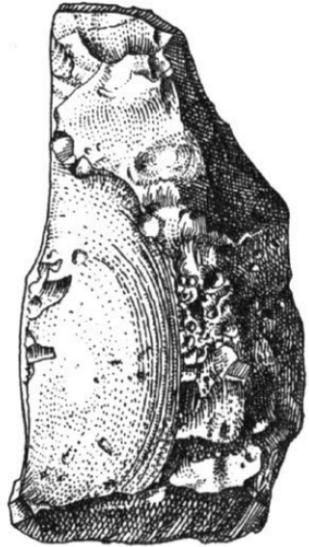
72



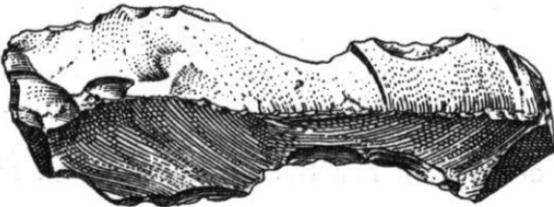
73



74



75



76

erwähnt sind (s. Abb. 7). Sie ist durch große Abschläge ohne jegliche Retusche hergestellt.

14. Prismenförmige Klingenspitzen.

Diese bis über 7 cm langen und außerordentlich kräftigen Geräte, allseitig mit großen Abschlägen bearbeitet, meist aber ohne oder nur mit geringer Retusche, zeigen alle eine klare, scharf herausgearbeitete Spitze (Abb. 69), die oft zu einem Stichel (Abb. 70) weiterverarbeitet wurde. Diese Formen treten so häufig auf, daß sie als halbfertige Werkzeuge oder als Abfallprodukte nicht angesprochen werden können. Sie treten auf vielen Fundplätzen ähnlichen Charakters auf. Es sind Geräte, denen in der Herstellungsart andere Typen unter den groben Sachen entsprechen, und die mit der Formgebung des späten Tardenoisien nicht das mindeste zu tun haben.

Zu dem Stück Abb. 71 kenne ich kein genaues Gegenstück. Es ist eine fast 7 cm lange, klar zugeschlagene Klinge, deren Spitze zu einem schmalen Kraker weiterverarbeitet ist und die an der gegenüberliegenden Basis einen seitlich leicht herausstehenden Eckdorn trägt, bei dem man entfernt an die Zinken von Schwanzes denken möchte und der wohl die Bedeutung eines Stichels hat.

Diese Klingenspitzen begegnen auch in Größen von 3—4 cm.

15. Stichel.

Eine häufig vorkommende Form unterscheidet sich von den unter 14 genannten Spitzen nur durch die mit einem Schrägtrieb erzeugte Stichelspitze. Kleinretusche fehlt. Ofters sind solche Stichel mit einer Schaberlante am entgegengesetzten Ende versehen. Sie sind aus dem Magdalenien und dem frühen Mesolithikum bekannt.

Die kräftige breite Klinge Abb. 72 ist durch grobe Abschläge zugerichtet, auf der Oberseite ist die Rinde stehen geblieben.

Es begegnen uns auch ganz abweichende Formen, wie der aus einem dicken Abschlag, dessen Oberflächen mit breiten Schlägen sorgfältig geebnet sind, hergestellte trape-



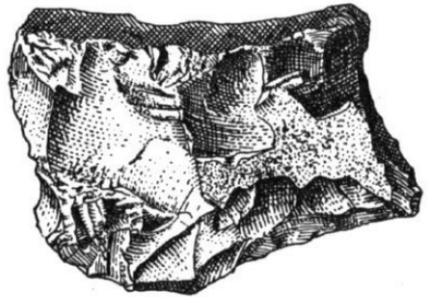
77



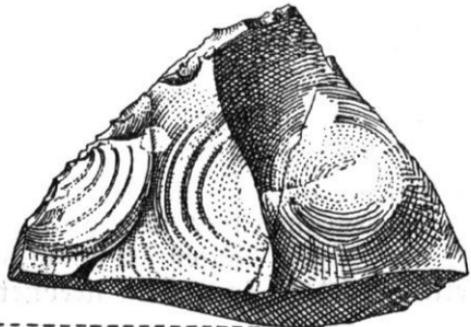
78



79



81



80

zoide Eckstichel (Abb. 73). Die Stichelecke ist nicht durch den einen typischen Stichelhieb, sondern durch mehrere kleine Abschläge zugeschlagen. Die steilbearbeiteten Kanten zeigen keine Spur von Feinretusche.

16. Schaber, Kraxer, Hobel.

Von den zahlreichen, zu dieser Gruppe gehörenden Geräten seien einige herausgehoben. Meist handelt es sich um große Stücke, die mit kräftigen Abschlägen aus dem Werkstück entstanden sind und vielfach nur an der Arbeitskante eine Behandlung erfahren haben, im übrigen aber ihre Rohform beibehielten.

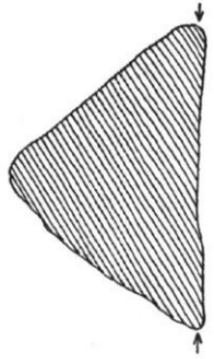
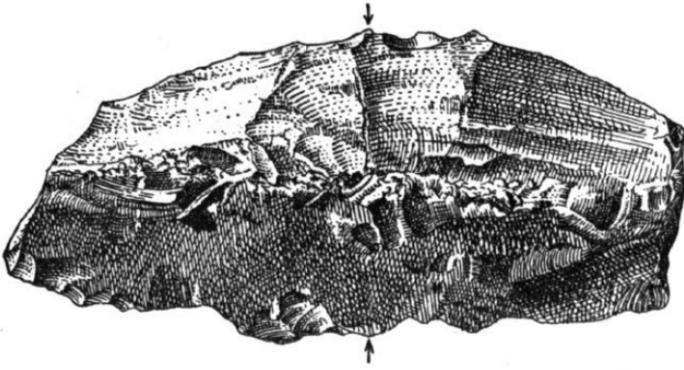
Der Klingenschaber Abb. 74 macht einen recht altertümlichen Eindruck. Die ganze Oberfläche, auch die Schaberkante, zeigt starke Patina und wie manche andere Stücke die Wirkungen des Windschliffes.

Das Stück Abb. 75 zeigt an der vorderen Schmalfläche und auf den Rücken hinauf eine steil zugeschlagene Schaber- oder Hobelkante, die übrigen Flächen und Kanten sind nicht weiter bearbeitet, auf der Oberseite ist die Rinde stehengeblieben. Dieses Gerät zeigt eindeutig, was an den größeren Stücken unserer Fundmasse vielfach beobachtet werden kann, daß die Hersteller sich oft mit der sparsamsten Zurichtung der bezweckten Arbeitsform begnügten, im übrigen aber den Stein in seinem rohen Zustand beließen. So ist auch der Stielschaber Abb. 76 nur an der Stirnseite steil zugerichtet, der breitere Handgriff ist dagegen im Rohzustand belassen worden. Zwischen solchen großen Stielschabern und denen von mitrolithischer Größe gibt es größenmäßig lückenlose Übergänge.

Abb. 77 zeigt einen dicken Halbrundschaber.

Ein dicker trapezförmiger Abschlag mit glatten Seiten und roh geebneter Oberfläche zeigt an der schmalen und in der Dicke abnehmenden Stirnseite zwei ganz flache Buchten, die sich in einer stumpfen Eckspitze treffen (Abb. 78).

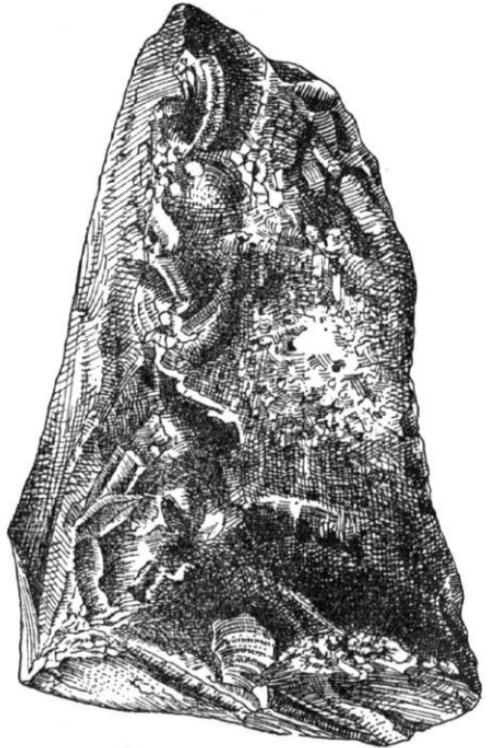
Der große, flache Span Abb. 79 hat eine mit Steilretusche klarherausgeteulte Längsseite und erweift sich da-



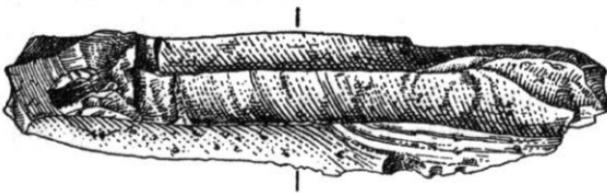
82



83



84



85



mit als ein großer Hohlshaber, dem in der mikrolithischen Gruppe die kleinen Kerbschaber entsprechen.

Größere Flinthobel von dem bereits unter 9 d genannten Typus kommen in ziemlich großer Zahl vor. Einige von ihnen entsprechen den von Schwantes (16, I, S. 56, Abb. 44/45) veröffentlichten Stücken. Abb. 80 gibt ein Stück wieder, das aus einem Nucleus, Abb. 81 ein, das unmittelbar aus einem Feuersteinknollen hergestellt ist.

In dieser Gruppe begegnen uns besonders schmale und elegante Stücke. Für alle diese Flinthobel- oder Hochkraxertypen gibt es klare Verbindungslinien zu ihren mikrolithischen Gegenständen.

Einen besonders groben mit flachen Abschlügen geformten Steilhobel gibt Abb. 82 wieder. Das Stück besteht aus einem ungewöhnlich dicken und großen dreiseitigen Prisma, die Rückenkante ist zum Teil abgedrückt, die Stirnseite steil retuschiert. Die sehr glatte Gleitfläche zeigt starke Gebrauchsspuren.

17. Schlaggeräte.

Mehrfach begegnen uns dicke, nur roh zugerichtete Steinknollen, die man als Fäustel und Bichel bezeichnen kann. Ihr Hauptmerkmal ist eine herausgearbeitete Spitze, der eine ebene und handlich zubereitete Rückenfläche gegenüberliegt.

Ein in zwei ähnlichen Exemplaren auftretendes Stück (Abb. 83) ist entfernt mit dem zu vergleichen, das Piezker (10, Taf. VII, 1) abbildet, nur daß dieses sorgfältiger bearbeitet ist.

Das größte Stück in dieser Gruppe ist eine mächtige, dreilantige Spitze, Abb. 84, an der nur die senkrecht auf der breitesten Längsseite stehende Kopffläche und an einigen Stellen die Rückenkante glättende Abschlüge aufweist, die das Stück als Artefakt wahrscheinlich machen. Es zeigt überall eine gleichmäßige Patina und Windschliffglanz.

Nichts erinnert in dieser Gruppe grober Bichel, Fäustel und Handspitzen an Kernbeile, Spalter oder deren Vorformen.

18. Kernsteine.

Die größeren Kernsteine sind in der Regel weiterverarbeitet und als Geräte verwendet worden. Unter 16 sind bereits einige von ihnen besprochen worden.

Einen fremdartigen Eindruck macht ein 7 cm langer, schmaler Kernstein (Abb. 85), dessen Oberfläche durch sieben Negative schmaler, gerader Klingen gebildet wird. In der gesamten Fundmasse kommen Klingen, die diesen Negativen entsprächen, nicht vor. Alle bislang gefundenen Klingen sind kürzer und in der Regel mehr oder weniger gebogen. Es ist zu vermuten, daß dieses Stück aus einer anderen Gegend mitgebracht worden ist. Einige Längskanten zeigen kleine Abspalterungen, möglicherweise ist das Stück als Druckstock verwendet worden. —

Auswertung.

Die Hauptmasse der Kleinfunde erweist sich vor allem wegen des Vorkommens vieler streng geometrischer Formen als zum Spättardenoisien gehörig. Die meisten nicht retuschierten Kleingeräte fügen sich nach dem Gesamteindruck in diese Gruppe ein.

Unbeschadet der Möglichkeit, daß ein Teil der „groben Geräte“ zum Begleitgut der späten Mikrolithen gehört, reicht ein Teil von ihnen ohne Frage bis in den Anfang des Mesolithikums hinauf. Manche Stücke tragen noch durchaus ein spätpaläolithisches Gepräge. Es braucht sich dabei keineswegs um ein Paläolithikum zu handeln, denn an vielen Fundstellen hat man die Erfahrung gemacht, daß die deutsche Mittelsteinzeit in ihren Anfängen vielfach paläolithische Charakterzüge beibehalten hat, die den älteren Kulturen des Mousterien, Aurignacien und Magdalenien entstammen. Wenn z. B. der Flinthobel Abb. 80 mit einem entsprechenden Stück von Meiendorf (der endpaläolithischen Hamburger Stufe) verglichen wurde (s. unter Nr. 16), so soll damit keine zeitliche Parallele mit dieser Stufe hergestellt werden; derartige größere Axtträger oder Flinthobel begegnen uns nämlich auch in den älteren Perioden des Mesolithikums an manchen Stel-

len. Ihr Gesamtcharakter aber macht ihre Zugehörigkeit zu dem späten Tardenoisien durchaus unwahrscheinlich.

Die Stielspitze Abb. 16 (s. Nr. 13), die, wie bemerkt, in mehreren Exemplaren vorkommt, besitzt ausgesprochenen Bortardenoisiencharakter. Unter Bortardenoisien ist hier mit Andree das mesolithische Kulturgut zu verstehen, das in Form und Herstellungstechnik noch keine spezifischen Tardenoisienmerkmale aufweist. Kleinere Formen der Stielspitze führen, wie bereits hervorgehoben, in das Tardenoisien hinein.

Ebenso verweisen die Eckstichel in ihren großen Exemplaren in frühere Stufen des Mesolithikums. Doch auch hier sind jüngere Übergangsformen vertreten.

Wenn man das Stück Abb. 54 (s. Nr. 9) mit seiner abgetreppten Spitze wirklich für einen echten Bogenstichel halten darf, dann gehört er ebenfalls mindestens in das Frühardenoisien.

Zu diesem Befund paßt ausgezeichnet der Gesamtcharakter der von mir unter den „groben Geräten“ aufgeführten Funde, die unretuschierten, aus großen prismatischen Klingen hergestellten Stichel, die großen Klingenschaber usw., ebenfalls die Schlaggeräte.

Es würde schwer fallen, die ältere Fundmasse nach den bisher vorliegenden Typen (die Fundstelle birgt noch reiches Material) mit anderen Fundmassen in Parallele zu stellen. Am ehesten scheinen mir manche Stücke auf entsprechende Formen hinzuweisen, die Andree aus frühmesolithischen Höhlenfunden in Westfalen veröffentlicht hat. Doch möchte ich diesen Hinweis nur mit Vorsicht machen.

Der geologische Befund läßt diese Zeitansetzung zu. Die Funde begegnen uns in den unteren Lagen des Bleichsandee bis in den Ortsteinhorizont hinab. Der Beginn der Besiedlung fällt in die Endphasen des Boreals, das mit seinem sonnigen Klima gute Lebensbedingungen aufwies. Das ist die Zeit, in der der Mensch in größerem Umfang in Norddeutschland auftritt, wiewohl er bereits in den vorangehenden Perioden sich bis fast unmittelbar

an den weichenden Eisrand des letzten Glazials vorge-
wagt hatte und auch, wie die Funde lehren, bereits in viel
älteren Zeiten Norddeutschland bewohnt hat.

Es sei dahingestellt, ob der Fundplatz am Brookzeteleer
Meer vom frühen Mesolithikum bis in dessen Ausgang
kontinuierlich bewohnt war oder ob umherziehende
Stämme in Abständen immer wieder dorthin kamen.
Wahrscheinlicher ist das letztere.

Die Fundmasse als Ganzes erlaubt m. E. den Schluß,
daß die Werkzeuge von den frühen Formen an bis in die
jüngste Periode, das Spätardenoisien, viele Übergänge
aufweisen, so daß die natürliche Ableitung der jüngeren
Formen aus den älteren erlaubt erscheint. Damit würde
die heute schon weitgehend anerkannte These gestützt, nach
der das Auftreten der Kleingeräte nicht auf Einfluß eines
über weite Gebiete Europas sich verbreitenden Mikro-
lithenvolles zurückzuführen sei, sondern auf einen Formen-
wandel, dem andere Ursachen, nach Schwantes (15, S. 157)
wirtschaftliche zu Grunde liegen. Daß dabei auch völkische
Bewegungen in einem bisher durchaus noch unbekanntem
Ausmaß mit im Spiel gewesen sein können, ist nicht von
der Hand zu weisen, um so weniger, als es sich noch um
Jäger- und Fischerkulturen und noch keineswegs um An-
fässigkeit handelte. Diese mag sich frühestens im späten
Tardenoisien angebahnt haben.

Lothar Joz hat den beachtenswerten Versuch gemacht
(23), die Verbreitung der Kulturgruppen des Tardenoisien
in Europa geographisch festzulegen, und in einer Karte
darzustellen. Jacob-Friesen, der diese Karte wiedergibt
(8, S. 9), bemerkt mit Recht, daß eine solche Einteilung
nur erst eine vorläufige sein kann. Nach dieser Karte er-
scheinen Schleswig-Holstein, Scandinavien und die Rand-
gebiete der Ostsee von einer Gruppe besetzt, die als Aus-
klangskultur des Magdaleniens zu bezeichnen ist (Epi-
magdaleniens). Der größte Teil Deutschlands und Polens
wird von der östlichen Gruppe des Tardenoisien einge-
nommen (Stwiderio-Tardenoisien), die Niederlande, Bel-
gien, Frankreich, Nordspanien und Südengland von der
Westgruppe des Azilio-Tardenoisien. Die Grenze zwischen

der Ost- und Westgruppe fällt in unserem Gebiet ungefähr mit der heutigen deutsch-holländischen Grenze zusammen, so daß Ostfriesland das äußerste Nordwestgebiet der Ostgruppe bildet. Zu diesem gehört als Grenzlandschaft ebenfalls der größte Teil Westfalens, demnach würde die von mir vermutete Verwandtschaft unserer Fundmasse mit den westfälischen Höhlenfunden zu der Gruppeneinteilung von Zoğ passen. Verwandtschaftliche Züge bestehen außerdem mit den östlich anschließenden Fundgruppen Niedersachsens, z. B. mit der Hermannsburger Station II (Piezker 10, S. 63 ff.). Es sind jedoch auch Übereinstimmungen mit der Westgruppe, besonders für das Spättardenoisien, vorhanden; diese, sowie etwaige Abweichungen von dieser müssen aber noch weiter untersucht werden.

Dagegen heben sich die Funde des Brookzeteleer Meeres in einigen wesentlichen Zügen eindeutig von der Nordgruppe ab. In dieser erscheinen im älteren Tardenoisien mit der Kultur von Duvensee neben mikrolithischem Fundgut die Kernbeile und Spalter, die von da ab das Gesicht der nordischen Kultur bestimmen und unmittelbar in die neolithische Kultur der geschliffenen Feuersteinbeile hinüberleiten.

Weber am Brookzeteleer Meer, noch sonstwo in Ostfriesland sind bislang Kernbeile, Spalter oder deren Vorformen zutage gekommen. Während sie in Holstein, z. B. in den mesolithischen Fundmassen des Alster-, Bille- und Travetales reichlich vertreten sind, begegnen sie uns südlich der Elbe nur in vereinzelt Exemplaren. Nach Wegewitz (17, S. 152/3) ist aus dem Reg.-Bezirk Lüneburg 1 Kernbeil bekannt (Hermannsburg). Im Museum Stade befindet sich 1 Kernbeil aus Ohrensen, veröffentlicht von R. Kersten im Stader Archiv 1931⁴. Ein weiteres Kernbeil aus Spangenmoor, Amt Rißebüttel, birgt das Museum in Cuxhaven, das außerdem noch einen uncharakteristischen Spalter aus Brangenbusch besitzt. Aus dem Lande Oldenburg ist kein Kernbeil bekannt, aus Baggerfunden

⁴ Nach freundl. Mitteilung der Museumsleitungen.

der Weser ist „eine Art Spalter“ zutage gekommen⁴. Im städtischen Morgensternmuseum zu Wesermünde befinden sich keine typischen Kernbeile und Spalter, von kernbeilähnlicher Form ist ein Hornblendegerät aus Sievern (Nat.-Nr. 5040)⁴. R. Bartels veröffentlicht Kernbeilfunde aus dem Fuhsetal, nördlich des Harzes (4, S. 101 ff.).

Diese wenigen Kernbeilfunde aus Niedersachsen zeigen deutlich, daß von dem nordischen Kulturkreis der mittleren Steinzeit nur ganz geringe Ausstrahlungen nach Süden und Südwesten festzustellen sind, die westlich der Weser überhaupt vollständig aufhören. Damit stimmt der Befund in Ostfriesland überein. Wenn Aberg (1, S. 2 und 2, S. 6) und Piezter (10, S. 73) die Möglichkeit offenlassen, daß etwaige nordische kernbeilführende Gegenden an der südlichen Nordseeküste inzwischen im Meere versunken seien, so darf ich darauf hinweisen, daß unter meinen eingangs erwähnten Funden aus diesem ehemaligen festländischen, heute versunkenen Gebiet, die vom Paläolithikum bis zum Neolithikum reichen, wohl ein geschliffenes Beil und ein später Schmalmeißel, aber keine Kernbeile oder Spalter vorkommen. Mit dem Vorbehalt, daß die Zukunft solche Stücke noch an den Tag bringen kann, darf also festgestellt werden, daß die versunkenen Gebiete nördlich der Küste zwischen Ems und Weser in Bezug auf das Fehlen von Kernbeil und Spalter sich genau so verhalten wie das heutige Festland zwischen diesen beiden Flüssen.

Auch das westeuropäische Kernbeilgebiet, das als Träger eine andere, von der nordischen verschiedene Volksgruppe voraussetzt, und sein Hauptgebiet in Frankreich, Belgien und Holland besitzt, hat Ostfriesland nicht erreicht. Das westliche Zentrum sendet nur einige spärliche Ausläufer in die niederländischen Provinzen Limburg und Utrecht, nördlich davon kommt das Kernbeil nicht mehr vor (Aberg 1, Bd. I, S. 2.).

Die angeblichen Kernbeile und Spalter der sog. Döningkultur vom Norden des Teutoburger Waldes werden seit den Untersuchungen von Giffens nicht mehr als mittelsteinzeitlich angesehen, sondern in das Neolithikum gestellt (Andree 3, S. 90).

Nach diesem Befund verhalten sich in Bezug auf das Kernbeil die Gebiete zwischen Weser und Ems, sowie die nördlichen Provinzen der Niederlande gleich. Wenn man später, in der II. Monteliusperiode der jüngeren Steinzeit, festzustellen hat, daß das dünnnackige Feuersteinbeil vom nordischen Typus das Weser-Emsgebiet sowie die Provinzen Groningen und Drenthe vollkommen beherrscht und sogar noch vereinzelt Ausläufer nach Oberijssel vorschleibt, während der westeuropäische Typus nur mit einem guten Duzend in Drenthe, garnicht in Groningen und auch nur sporadisch in einigen Exemplaren östlich der Ems vertreten ist (Aberg 2, Karte 1), so sehen wir in den Nordostprovinzen der Niederlande und den Weser-Ems-Gebieten in dieser Zeit ein übereinstimmendes Verhalten gegenüber dem Vordringen der nordeuropäischen und westeuropäischen Kulturen, in dem Sinne, daß gemeinsam in ihnen die nordische Kultur Einfluß gewinnt, die westeuropäische aber kaum Spuren zeigt. Auch in einer späteren Zeit des Neolithikums verhält sich das genannte niederländische Gebiet in Übereinstimmung mit dem Gebiet zwischen Weser und Ems, wie die Verbreitung der ovalen Hünenbetten zeigt (Jacob-Friesen 8, S. 16). In einem anderen jüngeren Zusammenhang kommt Jacob-Friesen dazu, über die Grenzziehung Roffinns hinaus das alte megalithkeramische Gebiet bis an die Zuidersee herangehend für germanisch zu halten (8, S. 29). — Es darf die Frage gestellt werden, ob dieses gleiche Verhalten nicht begründet ist in einer völkisch-kulturellen Gemeinschaft dieser Gebiete, die in übereinstimmenden Verhältnissen des späten Mesolithikums ihre Ursache hat. Das würde dazu führen, die Grenze der Bok'schen Ostgruppe des Tardenoisien bis über die Nordostprovinzen der Niederlande hinaus vorzuschieben. —

Die erste Periode der jüngeren Steinzeit ist in Ostfriesland außerordentlich fundarm (Zhlmann 25, S. 32 u. 54). Jacob-Friesen (7, S. 39) und auch ich (a. a. O. S. 58) haben schon vor mehreren Jahren die Vermutung ausgesprochen, daß ein Weiterleben der mesolithischen Kultur anzunehmen sei, die in anderen Gebieten längst durch die

neolithische ersetzt war. Denn von einer Entvölkerung in dieser Periode kann schon aus dem Grunde keine Rede sein, weil der Fund des Hakenpfluges von Walle, der eine relativ hochentwickelte Landwirtschaft voraussetzt, eine stärkere Besiedlung des Landes in der Frühzeit des Neolithikums fordert. An der Altersstellung des Pfluges kann kein Zweifel bestehen. Unabhängig voneinander durchgeführte pollenanalytische Untersuchungen haben übereinstimmend ergeben, daß er in die 1. Periode des nordischen Neolithikums nach Montelius gehört.

Zahlreiche Feststellungen der letzten Jahre haben die Erkenntnis gebracht, daß das Tardenoisien nicht mehr einfach mit dem Mesolithikum gleichzusetzen sei. E. Werth (18) weist darauf hin, daß in den jüngsten Tardenoisienkulturen Kleingeräte auftauchen, die aus zerschlagenen geschliffenen, also neolithischen Steinbeilen hergestellt sind. Auch Joh (24) hat auf diese Erscheinung hingewiesen. Werth stellt fest, daß das Tardenoisien einerseits in das Endpaläolithikum (im Einverständnis mit Andree), andererseits in das Vollneolithikum hineinreicht, daher dürfe eine mikrolithische Kultur nicht schlechtweg als Mesolithikum bezeichnet werden.

Am Brookzeteler Meer sind zwar Geräte mikrolithischer Beschaffenheit aus neolithischen Beilen nicht angetroffen worden. Das braucht aber kein Hinderungsgrund zu sein, daß dort vorhandene Spättardenoisien in das Neolithikum nordischer Zeitstellung hineinragen zu lassen. Denn im ganzen Lande sind bisher nur drei Feuersteinbeile aus der ersten neolithischen Periode, z. T. zudem noch unsicherer Charakters, aufgefunden worden. Das heißt, daß die nordische neolithische Kultur, die von nun an nachdrücklich im Vordringen nach Norddeutschland ist, in der ersten Periode Ostfriesland kaum beeinflusst hat, während die 2. Periode sich dagegen recht kräftig geltend macht. So bestand nach den bisherigen Anschauungen, die das Mesolithikum um 4000 v. Chr. zu Ende und die 1. neolithische Periode etwa tausend Jahre lang bestehen ließ, eine empfindliche Fundlücke in Ostfriesland. Wenn Rydbeck (13) dafür eintritt, das Neolithikum dagegen statt

mit 4000 v. Chr. erst mit 2700 v. Chr. beginnen zu lassen, wobei er die 1. Periode der spitznackigen Beile auf die kurze Spanne von 2700—2600 v. Chr. zusammendrängt, so käme das angesichts der außerordentlichen Dürftigkeit dieser Periode einer reicheren Kontinuität zwischen mittlerer und jüngerer Steinzeit in Ostfriesland sehr zugute. Dann ergäbe sich folgendes Bild: das späte Mesolithikum ist nun mindestens schon an einer Stelle reich vertreten, die kleine Spanne der neolithischen 1. Periode hat einige Spuren hinterlassen und wird bald durch die mit zahlreichen Funden vertretene 2. Periode abgelöst. Dabei bleibt immer noch die Frage offen, wieweit das Carbenoisien auch noch in den ersten Jahrhunderten des Neolithikums weitergelebt hat.

Ob nun mit der Herabrückung des Beginns des Neolithikums um mehr als ein Jahrtausend auch ein Verjüngungsprozeß an dem Pflug von Walle um einen entsprechenden Zeitraum sich vollziehen muß, bedarf noch der Klärung. Sein Alter ist nicht archäologisch, sondern moor-geologisch = botanisch bestimmt worden. Aus manchen Gründen würde es schwer halten, ein so hoch entwickeltes landwirtschaftliches Gerät im grauen Mesolithikum stecken zu lassen. An seiner relativen Zeitstellung würde sich nichts ändern. Die hier angeschnittene Frage ist aber nur in einem größeren Rahmen zu lösen, weil sie die zeitliche Stellung der Klima- und Vegetationsperioden deracheiszeit im ganzen berührt.

Es darf aber heute feststehen, daß Ostfriesland vor dem Einzug der megalithischen Kultur bestedelt war; es ist wahrscheinlich, daß diese vormegalithische Bevölkerung am Ende des Mesolithikums und in den Anfängen des Neolithikums sesshaft wurde und zum Ackerbau überging. Viele Sondererscheinungen in der westhannoverschen-ostniederländischen Megalithprovinz könnten ihre Erklärung finden in der Annahme einer Verschmelzung einer im Lande ansässigen Vorbevölkerung mit den Trägern der Megalithkultur. Diese Vorbevölkerung dürfte in den Trägern der mesolithischen und wahrscheinlich frühneolithischen Kultur zu finden sein, die uns am Brookzetefer

Meer entgegentritt. Sie hat ihre Wurzeln tief im Mesolithikum. Wie schon hervorgehoben, machen sich in der ersten neolithischen Periode die Ausstrahlungen des nordischen Kulturkreises sehr zögernd, in der zweiten kräftig geltend, in der dritten herrschen sie. Die Verschmelzung beider Kulturen und ihrer Träger bildet die Voraussetzung für die in der frühen und älteren Bronzezeit deutlich hervortretende Eigenart der westhannoverschen und ostniederländischen Provinz, zu der Ostfriesland gehört.

So gesehen gewinnt man den Eindruck, daß die Bevölkerung Ostfrieslands und wohl ganz Nordwestdeutschlands schon in der mittleren Steinzeit viel kontinuierlicher und raumgebundener ist, als man früher annahm.

Es muß aber hervorgehoben werden, daß ein gesicherter und vertiefter Einblick in jene Zusammenhänge erst dann möglich ist, wenn die mittlere Steinzeit in Ostfriesland in einem viel reicheren Maß durch neue Funde aufgehellert werden kann, als es bisher der Fall ist.

Erfreulicherweise ist der Fundplatz jetzt unter Naturschutz gestellt worden.

Nachtrag.

Zur möglichst genauen Klärung der Lagerungsverhältnisse führte ich im Juli 1937 an drei Stellen in dem Fundgebiet Grabungen in der Weise durch, daß ich von oben nach unten dünne Erdschichten abhob und die Einschlüsse nach ihrer Tiefenlage kennzeichnete. Es ließ sich einwandfrei feststellen, daß die Funde nicht nur im Bleichsand, sondern auch in der Orterde steckten. Oberhalb der Orterde kamen mehrere Mikrolithen zum Vorschein, in dieser selbst aber nur gröbere Artefakte und unbearbeitete Steine. Schon das Vorkommen der letzteren würde die Anwesenheit des Menschen sehr wahrscheinlich gemacht haben, da diese äolische Schicht an sich keine natürlichen Steineinschlüsse führt. An den gröberen Stücken zeigte sich keine Spur mikrolithischer Bearbeitung. Somit hat auch diese neuerliche Untersuchung bestätigt, was der morphologische Befund bereits ergab, nämlich daß es sich

auf unserer Fundstelle nicht nur um das späte Tardenosien handelt, sondern zugleich um ältere mesolithische Stufen.

Bei diesen Schürfungen stieß ich auf zwei Feuerstellen. Sie gaben sich durch eine Lage von mäßig großen Granitfindlingen zu erkennen, die fast ohne Ausnahme brandrissig waren und damit eine längere Feuerwirkung anzeigten. Diese Steine waren in die Orterde eingetieft, ihre obere Hälfte steckte in dem Bleichsandhorizont. Sie bildeten in beiden Fällen ein längliches Oval von etwa 25×60 cm Ausdehnung. Im Bereich der Steine und unter ihnen lag eine dunkle Erdmasse, die an einigen Stellen von kleinen Holzkohlestückchen durchsetzt war. In dieser dunklen Masse der einen Feuerstelle, unmittelbar neben einem Stein, lag ein feines mikrolithisches Messer vom Spättardenosiencharakter. Andere Artefakte wurden in dem unmittelbaren Bereich der beiden Stellen nicht festgestellt. Man geht wohl nicht fehl, wenn man auf Grund des stratigraphischen Befundes und des Messerfundes die Feuerstellen in das Spättardenosien setzt, zu dem die Hauptmasse aller Funde gehört. Nach Forträumung der Steine und sorgfältiger Ebnung der Oberfläche hob sich in deutlicher Weise ein dunkler Fleck ab, der noch etwa 10 cm in die Tiefe reichte und ebenfalls feine Holzkohlestückchen enthielt (s. Taf. 15).

Beide Feuerstellen lagen in 10 bis 15 m Abstand von dem bereits erwähnten „Arbeitsplatz“. Damit dürfte der Beweis erbracht sein, daß es sich hier um einen mesolithischen Wohnplatz handelt. Wahrscheinlich befinden sich auf ihm noch weitere Feuerstellen. An drei Stellen im nahen Umkreis dieses Platzes, an denen der Bleichsand und die Orterde bereits vollständig abgeblasen waren, deuteten Verdunkelungen in der Orterde von ähnlichem Umfang wie bei den untersuchten Feuerstellen ebenfalls auf solche hin.

Da noch ein großer Teil der Dünen in diesem Gebiet vollständig unversehrt ist, werden die weiteren Untersuchungen ohne Frage noch manchen klärenden Einblick gewähren.

Die Untersuchung ergab, daß es sich überwiegend um Eichenholz handelt, doch ist auch Kiefernholz reichlich vertreten. — Sie wurde von Dr. Schneider vom Botanischen Institut der Tierärztlichen Hochschule Hannover durchgeführt.

L i t e r a t u r.

1. Aberg, Nils: Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit. 1918.
2. Aberg, Nils: Die Steinzeit in den Niederlanden. 1916.
3. Andree, Julius: Beiträge zur Kenntnis des norddeutschen Paläolithikums und Mesolithikums. Mannusbibliothek Nr. 52, 1932.
4. Bartels, R.: Zur steinzeitlichen Besiedlung des Fuhsetales. „Mannus“ 1937, Heft 1.
5. Büttner, P.: Ein eiszeitlicher Wohnplatz am Pennenmoor bei Cuxhaven. „Mannus“ 1936, Heft 4.
6. Gumpert, Carl: Fränkisches Mesolithikum. Mannusbibliothek Nr. 40. 1927.
7. Jacob=Friesen, Dr. R. S.: Einführung in Niedersachsens Urgeschichte. 1931.
8. Jacob=Friesen, Dr. R. S.: Herausbildung und Kulturhöhe der Germanen. In Schrollner und Lehmann, 5000 Jahre niedersächsischer Stammeskunde, 1936.
9. Bielenz, O. R.: Vorläufiger Bericht über den ersten altpaläolithischen Fund aus diluvialer Lagerung in Schleswig-Holstein. „Mannus“ 1935, Heft 3/4.
10. Piesker, Dr. Hans: Borneolithische Kulturen der südlichen Lüneburger Heide. 1932.
11. Rahr, E.: La Station Tardenoisienne de Sougné. Extr. du Bull. de la Soc. Belge d'Anthropologie, 1924.
12. Ruff, Alfred: Das altsteinzeitliche Rentierjägerlager Meiendorf. Neumünster 1937.
13. Rydbek, O.: Nordens äldsta bebyggelse. Fornvännen 1930.
14. Schütte, Heinrich, Dr. h. c.: Das Alluvium des Jade=Weser=Gebiets. 1935.
15. Schwantes, Gustav: Die Bedeutung der ältesten Siedlungsfunde Schleswig-Holsteins für die Weltgeschichte der Steinzeit. Festgabe für Anton Schifferer, 1931.
16. Schwantes, Gustav: Geschichte Schleswig-Holsteins. Vorgeschichte, Bd. I, Lief. 1 und 2.
17. Wegewitz, Willi: Ein Fundplatz aus der mittleren Steinzeit in der Feldmark Ahlerstedt, Kr. Stade. Stader Archiv, Neue Folge, 1928, Heft 18.
18. Werth, E.: Zum Alter des „Tardenoisien“ in Norddeutschland. „Mannus“ 1935, Heft 1/2.

19. **W o l d s t e d t, P.**: Die Beziehungen zwischen den nordischen Vereisungen und den paläolithischen Stationen von Nord- und Mitteldeutschland. „Mannus“ 1935, Heft 3/4.
 20. **W i l d v a n g, Dodo und L ä d i g e, R.**: Der Rieshügel von Ter-gast und sein Geschiebeinhalt. Zeitschr. f. Geschiebeforschung Bd. XI, Heft 3, 1935.
 21. **W i l d v a n g, Dodo**: über Fluglande der ostfriesischen Geest. Ab-handlungen herausg. v. Naturwiss. Verein zu Bremen, XXIX. Bd. Heft 3/4, 1934/5.
 22. **Z o h, L. F.**: Das Tardenoisien in Niederschlesien. „Mtschlesien“ 1931, Bd. 3, Heft 2/3.
 23. **Z o h, L. F.**: Kulturgruppen des Tardenoisien in Mitteleuropa. Präh. Ztschr. 1932.
 24. **Z o h, L. F.**: Zur Frage der Altersstellung mikrolithischer Feuer-steinkulturen. „Mannus“ 1934, Heft 3/4.
 25. **Z y l m a n n, Peter**: Ostfriesische Urgeschichte. 1933.
-
-

Eine Feuersteinschlagstelle aus der frühen mittleren Steinzeit in der Feldmark Rezendorf, Kr. Harburg.

Von

Dr. Willi Wegewitz, Harburg-Wilhelmsburg.

Mit 1 Taf. (Nr. 16) und 5 Abb. im Text.

Am Ende der Eiszeit war das 11 km breite Elbtal mit den gewaltigen Schmelzwassermassen angefüllt, welche zur Nordsee abflossen. Das ganze Urstromtal zwischen den Harburger Höhen und dem Holsteinischen Ufer bildete eine große Wasserfläche. Die heute das Marschgebiet mit den vorgelagerten Flachmooren begrenzenden Geesthöhen bildeten damals mit einem Steilabfall das Südufer der alten Elbe.

Die Scharen wandernder Renntierjäger fanden auf ihrem Zug nach dem Norden am Elbtal ein Hindernis, das nur bei günstigen Wasserstandsverhältnissen zu überschreiten war.

Diese Überlegungen führten dazu, bei dem Suchen nach ähnlichen Siedlungsstellen der altsteinzeitlichen Renntierjäger, wie sie durch A. Rust jenseits der Elbe im benachbarten Holstein bei Meiendorf¹ und Ahrensburg ausgegraben worden sind, besonders die Höhen am alten Ufer der Elbe zu beobachten. Die Hoffnung, Oberflächenfunde machen zu können, erfüllte sich nicht. Nur an einer Stelle wurden im Herbst 1933 von dem Mitarbeiter des Helms-Museums, Herrn G. Seltow, in der Feldmark Rezendorf, Kr. Harburg, auf einem Acker südlich der Höhe 56 einige Feuersteinabschläge, Klingen und Schaber

¹ A. Rust, Das altsteinzeitliche Renntierjägerlager Meiendorf. 1937.

gefunden, welche in ihrer Bearbeitung den Formen der Stufe von Ahrensburg und Labenstedt ähnlich waren.

Durch meine Beobachtungen in der Feldmark Oldendorf, Kr. Stade, wo ich im Jahre 1929 bei der Kartierung der Hügelgräber eine Fundstelle mit großen Rlingen und Stielspitzen entdeckte, war ich zu der Überzeugung gekommen, daß die Feuersteingeräte, welche der nachweiszeit-

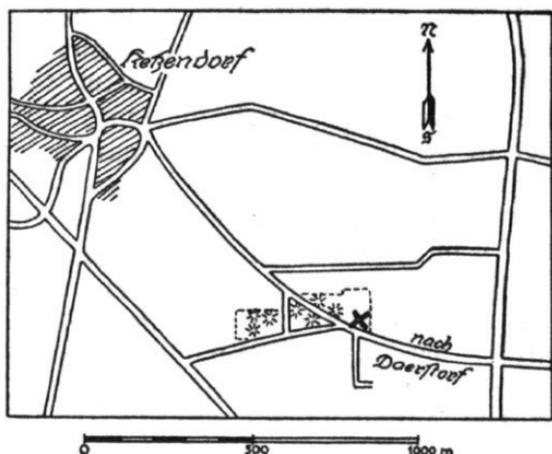


Abb. 1. Lageplan der Feuersteinschlagstelle Regendorf, Kr. Harburg.
X = Fundstelle.

liche Jäger auf seinen Aastplätzen zurückgelassen hat, nicht mehr auf der Oberfläche liegen, sondern daß wir sie etwa 0,40—0,60 m unter Boden zu suchen haben. Leider ist die Fundstelle in Oldendorf noch nicht vom Stader Museum ausgegraben worden. Daher stehen uns zu Vergleichszwecken nur wenige Funde zur Verfügung.

Durch meine Beobachtungen aufmerksam gemacht, suchte G. Sellow vor allen Dingen jetzt die Ränder der Sandgruben unmittelbar nördlich des Weges Daerstorf-Regendorf ab. Er kam durch die Befunde zu der Überzeugung, daß in der Sandgrube, die am Rande des Hügelgräberfeldes liegt, das den Sübabhang der Höhe 56 einnimmt, eines Tages die lange gesuchten Feuersteingeräte

zutage kommen müßten (Abb. 1). Die Fundstelle liegt etwa 1 km südlich vom alten Elbufer entfernt.

Im Februar 1935 kam endlich der Erfolg der Bemühungen. Am Südrand der Riesgrube lagen auf einer etwa 2 qm großen, der Humusdecke entblößten Fläche 2 Klingen. Durch Zufall war an dieser Stelle der Sand nicht abgegraben, weil unmittelbar daneben ein Zufahrtsweg in die Grube führte. Die Untersuchung der Fundstelle lieferte eine große Anzahl von Feuersteinabschlägen, Klingen, Schabern und Mikrolithen, so daß auf Grund der Formen die Datierung der Funde gesichert ist.

Leider scheint in früheren Jahren beim Sandabgraben der größte Teil des Fundplatzes abgetragen zu sein. Im Abraum, der in die Grube geworfen war, machte G. Selkowitz noch weitere Funde.

Die bearbeiteten Feuersteingeräte lagen nicht in einer Schicht, sondern sie waren regellos im Sand in einer Tiefe von 0,40—0,65 m unter der Oberfläche verteilt. Es handelt sich um einen ungeschichteten, feinkörnigen Sand von gelbbrauner Farbe, der an der Oberfläche allmählich in die Humusschicht des Heidebodens übergeht. Zur Zeit der Besiedelung der Fundstelle im Windschatten des Höhenzuges wird der trockene Sand beim Fehlen der Pflanzendecke ein Spiel des Windes gewesen sein. Dadurch wird die verschieden tiefe Lage der Funde erklärt. Der lose Sand mit den darin enthaltenen Feuersteinplittern ist auch durch die menschlichen Fußtritte allmählich durcheinandergemengt worden. Nach dem Verlassen des Platzes sind die zurückgebliebenen Geräte durch die Wirkungen von Wind und Wasser vom Sand allmählich überdeckt worden.

Das Fundmaterial unterscheidet sich sowohl in der Art des Feuersteins als auch in der Bearbeitung von allen bis jetzt bekannten Feuersteinfunden im Kreise Harburg. Der Feuerstein hat in größeren Stücken eine blaugraue Farbe. Die dünnen Klingen und Abschläge sind blaugrau, weißgrau bis gelblich weiß. Außerlich ist das Material dem von Lavenstedt, Kr. Bremervörde², sehr ähnlich, weil

² H. Müller-Brauel, Die altsteinzeitliche Fundstelle von Lavenstedt, Kr. Bremervörde. Tag.-Ber. Deutsch. Anthropol. Ges. 50. Allgem. Berf. 1928.

es scheinbar unter denselben Bedingungen im Boden gelegen hat. Die Lavenstedter Abschläge und Klingen sind zum Teil größer und breiter. Der Unterschied ist jedenfalls auf die zur Verfügung stehenden Feuersteinknollen zurückzuführen. Die Rehendorfer Kernsteine lassen erkennen, daß verhältnismäßig kleine Knollen zur Bearbeitung gesammelt wurden.

Man gewinnt den Eindruck, daß sowohl der Lavenstedter als auch der Rehendorfer Feuerstein sehr gut zu bearbeiten war. Ganz anders dagegen ist das Feuersteinmaterial von Marmstorf und Glüßingen, Kr. Harburg, beschaffen, das sich zum Teil schlecht spalten ließ.

Beim Abschürfen des Sandgrubenrandes wurden in Rehendorf folgende Funde gemacht (Helms-Museum 62 451—62 483):

1. Kernsteine. Auffällig ist das Fehlen großer Kernsteine, von denen die 9—11 cm langen Klingen abgespalten werden konnten. Die vorliegenden Stücke sind verhältnismäßig klein, die längsten Kernsteine messen 6 cm. Es ist denkbar, daß die größeren Kernsteine als Geräte, Kernsteinhobel und Kernsteinstichel weitere Verwendung fanden. Der kleinste Kernstein ist 4 cm lang. Es scheint so, als ob man besonderen Wert auf kleine, dünne Späne gelegt hat, welche zu den mikrolithischen Spitzen weiter verarbeitet wurden. (22 Stücke.)

2. Abschläge in verschiedener Größe. Es sind span- und scheibenförmige Abschläge vorhanden. Man gewinnt den Eindruck, daß der Steinschläger bei der Auswahl seiner Klingen zur weiteren Verarbeitung nur die allerbesten Stücke verwendet hat. Nach unseren Begriffen liegen unter dem Abfall eine ganze Anzahl von Abschlägen, die sich sehr gut zur weiteren Verarbeitung geeignet hätten. (1109 Stücke.)

3. Klingen sind in verschiedener Größe vorhanden (Abb. 2, 1—8). Es sind sowohl breite Formen (Abb. 2, 1—3) von 9—11 cm Länge als auch schmale Klingen (Abb. 2, 4 und 5) von etwa 1,5—2 cm Länge vertreten. Der Querschnitt der Klingen ist entweder dreieckig oder trapezförmig.

Die Klingen bilden den Ausgangspunkt für sämtliche Gerätformen, ausgenommen die aus Kernsteinrückständen hergestellten Hobelschaber und die dicken Schaber. Es scheint so, daß die Klingen nicht in der Form, wie sie abgespalten wurden, gebraucht sind, sondern sie wurden durch

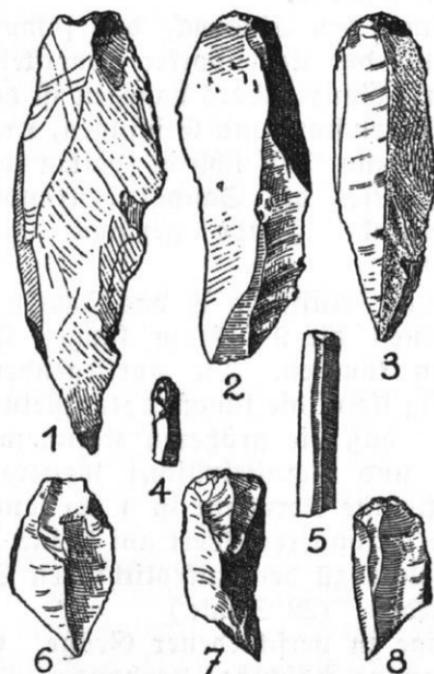


Abb. 2. Regendorf, Kr. Harburg. Klingen aus Feuerstein. $\frac{1}{2}$, nat. Gr.

Retusche zu Werkzeugformen umgestaltet. Rantenretusche kommt nur an 4 Klingen vor. Auffällig sind die regelmäßigen Stücke mit der schrägen Kante, die nicht zufällig entstanden ist, sondern durch einen Schlag erzeugt wurde (Abb. 2, 7 und 8). (73 Stücke.)

4. Klingenschaber in verschiedener Form (Abb. 3). Allen gemeinsam ist die Herstellung aus verhältnismäßig dünnen blattförmigen Abschlägen durch die sorgfältige Bearbeitung des dem Schlagbündel gegenüberliegenden

Endes. Die halbrunde Schabelante ist durch lange, feine Abschlüge außerordentlich sorgfältig bearbeitet. Abb. 3, 6 zeigt die bearbeitete Schabelante von vorn. Es ist keine Steilretusche, sondern es handelt sich um eine Art Flächenretusche, die sich nur an den Schabern findet. Auf diese

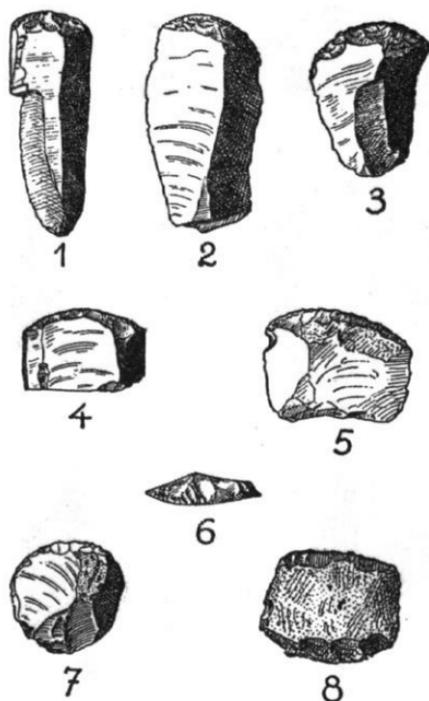


Abb. 3. Regendorf, Kr. Harburg. Schaber aus Feuerstein. $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

Weise ist das löffelartige Schaberende herausgearbeitet, das durch die Retusche zu einer Schneide wurde. Neben langen Klingenschabern (Abb. 3, 1 und 2) sind solche aus kurzen Abschlügen, die zum Teil noch die Rinde tragen, vertreten (Abb. 3, 3 und 5). Einige Formen nähern sich den Rundschabern (Abb. 3, 7). Der Klingenschaber mit doppeltem Schaberende (Abb. 3, 8) ist nur mit einem Stück vertreten. Eine Sonderform der Klingenschaber stellen die

Stücke dar, deren Schaberende verhältnismäßig dick ist. Im Gegensatz zu den flach geführten Abschlägen am Schaberende haben diese Stücke mehr eine Steilretusche. Bei einem Klingenschaber ist das obere Ende zu einem Mittelfischel umgestaltet.

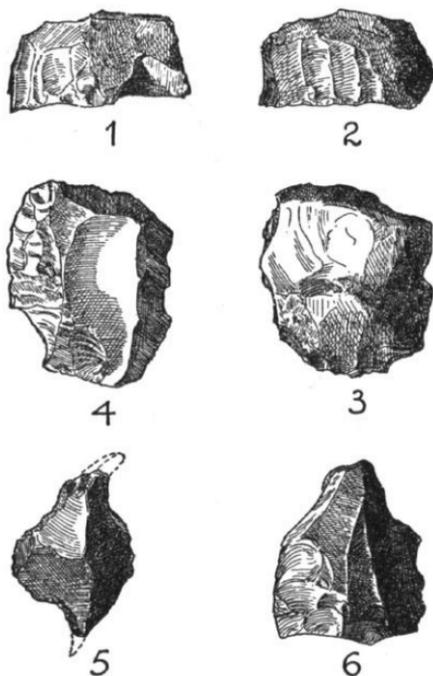


Abb. 4. Regendorf, Kr. Harburg. Feuersteingeräte. $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

Bemerkenswert ist, daß kein Schaber mit der feinen Retusche der Seitenkanten gefunden wurde, die für die Hamburger Stufe kennzeichnend ist (A. Rüst, Tafel 13).

Verhältnismäßig groß ist die Zahl der Schaberbruchstücke. Einige sind unmittelbar am Schaberende weggebrochen. Abb. 3, 4 ist ein Bruchstück, bei dem der Stiel abgebrochen ist. Da es sich um einen Werkstättenfund handelt, ist anzunehmen, daß diese Stücke bei der Herstellung zerbrochen sind. (64 vollständige Stücke.)

5. Dicker Schaber, scheinbar aus dem Kopfstück eines Kernsteines hergestellt. Von der Vorderkante sind steil gestellte Abschläge abgespalten. Länge 4,3 cm, Breite 4 cm, Dicke 1,9 cm. (Abb. 4, 1. Seitenansicht, 2. Vorderansicht, 3. Aufsicht).

6. Dünner Kernstein mit Rückenretusche. Schneidewerkzeug (Abb. 4, 4). Eine gleiche Form ist aus einem dicken Scheibenabschlag hergestellt. Die eine Seite hat eine Hohlkerbe.

7. Stichel (Abb. 5). Die 14 Stichel treten in ihrer Menge hinter der Anzahl der Schaber zurück. Ihre Formen unterscheiden sich von denen des Jungpaläolithikums. Zur Herstellung der Rezendorfer Stichel sind nicht die ebenmäßigen Klingenschläge verwendet, sondern es handelt sich um verhältnismäßig dicke Stücke, die zum Teil noch die Rinde tragen. Man könnte sie als kümmerliche Formen von Sticheln bezeichnen. Abb. 4, 7 ist ein Doppelstichel. Bei Abb. 4, 8 ist die der Stichelspitze gegenüberliegende Kante als Schaber ausgearbeitet.

8. Zinkenähnliches Gerät aus einem dicken Abschlag hergestellt (Abb. 4, 5). Jedes Ende ist zu einer gebogenen Spitze herausgearbeitet. Beide Spitzen sind stark abgenutzt.

9. Stark abgenutzte Bohrspitze. Aus einem dicken Feuersteinstück hergestellt. Die Bohrspitze ist stark abgenutzt und abgebrochen. Eigentümlich ist, daß die beiden zuletzt behandelten Stücke Abrollungsspuren zeigen.

10. Hobelschaber aus einem Kernstein hergestellt (3 Stücke). Verhältnismäßig häufig sind mitrolithische Spitzen.

11. Stielspitzen aus kleinen Absplissen von dreieckigem Querschnitt hergestellt (Tafel 16, 1 und 2). Es sind nur die Stiele durch Retusche herausgearbeitet. Die Blätter sind ohne Bearbeitung. 1. Länge 4 cm, 2. Länge 3,6 cm.

12. Trapezförmige Spitze mit zwei parallelaufenden retuschierten Seitenkanten (Tafel 16, 3). Länge 2,5 cm.

Alle übrigen Spitzen haben nur eine retuschierte Schrägkante.

13. Spitzen mit linker Schrägkante, die durch Steilretusche herausgearbeitet ist (Tafel 16, 5—14). Sämtliche

Spitzen sind aus Klingenbruchstücken hergestellt. Es scheint so, als ob die Klingenbruchstücke mit den schräg abgeschlagenen Kanten die Vorformen für diese Spitzen sind. Länge 1,6—2,7 cm. (15 Stücke.)

14. Spitzen mit rechter Schrägkante (Tafel 16, 15—18, 20 und 21. Länge 2,5—1,4 cm. (10 Stücke.)

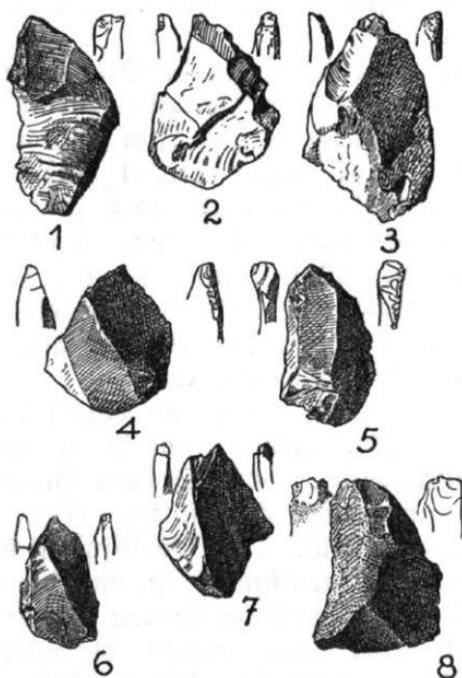


Abb. 5. Regendorf, Kr. Harburg. Stichel aus Feuerstein. $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

Außer diesen Stücken sind noch einige Sonderformen vorhanden. Tafel 16, 4 stellt einen kleinen Stichel dar. Tafel 16, 19 und 22 sind kleine Klingen mit Hohlterbe.

Zwischen den Feuersteingeräten wurde eine Versteinierung gefunden, die sicher wegen ihrer regelmäßigen Form von den steinzeitlichen Jägern aufgelesen und aufbewahrt wurde. Es handelt sich um einen walzenförmigen Schwammkörper (Spongia) von 6,3 cm Länge und 3,2 cm Durchmesser.

Das gesamte Fundmaterial macht den Eindruck, daß es sich hier nicht um einen Axtplatz handelt, auf dem Feuersteingeräte liegen geblieben sind, sondern hier hat ein Feuersteinschläger gearbeitet. Es ist anzunehmen, daß der größte Teil der Funde in früheren Jahren dem Sandgrubenbetrieb zum Opfer gefallen ist.

Die Lagerung der Funde im Boden läßt keinerlei Rückschlüsse auf ihre zeitliche Einordnung zu. Darum kommt als einziges Hilfsmittel für die Zeitbestimmung nur die Auswertung der Geräteformen in Frage. Die Zusammensetzung des Fundes zeigt, daß wir eine Rlingenkultur vor uns haben, die in gewisser Beziehung im Zusammenhang mit den jungpaläolithischen Formen steht. Die Bearbeitung der Rlingenschaber, bei denen die Steilretusche der Seitenkanten fehlt, die für die Hamburger Stufe so kennzeichnend ist, läßt erkennen, daß es sich um jüngere Formen handelt. Ebenso schließt das Fehlen der für Meiendorf und Wellingsbüttel, Kr. Stormarn³, typischen Kernspitzen und Zinken die Zuweisung der Rezenborfer Funde zu diesem Formkreis aus. Die Gestaltung der Geräte weist auf eine jüngere Entwicklungsstufe hin. Vor allen Dingen sind die mikrolithischen Formen, die einem ganz bestimmten Formkreis der mittleren Steinzeit angehören, ausschlaggebend. Die Hauptmasse der Mikrolithen machen die Spitzen mit einer schräg retuschierten Kante aus, die wir in ähnlicher Form in den Funden des Tardenoisien vorfinden⁴.

Obwohl ähnliche Formen auf den westeuropäischen Fundplätzen angetroffen werden, so läßt sich erkennen, daß es sich bei unseren norddeutschen Funden um eine Entwicklung handelt, die auf Grund der Formen aus der Hamburger Stufe über die von Ahrensburg fortgeschritten ist. Den Ahrensburger Funden, deren zeitliche Stellung jetzt durch die Grabungen von A. Rust klar geworden ist,

³ G. Schmantes, Die Vorgeschichte. Geschichte Schleswig-Holsteins, Bb. I.

⁴ D. Menghin, Die mesolithische Kulturentwicklung in Europa, Berichte der römisch-germanischen Kommission, 17. 1927. Abb. 15.

stehen die jüngeren von Lavenstedt, Kr. Bremerförde⁵, nahe.

Unter den Ahrensburger Mikrolithen⁶ sind schräg retuschierte Spitzen enthalten, die gegenüber den Rezendorfern einen urtümlichen Eindruck machen. Im Vergleich zu diesen Formen sind die Rezendorfer zierlicher und eleganter gearbeitet. Daß sich diese Spitzen aus den Ahrensburgern entwickelt haben können, erkennt man klar, wenn man den Gang der Entwicklung an den jüngeren Formen überblickt, bei denen sich der Zug zur Ausbildung der Kleinformen immer mehr bemerkbar macht. In der Stufe von Ahrensburg ist die Stielspitze geradezu eine Leitform. In den Funden von Rezendorf tritt die Stielspitze gegenüber Ahrensburg stark zurück. Die beiden aus Rezendorf vorliegenden Stücke sind typische Kümmerformen. Damit scheint die Entwicklung der Stielspitzenformen abgeschlossen zu sein. In den jüngeren Stufen der mittleren Steinzeit fehlt die Stielspitze vom Typ der Ahrensburger vollständig.

Den Eindruck einer jüngeren Entwicklungsstufe gegenüber der von Ahrensburg gewinnt man auch bei der Betrachtung der Klingenschaber und Stichel. Die Klingenschaber stehen den mittelsteinzeitlichen Formen nahe.

Wie die Funde aus Meiendorf gezeigt haben, ist der Stichel ein Werkzeug zum Herausarbeiten der langen Späne aus den harten Außenschalen der Renntiergeweihestangen. Das Verschwinden der Renntiere aus dem Gebiet westlich der Elbe, das im Zusammenhang mit dem Wechsel des Klimas steht, muß sich auch auf die Gestaltung der Werkzeugformen auswirken. Werkzeuge, die nicht mehr gebraucht werden, verschwinden. Daher tritt in den jüngeren Fundstellen der mittleren Steinzeit der Stichel

⁵ H. Müller-Bräuel, Die altsteinzeitliche Fundstelle von Lavenstedt, Kr. Bremerförde. Tagungs-Bericht der Deutschen Anthropologischen Ges. 50. Allgem. Vers. 1928.

⁶ G. Schwantes, Nordisches Paläolithikum und Mesolithikum. Festschrift zum 50 jährigen Bestehen des Museums f. Völkerk. in Hamburg. 1928. — G. Schwantes, Die Bedeutung der ältesten Siedlungsfunde Schleswig-Holsteins für die Weltgeschichte der Steinzeit. Festgabe für Anton Schifferer. Breslau 1931. Abb. 7. S. 154.

immer mehr zurück. Unter den Rezendorfer Funden sind daher nur noch kümmerformen vertreten.

Die Funde von Rezendorf gehören demnach einem frühen Abschnitt der mittleren Steinzeit an, der in seinem Formenschatz dem frühen Tardenoisien des Westens nahe steht. Dieser Zeitabschnitt, welcher nach der floristischen Gliederung in die Übergangszeit von der Birken-Kiefernzeit (Yoldia=Zeit) zur Kiefern-Hafelzeit (Anchus=Zeit) einzuordnen ist, dürfte etwa um 8000 v. d. Ztw. anzusetzen sein. Diese Zeitstufe ist in Niedersachsen aus Funden bisher nur unvollkommen bekannt geworden. Im südlichen Teil unseres Gebietes sind in der Braunschweiger Gegend schon mehrere Fundplätze dieser Stufe festgestellt worden. Im Niederelbegebiet ist die Fundstelle von Rezendorf die erste ihrer Art.

Ein genaues Bild jener Zeit wird man erst gewinnen können, wenn es durch einen glücklichen Umstand gelingt, zu den Feuersteinwerkzeugen auch das Knochenmaterial zu finden. Damit würde uns nicht nur die Lebensweise dieser frühen Bewohner Niedersachsens bekannt werden, sondern wir würden uns auch eine bessere Vorstellung von der Landschaft, in welcher der Mensch lebte, machen können.

Die Bedeutung der Funde von Rezendorf liegt vor allen Dingen darin, daß es sich nicht um einen Oberflächenfund handelt, der durch jüngere oder ältere Beimengungen vermischt ist. Obgleich das Ziel, einen Aastplatz der altsteinzeitlichen Renntierjäger zu finden, nicht erreicht ist, so haben die Funde von Rezendorf dadurch eine Bedeutung, weil sie die Brücke von den gut durchforschten Stufen von Hamburg und Ahrensburg zu den jüngeren von Dubensee, Maglemose und Ellerbeck bilden.

Die Zeichnungen stellte A. Fernandez her.

Großsteingräber bei Eyendorf, Kr. Winsen.

Von

Dr. h. c. Franz Krüger †.

Mit 2 Abb. im Text.

V o r w o r t. Unter den nachgelassenen Manuskripten Dr. h. c. Franz Krügers findet sich der nachfolgende kurze Bericht über drei von ihm entdeckte Großsteingräber, der hier als Ergänzung zu seiner Zusammenstellung der „Megalithgräber der Kreise Bledede, Dannenberg, Lüneburg und Winsen a. d. Luhe“ in Nr. 1 dieser Nachrichten S. 4 ff. (Hildesheim 1927) gegeben werden soll.

Eine kurze Anzeige dieser Gräber hat Krüger im Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, Jg. 1932, S. 138, gegeben. An derselben Stelle erwähnt er zwei weitere Gräber, die allerdings nicht mehr in der Feldmark Eyendorf liegen, sondern in der Forst Carlstorf und gänzlich zerstört sind. Ihre Beschreibung folgt hier ebenfalls.

Ich selbst möchte bei der zweifelnden Frage Krügers, ob Grab III und II Großsteingräber gewesen sind, darauf hinweisen, daß eine am 17. Juni dieses Jahres ausgeführte Begehung der Gräber in Gemeinschaft mit Genrich uns einige Scherben unzweifelhaft steinzeitlicher Herkunft beschert hat, die allerdings ohne Verzierungen sind. Bei einer derselben, die gelbe Oberfläche und schwarzen Bruch aufweist, scheint es sich um die Scherbe eines Einzelgrabbechers zu handeln. Ferner wurden zwei Abschlüge gefunden.

K ö r n e r.

Riesensteingrab I.

Stark zerstörte Steinkammer. Auf Meßtischblatt Eyendorf, 1379, nicht eingetragen.

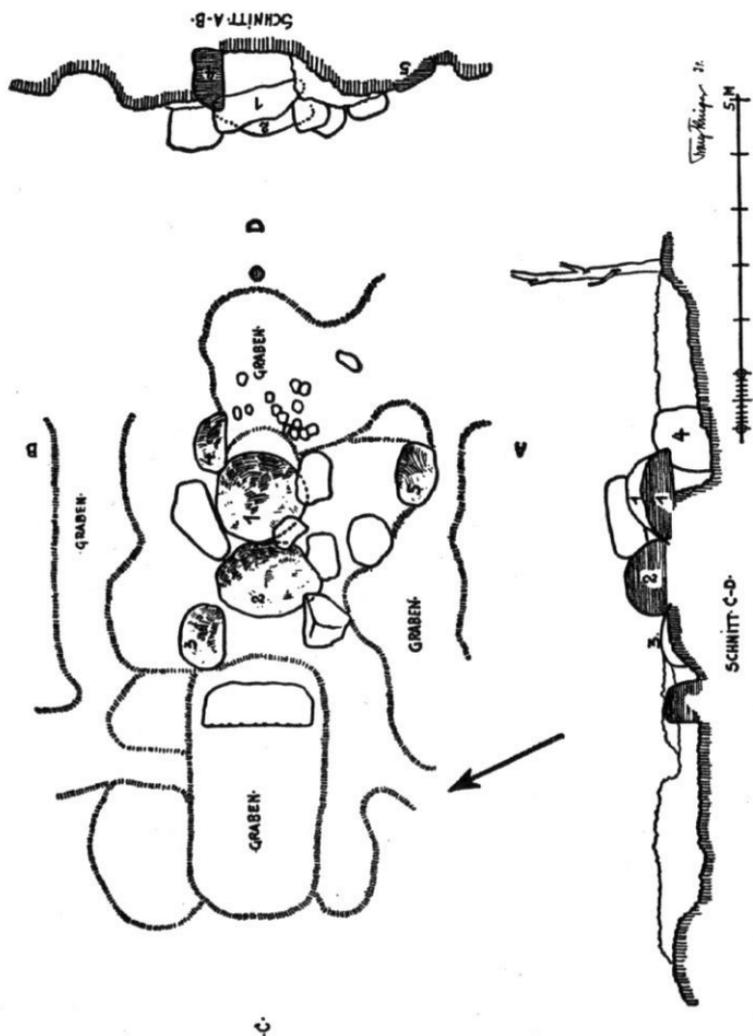
Das Grab liegt 1300 m südlich von Ehendorf, 1400 m nordwestlich von Raven, 600 m westlich der Straße Ehendorf-Raven von der Stelle aus, wo derjenige Weg die Straße schneidet, der von Höhe 76 östlich der Straße zur Höhe 102 (Märtenberg) führt. 10 m südlich des Grabes führt ein Weg vorbei, der von Ehendorf kommt und zur Höhe geht. Das Grab liegt in dichtem Bauernwald. Das Gelände ist stark hügelig. Es gehört zu dem Höhenzug am westlichen Ufer der Luhe. Der Boden fällt flach nach Norden ab; südlich steigt das Gelände bis zur Höhe 102 des Märtenberges und weiter bis auf 110 m. Das Grab liegt auf 102 m Höhe.

Eigentümer sind die Erben des Krögerschen Hofes in Ehendorf. In der Literatur unbekannt.

Die Kammer erstreckt sich annähernd ostwestlich (Abb. 1). Nur in der Mitte stehen noch Steine des Grabes, die östliche und westliche Begrenzung wird durch Gräben bezeichnet. Darnach wird die Kammer etwa 9 m lang und 1,30 m breit gewesen sein. In alter Lage befinden sich anscheinend die beiden Wandsteine 3 und 4, und die Decksteine 1 und 2. Der im westlichen Graben liegende große Stein ist gesprengt, wahrscheinlich in der Mitte, so daß er doppelt so groß gewesen sein dürfte und als Deckstein gebient hat. Die alten Wandsteine 3 und 4 haben nach dem Kammerinnern glatte Flächen. Die Kammer hat im Hügel gelegen; heute noch reicht der umgebende Boden bis etwa zur Mitte der Decksteine. Deckstein 1 ist südlich abgerutscht. Es ist möglich, daß unter den Decksteinen noch Wandsteine in der Erde stecken. Vielleicht ist auch hier der Inhalt der Kammer noch unberührt. Kleine, im östlichen Kammergrab liegende Steine sind Füllsteine zwischen den Kammersteinen oder Pflaster der Kammer gewesen. Außerhalb der Kammer liegen im Norden und Süden in gleicher Entfernung von der Kammermitte tiefe Gräben, wahrscheinlich die Standspuren der Hügelstützmauer, die die Kammer umgeben hat. Der im südlichen Graben liegende Stein 5 hat an der Oberfläche glatte Steinfläche und erscheint nach Norden umgetippt. Die glatte Fläche muß nach außen gestanden haben, wahrscheinlich ist er der einzige, von der Hügel-

EVEN DORF KR. WINSEN. L.

GRAB. I.



216b. 1.

mauer übrig gebliebene Stein, der noch an alter Stelle liegt.

Alle übrigen Steine des Grabes liegen regellos auf der noch stehenden Hügelmasse; ob sie Kammerseitensteine oder Hügelmauersteine waren, ist nicht festzustellen. Rätselhaft bleibt auch, warum man die großen Steine alle auf den Hügel gebracht hat.

Die ursprüngliche Lage der Steine 1—5 ermöglicht die Rekonstruktion des Grabes (Abb. 2); hypothetisch bleiben nur die Ost- und Westgrenzen.

Riesensteingrab II und III.

Beide Gräber liegen 180 m südöstlich von Grab I, höher am Berge hinauf. Das Gelände ist das gleiche wie bei Grab I. Im Meßtischblatt sind sie nicht eingetragen.

Beide Gräber liegen etwa 15 m südwestlich auseinander auf Höhe 108. Grab III ist nur noch ein Loch im anscheinend runden Hügel. Eine Größe kann nicht festgestellt werden, es sind auch keine Steine mehr da, so daß nicht mehr mit Sicherheit gesagt werden kann, ob es überhaupt eine Steinkammer war.

Grab II ist gleichfalls nur ein Loch im anscheinend runden Hügel. Steine liegen regellos im Loch und um das Loch. Eine Form ist nicht zu erkennen; das Grab scheint aber nach der Größe der Steine eine Kammer gewesen zu sein.

Lüneburg, 30. 10. 31.

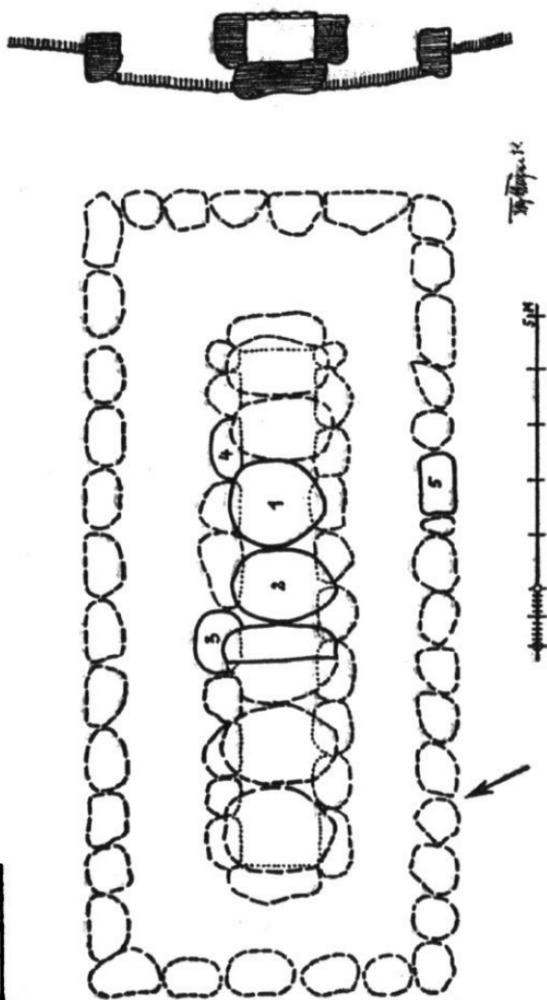
Riesensteingräber im Garlstorfer Wald, Forstort „Im Spann“.

Grab I.

Im Fagen 45. Etwa 85 m südlich der Straße Ependorf—Lübbstedt, etwa 10 m östlich des Weges, der von Lübbstedt auf Höhe 110,7 m führt. Das Grab liegt auf Höhe 83 m.

Das Grab ist vollständig zerstört. Eine Menge Steine liegen, teils gesprengt, regellos umher. Kein Stein steht an alter Stelle. Der in der Mitte liegende große Stein

EVENDORF. GRADE.
BECKENSTRUKTUR.



2166. 2.

von 2,10 m Länge, 1,10 m Breite, 0,85 m Dicke, scheint Deckstein gewesen zu sein. Das Loch im kaum erkennbaren Hügel ist 6 m lang und 4,50 m breit, Richtung OW, also wird die Kammer auch in dieser Richtung gelegen haben. Der Hügel hat etwa 10 m Durchmesser gehabt. Spuren von Hügelstützsteinen sind nicht zu erkennen. Die Zerstörung des Grabes kann etwa 20 bis 30 Jahre zurückliegen.

Im Meßtischblatt Ewendorf, 1379, nicht eingetragen und in der Literatur nicht erwähnt.

Rekonstruktion unmöglich.

Grab II.

Im Fagen 48. Etwa 45 m südlich der Straße Ewendorf — Lübbstedt. Dicht am Waldwege, der zur Höhe 83 führt. Das Grab liegt auf 67 m Höhe. Das Grab ist ebenso vollständig zerstört, wie Grab I. Der Hügel aber ist erhalten. Auf ihm und in einer Ausschachtung südlich liegen regellos große Steine, zum Teil gesprengt. Zwei größere gesprengte Steine im SO können Reste von Decksteinen sein. Keiner der Steine liegt ursprünglich. Der Hügel hat etwa 11 m Durchmesser gehabt, er ist etwa 1,00—1,20 m hoch. Spuren von Hügelstützsteinen sind nicht zu erkennen.

Die Zerstörung des Grabes kann etwa 40—50 Jahre zurückliegen, da viele Steine ganz mit Moos bewachsen sind und auf dem Hügel 2 etwa 40—50jährige Kiefern stehen.

Im Meßtischblatt 1379 nicht eingetragen.

Rekonstruktion ohne Grabung nicht möglich.

Lüneburg, 8. November 1931.

Funde aus der ältesten Bronzezeit der Heide.

Von

Dr. Hans **Wiesler** = Hermannsburg.

Mit 6 Tafeln (17—22) und 8 Abb. im Text.

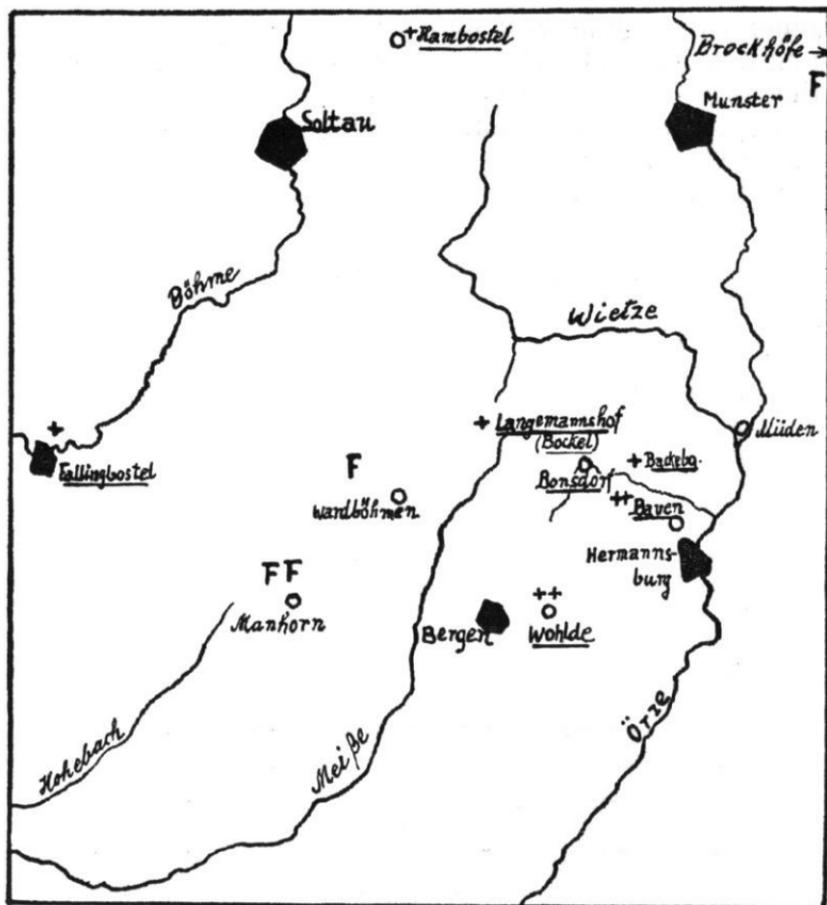
In den letzten Jahren mußte in dem westlich von der Derge und östlich von der Böhme begrenzten Teile der Lüneburger Heide eine große Anzahl gefährdeter Hügelgräber untersucht werden. Das Gebiet umfaßt das Kernland der Südheide, zu welcher gemeinhin die nördlich der Aller gelegenen Teile der Kreise Gelle und Fallingb. und der Südteil des Kreises Soltau gerechnet werden. Trotz des verhältnismäßig kleinen Raumes — zur Südheide gehört ein Gebiet von etwa 2500 Geviertkilometern — verdient die vorgeschichtliche Vergangenheit dieser hannoverschen Landschaft besondere Beachtung.

Unsere Untersuchungen über die Bronzezeit der Südheide sind noch nicht abgeschlossen. Aus diesem Grunde soll hier nur über einen kleinen Ausschnitt derselben, der einige Grabfunde aus der ältesten Bronzezeit Niedersachsens (vor allem solche mit Funden von Kurzschwertern) umfaßt, berichtet werden (s. Übersichtskarte Textabb. 1).

Die Grabungsberichte.

1. Die Hügelgräber von Baven (Kreis Gelle).

Zwischen Baven und Bonstorf erstreckt sich von Südwesten nach Nordwesten ein bis 78,6 m hoher diluvialer Höhenrücken, über den die vor ungefähr 25 Jahren erbaute Landstraße nach dem Dorfe Bonstorf hinwegführt. Nach Norden fällt der etwa 2,5 km lange Höhenzug in Richtung auf das ca. 20 m tiefere Brunautal ab. Nach Nordwesten



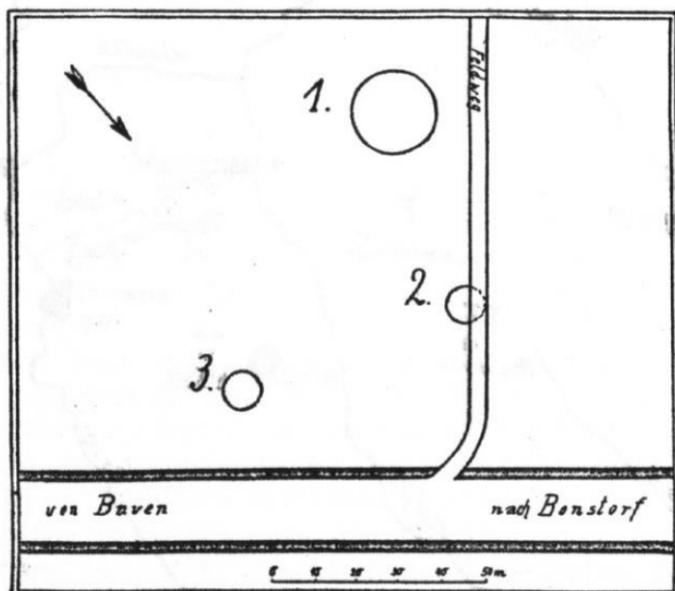
Legtabb. 1. Übersichtskarte.

- + = Fundorte der Kurzschwerter und Dolche mit Ringnieten.
 F = Fundorte der Frühformen der „Lüneburgischen Fibel“.

zu ist die Anhöhe durch den das Sül-Moor durchfließenden Sülbed als eine etwa 800 m breite, bewaldete Bergnase gut herausgebildet.

Der größte Teil dieser langgestreckten Höhe gehört zur Gemarkung Baven (Flurname: „Donstorfer Heide“). Nur der äußerste Nordwesten, der sog. „Kirchberg“ (mit einer noch erhaltenen Gruppe von 8—9 Hügelgräbern), liegt auf Donstorfer Gebiet. Auf dem Baver Anteil des erwähnten Höhen-

zuges liegen außerdem noch 3 kleine Hügelgräbergruppen von fünf, zwei und drei Gräbern. Von diesen ist die nördliche Gruppe von 3 Gräbern in den Jahren 1932 und 1933 untersucht worden. Man hatte diese in einer Dichtung liegende Gruppe erst kurz vorher entdeckt, als von dem Abbauer Wilhelm Brammer das südlich der Straße von



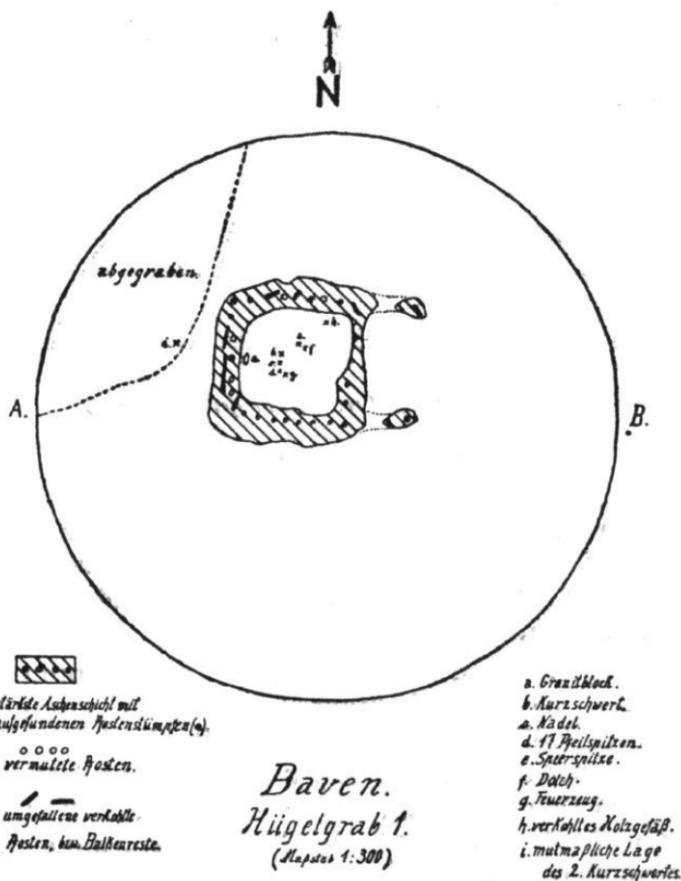
Textabb. 2.

Baven nach Bonstorf zwischen den Kilometersteinen 1,8 und 1,9 belegene Grundstück urbar gemacht wurde (Textabb. 2). Die Gruppe bestand aus dem hohen, großen Hauptgrabe 1 und den beiden, sehr viel kleineren Gräbern 2 und 3, welche sich nur wenig über dem Bodenniveau erhoben.

Hügelgrab 1.

Anlässlich der Kultivierung waren von dem Hügelgrabe 1, und zwar auf der nach dem Feldwege zu liegenden nordwestlichen Seite, mehrere Wagenladungen des lehmigen Sandes abgefahren worden. Bei dieser Gelegenheit

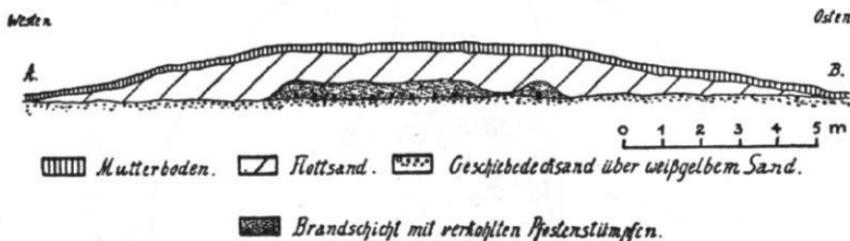
kam ein bronzenes Kurzschwert zutage, das in zwei Hälften zerbrochen war. (Tafel 17, Abb. 2, nur Oberteil abgebildet). Der Hügel hatte bei einer Höhe von 1,4 bis 1,5 m einen Durchmesser von 21,4 m von Osten nach Westen und von



Tertabb 3.

20,5 m von Norden nach Süden. Oben war das Grab, wie aus dem Ostwestprofil (Tertabb. 4) hervorgeht, abgeplattet. Diese rundliche Plattform hatte einen Durchmesser von etwa 7 m. Zur Aufschüttung des Hügelgrabes war lehmiger, gelblich-brauner Flottsand verwendet worden, ein Material, das an Ort und Stelle nicht ansteht, sondern aus

einiger Entfernung zusammengebracht werden mußte. Irgebwelche Steinbauten, wie Steinfranz, Pflaster u. dergl. waren in dem Grabhügel nicht enthalten. Lediglich ein einziger größerer Steinblock (von 0,6 m Höhe, 0,4 m Breite und 0,25 m Dicke) wurde an besonderer Stelle in der Nähe der Bestattung angetroffen. Er stand nämlich aufrecht zu Häupten der Leiche (Textabb. 3) und ist wohl als „Grabstein“ zu deuten.



Textabb. 4.

Das Hügelgrab 1 von Baven ist wegen seiner Innenbauten (Totenhaus) wichtig (Textabb. 3). Hierüber ist schon verschiedentlich berichtet worden¹, so daß sich eine nochmalige Erörterung erübrigt².

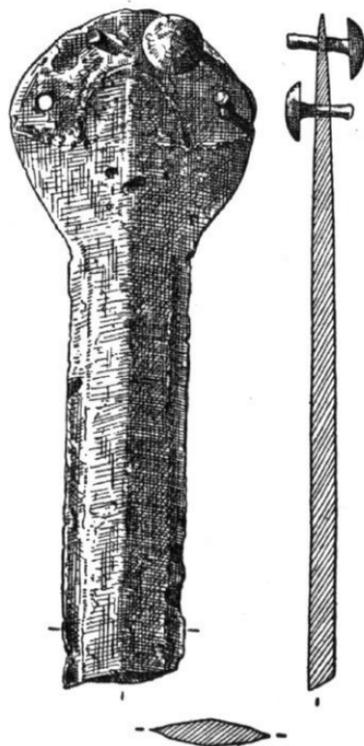
Möglicherweise gehörte das vor der Ausgrabung des Grabhügels beim Sandabfahren gefundene Kurzschwert, dessen obere Hälfte auf der Tafel 17, 2 abgebildet ist, zu einer Nebenbestattung. Es lag außerhalb des Totenhauses, und zwar ungefähr an der auf Textabb. 3 mit i bezeichneten Stelle. Über etwaige Bodenverfärbungen, sonstige Beigaben usw. war nichts mehr in Erfahrung zu

¹ H. Plesker, Das Totenhaus von Baven. In: „Die Kunde“, Mitteilungsblatt der Arbeitsgem. f. d. Urgeschichte Nordwestdeutschlands. Jahrgang I, 1934, Nr. 3/4. — Verf., Prähistorische Zeitschrift XXV, Bb. 1934, S. 156. Eine gute Rekonstruktion des Totenhauses findet sich bei: Jacob-Friesen, Einführung in Niedersachsens Urgeschichte. 1934, Tafel 29 a, Abb. 2.

² Nach der Definition J. Delmanns wäre das Totenhaus von Baven als „Firsdbachhaus mit Siebellaube“ zu bezeichnen. Vgl. J. Delmann, Haus und Hof im Altertum. 1. Band: Die Grundformen des Hausbaues. Berlin u. Leipzig 1927.

bringen, da die Fuhrleute hierauf beim Sandaufladen nicht geachtet haben.

Die in zwei Teile zerbrochene Klinge dieses Kurzschwertes hat eine Gesamtlänge von 26 cm. Sie besitzt, gleich wie der Schwertthp von Sögel², einen halbkreis-



Textabb. 5.
Hambostel, Krs. Soltau.

förmigen Hestausschnitt. Der (vergangene) Griff war mit der Klinge durch 4 Ringnieten, von denen nur 3 erhalten sind, verbunden. Abweichend von der Sögeler Kurzschwertform ist die Klinge nicht geschweift. Vielmehr verlaufen die beiden Klingenträger zunächst fast parallel und ver-

² E. Sprockhoff, Die ältesten Schwertformen Niedersachsens. Prähist. Zeitschr., XVIII Band, S. 123.

jüngen sich sodann allmählich nach der Spitze zu. Vielleicht lag bei dem Schwerte von Hambostel, Kreis Soltau (Prov.-Mus. Hannover Nr. 8267), das, wie unsere Textabb. 5 zeigt, zum mindesten im oberen Drittel der Klinge ziemlich parallel verlaufende Schneiden aufweist, eine ähnliche Ausgestaltung der Klinge vor. Bei beiden Schwertern sind die Klingenträger ausgehämmert. Auch in der Anordnung der Ringnieten zeigen das Schwert der Nebenbestattung von Baven (weiterhin kurz Baven II genannt) und das von Hambostel eine bemerkenswerte Übereinstimmung. Beide haben nämlich eine wechselständige Stellung der Ringnieten: Nur auf der einen Seite sind es richtige Ringnieten, während sie auf der anderen Seite in einen einfachen Pflock auslaufen. Außerdem sind die Ringnieten vom Schwert Baven II etwas kleiner, als es sonst üblich ist. Es ist allerdings nicht ganz auszuschließen, daß auch hier ursprünglich doppelte Ringnieten vorhanden gewesen sind, wie der Typ Sögel und der unten zu beschreibende zweite Typ der ältesten Bronzeschwerter Niedersachsens zeigt. Jedoch ist bei dem Kurzschwert Baven II (Tafel 17, 2) an den freien Pflockenden eine einwandfreie Spur von einst etwa vorhanden gewesenen Ringen nicht bemerkbar.

Der allmähliche Übergang von Hestplatte zur Klinge stellt das Schwert Baven II näher an den Typ Sögel. Dagegen ist die Hestplatte des Schwertes von Hambostel scharfer gegen die Klinge abgesetzt, wie es ähnlich bei der zweiten Schwertform Niedersachsens zu beobachten ist⁴.

Die Hauptbestattung des Grabhügels 1 lag in der Mitte des Innenraumes des Totenhauses. Die Leiche ist hier vor der Verbrennung des Hauses, dessen Boden mit einer Schicht von Flotillehm bedeckt war, bestattet worden. Aus der Anordnung der Beigaben und der Form der

⁴ Sprockhoff (Präh. Zeitschr., XVIII, 1927, S. 140) nennt die Klinge von Hambostel weniger typisch, stellt sie aber mit dem Schwerte von Steinkirchen, Krs. York, zusammen. — Streng genommen gehören weder das Kurzschwert II noch das von Hambostel zu einer der beiden bekanntesten ältesten Schwertformen Niedersachsens. Solange nicht neue Funde uns eines Besseren belehren, ist es vielleicht ratsam, sie als Misch- oder Sonderformen aufzufassen.

Bodenverfärbung war zu schließen, daß der Kopf der Leiche im Westen lag in nicht allzugroßer Entfernung von dem oben erwähnten Steinblock (Tertabb. 3, a), also mit dem Blick nach Osten zu, wo der Hauseingang sich befand⁵.

Dem Toten waren folgende Gegenstände beigegeben:

a) aus Bronze:

1 Kurzschwert mit Ringnieten (Tafel 17, 1),

1 Dolch (Tafel 17, 3),

1 Nadel mit Regellopf und durchbohrtem, verdicktem und verziertem Halse (Tafel 17, 4).

b) aus Feuerstein:

1 Lanzen- oder Speerspitze (Tafel 17, 5),

2 zu einem Feuerzeug gehörige Feuersteine (Tafel 17, 6 und 7),

17 geflügelte Pfeilspitzen (Tafel 17, 8 bis 18).

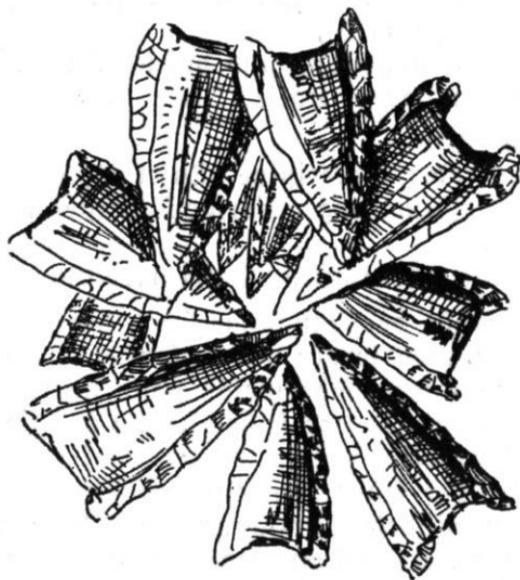
In der Nähe des Einganges von der Vorhalle zum Innenraum wurden ferner die verkohlten Überreste eines Holzbechers gefunden. Das Gefäß stand im rotgebrannten Lehm und ist infolge der Hitzewirkung bei Verbrennung des Hauses verkohlt.

Etwa in der Höhe der linken Hüfte lag das auf Tafel 17, 1 abgebildete Kurzschwert, das vollkommen heil geborgen wurde. Es hat eine Länge von 32 cm. Die Heftplatte ist fast trapezoid mit abgerundeten Ecken. Sie ist oben (zwischen den beiden inneren Ringnieten) flach eingebogen und gegen die Klinge schärfer abgesetzt als es beim Typ Sögel der Fall ist. Die Klingenträger sind nur sehr wenig geschweift. Der Querschnitt ist nachschrägig. Vom Griff ist außer kleinen Resten unter den Ringnieten nichts erhalten⁶.

⁵ Haus und Bestattung waren fast genau ostwestlich gerichtet.

⁶ Die Griffreste des Kurzschwertes sind, wie Dr. E. Neumeier (Eidgenössische Landwirtschaftl. Versuchsanstalt Dürkheim-Zürich) nachwies, tierischer Herkunft und bestehen wahrscheinlich aus Horn. Die gleichfalls von Dr. Neumeier durchgeführte Untersuchung der Reste der Holzscheide des Schwerts ergab Weide oder Pappel. Das gleiche Material ist für die Scheide des Dolches (Tafel 17, 3) verwendet worden. — In der Nähe der Bronzenadel lag übrigens ein oberseits etwas gewölbter Holzknopf (Dm. 2,5 cm). Nach Dr. Neumeier bestand er aus Laubholz: vermutlich Weiden- oder Pappelholz.

In geringer Entfernung vom Schwerte wurde die Nadel mit kegelförmigem Kopfe und verdicktem, durchlochtem Halse (Tafel 17,4) aufgefunden. Der zwischen Kopf und Verdickung liegende Teil der Nadel ist durch 3 umlaufende Gruppen von je 3 Linien verziert. Unterhalb der Verdickung befindet sich eine weitere Gruppe von 4 Linien.



Tafel 6.

Der Nadelchaft ist in der Mitte und im unteren Drittel vierkantig (mit abgerundeten Ecken) und besitzt nach der rundstabiligen Spitze zu allmählich auslaufende Kerblinien. Die 11,2 cm lange Nadel ist eine Vorform der nordischen Urfibel⁷.

Ungefähr in der Gegend des rechten Ellenbogens der Leiche lagen 17 gemuschelte Feuersteinspitzspitzen (elf da-

⁷ Vgl. die Bemerkungen zur Nadel von Barglay, Amt Wildeshausen. B. 3. 1927, S. 129. Eine Nadel von gleicher Form wie von Baven ist abgebildet u. a. bei Splith, Inventar . . . , Taf. IV, Abb. 71. Im Landesmuseum Hannover (Inv.-Nr. 172 : 33) befindet sich eine Nadel mit durchbohrtem, geschwollenem Halse und kegelförmigem Kopfe aus Hof Ramellen, Gem. Weitzenmühlen, Krs. Verden a. Aller.

von auf Tafel 17 abgebildet) mit mehr oder weniger stark ausgeprägter konvexer Basis. Aus ihrer Anordnung (Textabbildung 6) ergab sich, daß sie anscheinend getrennt von den Pfeilschäften in einem Beutel oder einer Schachtel enthalten waren. Jede einzelne Pfeilspitze war von der Basis bis fast zur Spitze von einer dunkelgefärbten, jetzt blättrig gewordenen Masse bedeckt (Textabb 6 und Tafel 17, 16 bis 18), auf die unten noch zurückzukommen sein wird.

Annähernd 30 bis 40 cm von dem Pfeilspitzenpäckchen entfernt kamen 2 längliche, ziemlich grob gemuschelte Feuersteine von 8,5 und 7,8 cm Länge zum Vorschein, die zum Feuereschlaggerät des Toten gehörten (Tafel 17, 6 u. 7). Ähnliche Stücke sind verschiedentlich gefunden, so auch bei den Gräbern II und III von Sögel, Kreis Hümmling, und anderen Orten⁸.

Seitlich des linken Unterschenkels des Toten lagen, mit den Spitzen gegeneinander gefehrt, eine einfache Speerspitze aus Feuerstein von 10,2 cm Länge (Tafel 17, Abb. 5) und ein 18,4 cm langer Bronzedolch mit verstärktem Mittelteil (Tafel 17, Abb. 3). Der letztere war mit 4 dicken Pflocknieten an dem vergangenen Griff befestigt gewesen, dessen nicht ganz halbkreisförmiger Hestabschluß deutlich erkennbar ist. Die Schneiden des Dolches sind ausgehämmert.

Das Hügelgrab 1 von Baven gehört nach Ausweis der Beigaben in den Übergang von Periode I zu Periode II (Koffinna's Periode II a).

Hügelgrab 2 und 3.

Die zwischen Hügelgrab 1 und der Baven—Bonstorfer Straße gelegenen Gräber 2 und 3 (Textabb. 2) waren bedeutend unscheinbarer und erheblich kleiner als der mächtige Hügel 1.

Das stark auseinandergepflügte Grab 3 erwies sich als beigabenlos. Innenbauten fehlten ganz. Etwa in der Mitte des Hügels war eine nur undeutlich erkennbare Bodenverfärbung vorhanden, die über die Lage der Leiche nur unsichere Schlüsse zuläßt.

⁸ E. Sprockhoff, Prähist. Zeitschr. Band XVIII, 1927, Abb. 1 und 2.

Grab 2, das gleichfalls zum großen Teil schon überpflügt war, hatte bei der geringen Höhe von 0,5 m einen Durchmesser von 7,4 m. Über ein Drittel des Grabes lag auf dem von der Landstraße abzweigenden Feldweg. Die Bestattung, die sich fast genau in der Mitte des Hügels befand, kam schon in geringer Tiefe zutage (Tafel 18, c). Sie war von Steinen umstellt und fast ganz von solchen bedeckt gewesen. Von einem Baumsarg war nichts zu bemerken. Doch ist er wohl vorhanden gewesen und nur wegen der geringen Erdbedeckung, die keinen dichten Luftabschluß ermöglichte, ohne merkbare Spuren zu hinterlassen, vergangen. Unsere Abb. c auf Tafel 18 zeigt das Grab nach Begräbung der Decksteine und Ausräumung des Grabes. An Beigaben enthielt die unter den Decksteinen liegende, genau von Osten nach Westen gerichtete Bestattung lediglich Reste einer Bronzenadel mit gewundenem Schaft von noch 3,5 cm Länge und einen Feuerstein zum Feuer schlagen von 4,6 cm Länge (Tafel 18, a und b). Leider ist der Kopf der Nadel, welche an der ungünstigsten Stelle neben dem Feldwege unmittelbar unter der tiefsten Pflugfurche gelegen haben muß, verloren gegangen. Doch gehörte das erhaltene Mittelstück der Nadel mit größter Wahrscheinlichkeit zu einer Nadel mit gedrehtem Schaft und durchbohrtem, kugeligem Kopf, wie sie mehrfach auf mitteleuropäischem Boden gefunden worden ist⁹.

⁹ U. a. Behrens, Prähist. Zeitschrift 1920, S. 117 (Grab von Dunapentele). — Derf., Katalog der Bronzezeit Süddeutschlands, S. 13, Abb. 4 (Langquaidt). — O. Montelius, Die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien. Braunschweig 1900. — Zeitschrift f. Ethnologie 1882, S. 179 (Tinsdahl in Holstein). — Schlesische Vorzeit, N. F. IV, S. 5, Abb. 15 (Gleinitz, Krs. Glogau). — Auf hannoverschem Boden ist eine Nadel der Per. I mit durchlochtem Kugelkopf gefunden bei Seckendorf, Krs. Ilzen. Vgl. R. Tackenberg, Die Lanzenspitzen vom Lüneburger Typ II. Mannus 24. Band, 1932, S. 70. — Herangezogen sei ferner: C. von Estorff, Heidnische Altertümer der Gegend von Ilzen im ehemaligen Bardengau. Hannover 1846. Tafel VIII, Abb. 28 und 29. Als Fundorte dieser Nadeln, von denen nur der Kopf bzw. Teile des Kopfes und Halses erhalten waren, wird angegeben: „Umgegend von Ilzen; vor längerer Zeit in einem heidnischen Denkmale gefunden“. Diese Nadelreste gehören wohl zu Nadeln mit glattem Schaft, sind also nur bedingt vergleichbar. — Mit der Nadel von Seckendorf, Krs. Ilzen, scheint übereinzustimmen die unverzierte Kugelkopfnadel (Schaft nicht gedreht) von Knuthühren,

Die in den Übergang von Periode I zu II zu datierenden Funde aus den Gräbern 1 und 2 von Bawen befinden sich im Landesmuseum Hannover.

2. Der Grabfund von Roghüllen (Gem. Wohlde, Kreis Celle).

Über diesen schönen Grabfund machte Lehrer Niebuhr-Bergen, Kreis Celle, der ihn mir freundlichst zur Veröffentlichung zur Verfügung stellte, folgende Angaben:

Nördlich und (in geringerem Maße) südlich der Straße von Bededorf nach Bergen lag ein ungewöhnlich großes Hügelgräberfeld. Nach Mitteilungen des verstorbenen Direktors Römstedt-Bergen sollen vor etwa 100 Jahren hier noch mindestens 250 Grabhügel gezählt worden sein. Alte Flurnamen dieses Gebietes lauten: „Im Hüllen“ bzw. „Rodeshüllen“. Bis auf einen Rest in einer Koppel, die z. T. der Berger Kirche, z. T. anderen Grundeigentümern gehört und wohl noch 35 Grabhügel enthält, ist dieses große bronzezeitliche Gräberfeld der Kultivierung zum Opfer gefallen. Ein Teil der Gräber ist ganz abgetragen worden; eine Reihe von Funden sind in die einzelnen Museen (z. B. das Berger Heimatmuseum) gelangt. Viele Funde dagegen sind sicher verloren gegangen.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß zahlreiche Grabhügel nur oberflächlich eingeebnet worden sind. Ihre Lage ist noch heute im Ader unschwer zu erkennen, und es ist mit größter Wahrscheinlichkeit damit zu rechnen, daß die in ihnen enthaltenen Bestattungen noch mehr oder weniger unberührt im Boden liegen. Da sie aber jahraus, jahrein überpflügt werden, besteht die Gefahr, daß im Laufe der Zeit eine Bestattung nach der anderen zerstört wird, ohne daß die Funde — besonders wenn es sich um kleinere Stücke, zerbrochene Sachen usw. handelt — beachtet und erhalten werden. Ganz abgesehen davon, daß alle Aufschlüsse, welche der Bau des Grabes und die genaueren Fundumstände zu geben vermögen, restlos verloren gehen.

Krs. Göttingen. Abgebildet bei E. Sprockhoff, Hügelgräber b. Bormohlde im Kreise Sulingen. Prähist. Zeitschr. Band XXI, 1930, S. 193 ff. Abb. 21 c.

Im November 1933 konnte nun, dank der Aufmerksamkeit des Finders K. von Hörsten-Korhüllen und der sofortigen Nachsuche durch Lehrer Niebuhr auf diesem ehemaligen Gräberfelde der hier beschriebene Grabfund aus der ältesten Bronzezeit geborgen werden.

Das stark abgetragene und überpflügte Hügelgrab hatte noch eine Höhe von 30 cm. Es enthielt eine Bestattung mit folgenden Beigaben:

- 1 Kurzschwert mit Ringnieten,
- 1 Randbeil,
- 13 Pfeilspitzen aus Feuerstein,
- 1 stark benutzte Klinge aus Feuerstein und
- 1 Feuersteinabspliß.

Die beiden zuletzt aufgeführten Stücke sind nicht abgebildet, die Hauptfunde zeigt Tafel 19.

Über die Fundumstände können noch folgende Angaben gemacht werden: Die Bestattung war augenscheinlich ostwestlich ausgerichtet. Auch in dem Grabe von Korhüllen waren starke Schichten von Asche und Holzkohlen feststellbar, die allem Anschein nach ähnlich angeordnet waren wie im Grabe 1 von Baven. Niebuhr, der sogleich nach der Auffindung des Schwertes die ersten Feststellungen machte und bei der Nachsuche die übrigen Fundstücke bergen konnte, ist der Ansicht, daß die Bestattung gleichfalls in einem Totenhanse, das nach der Beisetzung des Toten verbrannt wurde, gelegen hat¹⁰. Auch aus diesem Grunde ist die jahrzehntelange Vernachlässigung des Wohlber Gräberfeldes außerordentlich zu bedauern.

Das beim Pflügen gefundene Kurzschwert aus Bronze ist in drei Stücke zerbrochen, die zusammen eine Länge von 41,8 cm ergeben (Tafel 19, 1). Die äußerste Spitze fehlt und der Griff ist vergangen. Er war durch 4 große Ring-

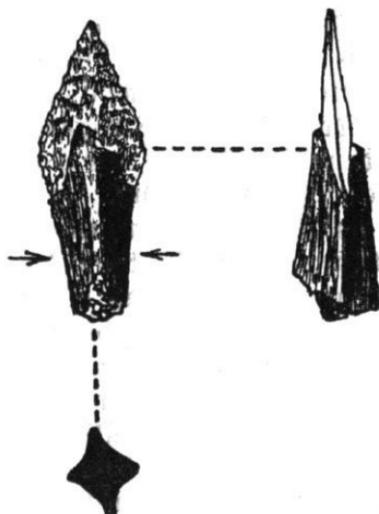
¹⁰ Vielleicht handelt es sich bei Grabanlagen von Sülze, Kreis Celle, über die General Freiherr von Hammerstein-Equord berichtete, um ähnliche Bauten. Die Lage dieser Gräber ist nach den Ausführungen v. Hammerstein's nicht eindeutig festzustellen. In Betracht kommen Hügelgräber, die auf dem Osterberge (Gem. Diesten bei Sülze) gelegen haben. Vgl. v. Hammerstein-Equord, Vaterländisches Archiv 1821, I, S. 353 ff. Müller-Reimers, Bor- und frühgeschichtliche Altertümer der Prov. Hannover. 1893, S. 63.

nieten an der annähernd trapezoiden Griffplatte befestigt. Zwischen den beiden inneren Ringnieten ist die Griffplatte leicht eingebellt (vgl. Kurzschwert von Waben, Tafel 17, 1). Von den beiden äußeren Ringnieten sind die unterseitigen Knöpfe verloren gegangen. Das Schwert hat einen dachförmigen Querschnitt und ausgehämmerte Schneiden. Das Randbeil aus Bronze (süddeutscher Typ nach Lissauer) hat eine Länge von 18,3 cm (Tafel 19, 2). Die Schmalseiten sind leicht gewölbt. Die Höhe der Ränder beträgt 0,3 cm.

Jede der 13 noch vorhandenen Feuersteinspfeilspitzen (6 von ihnen auf Tafel 19, 3 bis 8 abgebildet), die in Form und Größe mit den Pfeilspitzen aus dem Waber Grabe 1 vollkommen übereinstimmen, war mit einer schwarzbraunen Masse umkleidet. Vermutlich waren sie ebenso zusammengepackt, wie es die Textabb. 6 von Waben veranschaulicht. Es ist anzunehmen, daß es sich bei der die einzelnen Pfeilspitzen umhüllenden Masse um Schutzhüllen handelt, welche die in einem Beutel oder einem sonstigen Behälter aufbewahrten Pfeilspitzen vor Beschädigungen bewahren sollten. Diese „Schutzhüllen“ sind nunmehr sowohl von Dr. Neumeiler-Zürich wie von Studienreferendar Sietmann-Weesen (am Chemischen Institut der Universität Marburg) untersucht worden. Die Untersuchungsergebnisse stimmen nicht überein¹¹. Wegen des ausein-

¹¹ Dem Gutachten von Dr. Neumeiler entnehme ich folgende Auskunft: „Die gagatisierten Reste der Schutzhüllen lassen selten eine richtige Struktur erkennen und sind deshalb kaum sicher zu bestimmen. Sie machen den Eindruck tierischen Ursprungs, von Fischknochen. Einmal konnten Riemenreste erkannt werden“. — Studienref. W. Siekmann teilt mir ein wesentlich abweichendes Ergebnis mit: „Die die Pfeilspitze umkleidende Schicht zeigte bei ihrer Beobachtung unter dem Mikroskop keinerlei Struktur; sie erwies sich als eine amorphe Substanz, die nach dem Zerreiben eine dunkelbraune bis schwarze Farbe zeigte. — In die Flamme gebracht, verbrannte ein kompaktes Stückchen des Materials mit leuchtender, rußender Flamme unter Verbreitung eines frischen, an brennende Harze erinnernden Geruches. Unter der Annahme, daß hier ein Harz vorliegt, wurden die in diesem Falle anzustellenden Untersuchungen angestellt, die indessen zu keinem ganz besonderen Ergebnis führten. Das lag wohl in der Hauptsache daran, daß das die Pfeilspitzen umkleidende Material nicht mehr in vollem Umfange die Eigenschaften „rezenter“ Harze aufwies. Doch gelang es dann nach Erhitzung eines Stückchens des Materials in einem Glühröhr, die in ihm enthaltenen ätherischen Öle (Terpene) zu verflüchtigen

anbergehenden Ergebnisses der Gutachter ist es ratsam, ähnliche Befunde nochmals untersuchen zu lassen. Am einleuchtendsten scheint mir die Annahme zu sein, daß es sich um Schutzhüllen, die aus einem Harze bestanden, handelt. Die Tert.abb. 6 ist nach meinen Angaben im Landesmuseum Hannover angefertigt worden. Die Schutzhüllen



Tert.abb. 7.
Wardböhmern, Ars. Celle.

sind in dem Zustande gezeichnet, in welchem sie sich nach der Einlieferung in das Museum befanden, d. h. an den Wänden der Pfeilspitzen war die Schutzmasse schon abgeblättert. Vor wenigen Wochen habe ich aus einem Hügelgrabe in der Gemarkung Wardböhmern, Ars. Celle, mehrere Pfeilspitzen aus Feuerstein geborgen, welche dem Loten geschäftet beigegeben waren. Günstigen Umständen ist es zu verdanken, daß bei einer dieser Pfeilspitzen der obere Teil der Schäftung noch erhalten war. Zum Vergleich bilde ich die Wardböhmern Pfeilspitze in

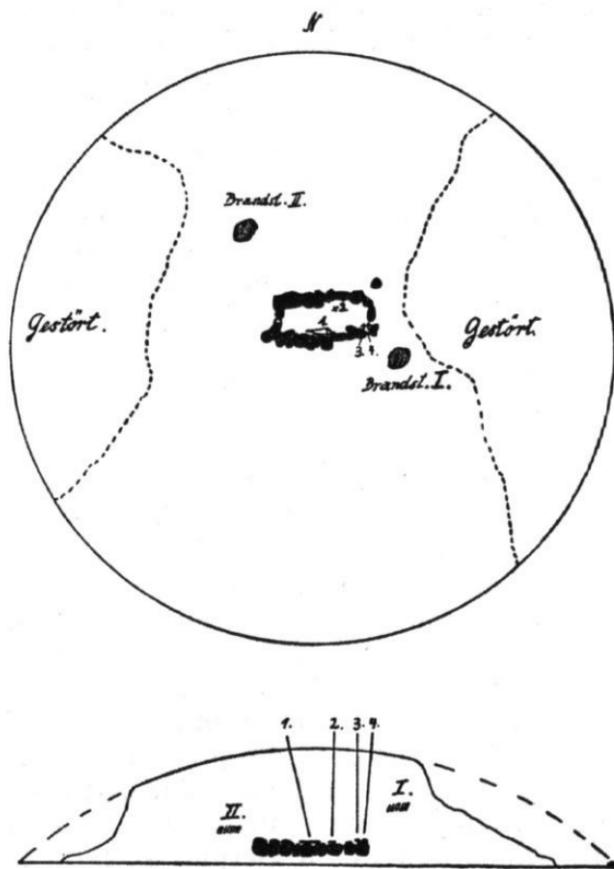
und sie in einem kälteren Teile des Rohres zu kondensieren. Die Untersuchung des Kondensationsproduktes führte zu dem Ergebnis, daß das die Pfeilspitzen umkleidende Material aus einem Harze bestand“.

der Textabb. 7 ab. Das Schäftungsmaterial ist noch nicht untersucht. Es besitzt die gleiche Farbe wie die Schutzhüllen der Spitzen von Baden und Roghüllen und dürfte aus dem gleichen oder einem ähnlichen Stoffe bestehen. Das oben (Anm. 10) mitgeteilte Untersuchungsergebnis von Siefmann würde den Sachverhalt ganz zwanglos erklären: Da die hier vorliegenden Pfeilspitzen weder Bindelücken noch Schaftzungen besitzen, ist als Befestigungsmittel außer Sehnen oder Bast ein kittender Stoff (in unserem Falle Harz) erforderlich. Wurden nun die Pfeilspitzen getrennt von den Schäften in einem Beutel aufbewahrt, so überstrich man jede einzelne, um Beschädigungen zu vermeiden, mit einem Harz, das außen alsbald eine Isolierschicht bildete, die das Zusammenleben verhinderte (H. Dengler-Dresden). Das Harz war also in diesem Falle Schutzschicht (= Pfeilspitzen von Baden und Roghüllen). Wollte man andrerseits eine solche Pfeilspitze schäften, so diente das Harz der ehemaligen Schutzhülle dazu, den Bast oder die Sehne zu verkitten und zugleich die zwischen den Feuersteinpfeilspitzen und dem Holzschaft entstandenen Unebenheiten auszugleichen (= Pfeilspitze von Wardböhmen). H. Dengler-Dresden (Zwingermuseum), dem ich für seinen sehr ausführlichen Erklärungsversuch, der nunmehr durch den Fund von Wardböhmen bestätigt wird, und die verschiedenen völkertkundlichen Parallelen herzlich danke, macht mich darauf aufmerksam, daß u. a. F. Keller verschiedentlich die Befestigung der Pfeilspitzen durch *Erdpech* erwähnt (vgl. u. a. F. Keller, Die keltischen Pfahlbauten in den Schweizerseen. Zürich 1865, 4. Bericht, S. 27 u. Tafel III, Fig. 8 und 13. 6. Bericht, S. 251. 7. Bericht, Tafel XXIV, Fig. 16).

3. Der Grabfund von Vockel, Kreis Fallingb. ostel.

Wegen des Neubaus einer Straße von Wardböhmen nach Soltau mußten in den Monaten September bis November 1936 mehrere in den Gemarkungen Bedlingen (Kreis Celle) und Vockel (Kreis Fallingb. ostel) liegende Hügelgräber ausgegraben werden. So befand sich u. a. südwestlich des Langemannshofes und 600 bis 700 m süd-

lich der Wiezendorfer Straße eine von dem Straßenneubau in Mitleidenschaft gezogene Gruppe von 4 Hügelgräbern. Es sind die Gräber 16 bis 19 des Langemannshofes. Von



Textabb. 8.

diesen wurde das Grab 16 als ungefährdet nicht untersucht. Zwei Gräber (Nr. 17 und 19) waren vollkommen verwühlt und fundleer. Dagegen erbrachte Hügel 18 gute Beigaben der I. Bronzeperiode, über die heute zu berichten ist.

Das Hügelgrab war durch Sandabfahren auf der Ost- und Westseite (Textabb. 8) stark gestört. Von Norden nach

Süden hatte es einen Durchmesser von 17,7 m bei einer Höhe von 1,15 m. Es erwies sich als reiner Plaggenbau. In einer Tiefe von 0,5 bzw. 0,7 m wurden die kleinen Brandschichten I und II angetroffen, die nur Asche und Holzkohlen enthielten. Ungefähr in der Mitte des Hügels lag in 1,0 m Tiefe die annähernd ostwestlich gerichtete Bestattung. Die Leiche war in einem Baumfarg (Eiche) beigeseht worden, wie aus den erhaltenen Holzresten erkennbar war, und zwar mit dem Kopfe im Osten. Der Baumfarg war von einer Steinpackung (Tafel 20, a und b) von 2,5 m Länge und 0,8 bis 1,0 m Breite umgeben. Nachdem der Sarg größtenteils vergangen war, ist, wie Abb. b der Tafel 20 erweist, ein Teil der Umfassungsteine nach innen gestürzt.

Dem Toten waren folgende auf Tafel 21 dargestellte Gegenstände beigegeben:

- 1 Kurzschwert aus Bronze mit Ringnieten,
- 1 Randbeil aus Bronze,
- 1 kleiner dünner Bronzering (nicht abgebildet) und
- 6 geflügelte Pfeilspitzen aus Feuerstein.

Das verzierte Kurzschwert, dessen Griff vermodert ist, lag an der linken Seite des Toten mit der Spitze nach Westen. Leider war es infolge des Umstandes, daß die Steinumfassung z. T. nach innen gestürzt ist, in 6 größere und viele kleine Stücke zerbrochen. Auch sonst ist es schlecht erhalten, nur die stärkeren Bruchstücke haben noch einen Metallkern. Trotz dieses ungünstigen Erhaltungszustandes ist die Schwertform noch klar erkennbar. Der Griff ist mit 4 Ringnieten an der Klinge befestigt gewesen. Der Hestabschluß war halbkreisförmig. Die äußerste Spitze des Schwertes, viele Teile der Schneiden und ein Teil der Griffplatte, welche wohl nicht eingebellt war, sondern rund abschloß, fehlen. Die heutige Länge der erhaltenen Teile der Klinge beträgt insgesamt 24,4 cm. Ursprünglich ist das Schwert ohne Griff etwa 28 cm lang gewesen. Die obere Hälfte der Klinge ist beiderseits der verstärkten Mittelrippe mit je drei parallelen Linien verziert, von denen das äußerste Linienpaar durch eine deutlich eingepunzte Punkt-

folge besonders betont ist. Auf der Innenseite werden die Liniengruppen durch ein einfaches, oft nur noch sehr undeutlich erkennbares Band von kleinen Halbkreisbögen abgeschlossen (Tafel 21, 1; die Halbkreisbögen sind auf unserer Zeichnung deutlicher herausgearbeitet, als es auf dem Original der Fall ist).

An der linken Seite des Kopfes der Leiche lagen unmittelbar nebeneinander ein kleiner Ring aus plattgehämmertem Bronzeblech und ein Randbeil mit Überresten der Holzschäftung. Der nicht abgebildete Bronzering ist in viele Stücke zerbrochen. Er bestand aus einem dünnen, höchstens einen Millimeter starken abgeplatteten Bronzeblech (Innenseite flach, Außenseite schwach gewölbt) von 2 mm Breite.

Das Randbeil (Tafel 21, 2) besitzt eine stark geschweifte Schneide und geraden Nackenabschluß. Nacken und Schneide sind etwas beschädigt. Die Länge des Beiles beträgt 15,0 cm, die größte Breite nach der Schneide zu mißt 4,5 cm. Die größte Erhöhung der Ränder beträgt 0,3 cm. Die Schmalseiten des Beiles sind wenig gewölbt. Das Randbeil von Vodel besitzt die gleiche Form wie das im Grabe II von Sögel¹² gefundene Stück.

Außer diesen Bronzesachen sind die sechs auf Taf. 21, 3 bis 8 gezeigten sechs Feuersteinpfeilspitzen der für die ältere Bronzezeit üblichen Form gefunden worden. Eine dieser Spitzen (Taf. 21, 5) ist etwas mißglückt und eine andere (Taf. 21, 7) war zerbrochen.

Aus der Zusammensetzung der Beigaben ergibt sich einwandfrei, daß das Hügelgrab 18 von Vodel der I. Periode der Bronzezeit angehört. Der Grabinhalt stimmt ausgezeichnet mit dem des von Wegewitz¹³ veröffentlichten Hügelgrabes von Helmste, Kreis Stade, überein. Die Kurzschwerter von Vodel und Helmste gehören zu der verzierten Gruppe der Schwerter vom Typ Sögel. Auch die

¹² E. Sprockhoff, a. a. O. Abb. 1 b.

¹³ W. Wegewitz, Ein Grab aus der älteren Bronzezeit in der Feldmark Helmste, Krs. Stade. — Nachr. aus Niedersachsens Urgesch. Nr. 4, 1930, S. 67.

Randbeile von Helmste, Bodel und Sögel (Grab II) entsprechen einander durchaus.

Zu der gleichen Gruppe der verzierten Kurzschwörter auf niedersächsischem Boden scheint ein Kurzschwert oder Dolch mit 4 Ringnieten, rundem Klingen- und halbrundem Hefstabschluß von Bodeloh, Kreis Neustadt am Rübenberge¹⁴ mit Linienverzierung zu gehören.

Zusammenfassung.

Die aus der Sübheide stammenden drei Grabfunde von Baven, Bodel und Roghüllen-Wohlde ergänzen vortrefflich unser Wissen über die ältesten Schwertformen der Bronzezeit in Niedersachsen. Die Gräber gehören, wie die Beigaben ausfagen, sämtlich in den Endabschnitt der Periode I nach Kossinna-Montelius bzw. in den Anfang der Periode II der Bronzezeit (Per. II a nach Kossinna).

Zu Sprochhoff's Typ „Sögel“ gehört aus den Funden der Sübheide die schon früher gefundene Schwertklinge von Fallingbostel¹⁵. Hinzuläme nunmehr, wenn man die Bedenken wegen der oben erwähnten besonderen Gestaltung der Klingenränder beiseite läßt, daß außerhalb der eigentlichen Bestattung gefundene Kurzschwert von Baven, Grab 1 (Schwert Baven II).

Auch die verzierte Gruppe der Sögeler Schwertform ist in der Sübheide — durch den Grabfund von Bodel — vertreten.

Als gleichaltrig mit diesen Schwertformen dürfen die Dolche mit Ringkopfnieten angesehen werden, obgleich sie sich meines Wissens durch Beifunde noch nicht so einwandfrei belegen lassen wie die Schwörter. Derartige Dolche sind mir aus der südlichen Lüneburger Heide in drei Exemplaren bekannt. Von diesen sind 2 reine Ringkopfnietendolche, während der dritte Dolch 2 Ringkopfnieten und 2 Pflocknieten besitzt und den Beifunden zufolge schon der vollen Periode II angehört.

¹⁴ Landesmuseum Hannover, Inv.-Nr. 16 158. Zusammen gefunden mit dem geknickten Randbeil, Inv.-Nr. 16 159?

¹⁵ Landesmuseum Hannover, Inv.-Nr. 14 303.

Im Hermannsbürger Heimatmuseum befindet sich ohne nähere Fundangaben ein starker Dolch von 19,7 cm Länge (Tafel 22, a). Er ist, wie noch lebende Helfer bei der Ausgrabung mitteilen, vor etwa 30 Jahren von dem verstorbenen Pastor M. Harns bei dem Hofe Baderberg, Gem. Bonstorf (Textabb. 1) aus einem großen Hügelgrabe ausgegraben worden. Über Fundumstände und etwaige sonstige Beigaben waren nur unsichere Angaben zu erhalten. Von den ehemals vorhandenen 4 Ringkopfnieten des Dolches liegen noch zwei vor. Die Schneiden sind sehr stark beschädigt, es läßt sich daher über ihre Ausgestaltung nichts Einwandfreies aussagen.

Ein zweiter kleinerer Dolch, dessen Griffplatte weit ausladet und fast trapezoid anmutet (also gewisse Beziehungen zum zweiten Typ der niedersächsischen Schwertformen verrät), kommt aus Wohlde (Tafel 22, b). Er wird im Heimatmuseum Bergen, Kreis Celle, aufbewahrt mit der Bezeichnung „Wohlde, aus einem Hügelgrabe“. Weiteres ist darüber nicht bekannt. Er hat 4 Ringkopfnieten, einfachen dachförmigen Querschnitt und eine Länge von 11,5 cm.

Den dritten Dolch hat S. Hahne¹⁰ bei Wohlde ausgegraben. Es handelt sich um einen schlecht erhaltenen Dolchrest mit 2 inneren Ring- und 2 äußeren Pflocknieten und verstärkter Mittelrippe. Er stammt aus Hügelgrab A von Wohlde und lag zusammen mit 2 Goldspiralen, einem Absatzbeil vom nord. Typus, Bruchstücken von 2 niedrigen Manschettenarmbändern, einer Feuersteinspisspitze und einem Feuersteintrager. Aus den Beifunden geht hervor, daß diese Dolchform in der Periode II in Gebrauch war.

Von der zweiten niedersächsischen Schwertform der ältesten Bronzezeit war bislang nur das Exemplar von Steinkirchen, Kreis York, bekannt. Aus der Südheide kommen jetzt in dem Schwerte I von Baven (Tafel 17, 1) und dem von Roghüllen-Wohlde (Tafel 19, 1) zwei durch Beifunde gut belegte Vertreter dieser Waffenform hinzu.

¹⁰ S. Hahne, Bericht über die Ausgrabung von Hügeln bei Wohlde, Kreis Celle. Jahrbuch des Prov.-Mus. zu Hannover 1908/09, S. 59—67, Tafel XIII, 5.

Die Fundumstände des Schwertes von Steinfirchen sind unbekannt. Daher ist vorzuschlagen, die zweite Form der ältesten niederfächsischen Schwertter nach dem schönen Grabfunde von Rohhüllen, Gemarkung Wohlde, als „Typ Wohlde“ zu bezeichnen. Die Benennung nach dem Schwerte I von Baven zu wählen, scheint nicht ratsam, da diese Bezeichnung wegen des Fundes von zwei Schwerttern verschiedener Form in einem Grabe zu Irrtümern Veranlassung geben könnte.

Das wichtigste Unterscheidungsmerkmal der beiden Schwertformen „Sögel“ und „Wohlde“ liegt m. E. in der Ausgestaltung des Oberteils der Klinge. Beim Typ Sögel geht der Oberteil ganz allmählich in das eigentliche Klingenblatt über. Beim Typ Wohlde hingegen ist er fast trapezoid und gegen die Klinge schärfer abgesetzt. Es hat den Anschein, daß die Ausbildung der Klinge, d. h. ob die Schneiden geschweift sind oder nicht, weniger ins Gewicht fällt, es sei denn, daß möglicherweise geschweifte Klingenränder bei Schwerttern der Form Sögel häufiger anzutreffen sind als bei dem anderen Typ. Daß auch dem Typ Sögel die einfachere Ausbildung der Klingenränder nicht fremd ist, zeigt das zu dieser Form gestellte Kurzschwert II von Baven (Tafel 17, 2). Ebenso vielleicht, soweit die Wiedergabe des Schwertes diese Beurteilung zuläßt, das Kurzschwert von Barglan, Amt Wildeshausen¹⁷. Jedenfalls ist bei diesem Schwerte die Heftplatte schärfer abgesetzt als es sonst bei der Form Sögel üblich ist. Betrachtet man andrerseits die Griffplatte des Schwertes von Hambostel, Kreis Soltau (Textabb. 5), so kann es nicht ohne weiteres oder doch nur mit Bedenken zur Form Wohlde gestellt werden, weshalb es Sprockhoff (a. a. O.) ja auch weniger typisch nennt. Es scheint mir naheliegender und richtiger, Schwertter der Art von Hambostel, Barglan und Baven II, wie oben in der Anmerkung 4 angedeutet wurde, als Übergangsformen zwischen den beiden Haupttypen Sögel und Wohlde auszufordern.

¹⁷ Prähist. Zeitschrift XVIII, Abb. 5 a, S. 131.

Wir haben demnach für die älteste Bronzezeit im nördlichen Hannover mit folgenden Schwertformen zu rechnen:

1. Form „Sögel“,
(mit der Untergruppe der verzierten Schwertter),
2. Form „Wohldede“ und schließlich
3. mit Übergangsformen zwischen Form 1 u. 2.

Durch unsere Untersuchungen bronzezeitlicher Hügelgräber tritt immer deutlicher das von Sprockhoff betonte Sondergepräge der Bronzekultur Nordhannovers in Erscheinung. Es mischen sich hier in sehr bemerkenswerter Weise Formen, deren Ursprung zweifellos in Südwestdeutschland zu suchen ist, mit solchen des reinen nordischen Kreises. Auch Beziehungen zu Südostdeutschland bestehen, wie u. a. wieder der Fund einer Zargenkopfnadel in einem Hügelgrabe von Bonstorf, Kreis Celle, zeigte. Aber neben diese Beziehungen nach auswärts — hier spielt die Lage Nordhannovers hinein, die ihm den Charakter eines Zwischengebietes gab und in mancher Beziehung geradezu eine Vermittlerrolle zuwies — treten die bekannten selbständigen Schöpfungen der niedersächsischen Bronzekultur (Schwertformen, Fibel, Radnadel, Lanzenspitzen). Es wird die Aufgabe der künftigen Forschung sein, festzustellen, welche anderen Bronzesachen (sowohl an Schmuck als an Waffen) als bodenständige Schöpfungen der älteren Bronzezeitkultur Hannovers anzusehen sind. Das scheint mir beispielsweise für manche Dolchformen glaubhaft.

Ob auch manche Nadelformen, die man gewöhnlich von Süddeutschland herleitet, als ursprünglich niedersächsisch anzusehen sind, muß abgewartet werden. Man darf diese Möglichkeit nicht so ohne weiteres von der Hand weisen. Zeigen doch die Untersuchungen immer klarer, daß diese „Selbständigkeitsregungen“ schon in der älteren Bronzezeit erheblich sind.

Der Südbeide kommt hierbei (s. Textabb. 1) — wenigstens soweit es sich um den älteren Teil der Bronzezeit handelt — eine Bedeutung zu, die der des schon gut bekannten Almenaugebietes in keiner Weise nachsteht. Und zwar liegen genügend Gründe für die Annahme vor, daß

als Kerngebiet dieser Bronzekultur das fruchtbare Flott-
sandgebiet nördlich der Aller anzusehen ist, das sich vom
Bedlinger Holz bis an das Westufer der Derze erstreckt.
Als Blütezeit dieser Bronzekultur sind zweifellos die
Perioden I bis III zu betrachten. Schon gegen Ende der
Periode III ist ein allmähliches Abklingen bemerkbar.

Auf die hiermit zusammenhängenden Fragen der
Vollszugehörigkeit und der Bevölkerungsbewegung ein-
zugehen, liegt nicht im Rahmen dieses Berichtes¹⁸.

¹⁸ Für die Anfertigung der Zeichnungen von Tafel 17, Textabb. 5,
Textabb. 6 und Tafel 18, a u. b bin ich der Leitung des Landesmuseums
Hannover sehr zu Dank verpflichtet.

Die Untersuchungen auf der Hünenburg bei Borg (Kreis Fallingb. o. Stl.).

Von

Dr. Hans Biester-Hermannsburg.

Mit 4 Tafeln (23—26) und 2 Abb. im Text.

Etwa drei Kilometer nordöstlich Walzrode mündet von Norden her die Warnau in die Böhme. Zwischen beiden Flüssen erstreckt sich ein hochgelegener, bewaldeter Landrücken nach Süden bis unmittelbar an die Warnaumündung heran. Die Böhme und Warnau werden in ihrem Unterlaufe von weiten, breiten Wiesenauen begleitet, von denen sich die von den beiden Gewässern ausgepartete schmale Landzunge, der sogenannte „Hünenberg“, mit steilen Abhängen nach Osten, Süden und Westen scharf abhebt (siehe den Lageplan auf Tafel 23). Der Höhenunterschied zwischen der Hochfläche des Hünenberges und dem Durchschnittswasserspiegel der Böhme beträgt im allgemeinen 7 bis 8 Meter. Es ist nicht so sehr die verhältnismäßig geringe Höhe, die diesem Platze sein eigenes Gepräge gibt, als viel mehr die Steilheit seiner Abhänge, die noch dadurch unterstrichen wird, daß sein Fuß im Osten, Süden und Westen unmittelbar von den beiden Heideflüssen bespült wird. In vor- und frühgeschichtlicher Zeit waren diese Flußniederungen von unwegsamen Sümpfen und Erlenbrüchen eingenommen und bildeten so ein schwer überschreitbares Hindernis. Der Flurname des Wiesenlandes am Hünenberg heißt der „Hünenbruch“ bzw. „Die Hünenbruchwiesen“. Diesem natürlichen Schutz nach drei Richtungen hin, verbunden mit der Möglichkeit, stets gutes und trinkbares Wasser zur Verfügung zu haben, ist es zu verdanken, daß der Hünenberg schon seit den weit zurück-

liegenden mittelsteinzeitlichen Abschnitten der Vorzeit dem Menschen immer wieder zum Aufenthalt und zur Siedlung gedient hat. Zumal in gefährdeten Zeiten eignete sich dieser Platz als Zufluchtsort, da er nur von einer Stelle, nämlich von Norden her, bequem zugänglich war. Es brauchte also lediglich die Nordseite durch besondere Sicherungen abgeriegelt zu werden. So ist auch der Hünenberg in einer Zeit, als man in unseren Gegenden begonnen hatte, Erdbefestigungen in Gestalt von Wall und Graben anzulegen, durch solche Anlagen geschützt worden.

Die Wallanlagen auf dem Hünenberg, „die Hunen“ oder „Hünenburg“, sind lange bekannt. So berichtet hierüber *Duhme*¹ im „Neuen vaterländischen Archiv“ und nennt sie „aus dem Heidenthum vor Carl dem Großen herrührend“. Er hat als erster im Jahre 1826 etwa drei Fuß tief den Boden an einer Stelle untersucht, wobei er mehrere von einem verbrannten Balken herrührende Kohlenstücke und „aschenartige Erde“ auffand. Eine spätere Nachricht von der Hünenburg bei Borg bringt *Müller*² auf den Seiten 417 bis 419 seines „Berichtes über Alterthümer im Hannoverschen“. Eine kurze Erwähnung findet die Borger Befestigung bei *Schuchardt*³, der sie in das frühe Mittelalter stellt. *Müller* sowohl wie *Duhme* beziehen sich auf alte Sagen über eine Schlacht, die Zerstörung der Burg und die Gründung von Walsrode. Einige weitere Mittheilungen über sagenhafte Überlieferungen vom Hünenberge sind dem Verfasser von seiten Borger und Walsroder Einwohnern gemacht worden. Da ist zunächst eine Sage von der „goldenen Wiege“, die dort vergraben sein soll. Sagen von „goldenen Wiegen“ oder „goldenen Särgen“ werden bekanntlich von vielen Ortlichkeiten erzählt. Leider hat diese Sage auf dem Hünenberge zu vielfachen Raubgrabungen geführt, wodurch manche Zerstörung angerichtet

¹ *Duhme*, Die noch wenig bekannte Hunenburg, Neues vaterländisches Archiv, zweiter Band 1827, S. 256 ff.

² *Müller*, Bericht über Alterthümer im Hannoverschen. Alte Umwallungen und Schanzen. Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, Jahrgang 1870, S. 345 ff.

³ *E. Schuchardt*, Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen. S. 88.

worden ist. Eine zweite Sage berichtet von dem „Riesen von Borg“, der einst die Steine von Benzen auf ein Haus geschleudert haben soll. Schließlich sei noch eine Version der von D u h m e und M ü l l e r berichteten Sagen mitgeteilt. Nach dieser vollständigen Überlieferung mußte der auf der Hünenburg sitzende Graf, es soll Walo gewesen sein, seinen Wohnplatz auf der Burg aufgeben, ebenso mußte die Burg zerstört werden. Graf Walo habe all sein Hab und Gut, alles Wertvolle, auf seinen Wagen verladen, und beim Abfahren habe er den Schwur getan, dort, wo er stecken bliebe, wolle er sich ansiedeln. Das ist zum ersten Male gleich hinter Borg der Fall gewesen. Er kam jedoch wieder frei und fuhr sodann in einer Gegend, in der heute Walsrode liegt, endgültig fest. Der Ort, den er hier gründete, soll nach ihm „Walošrode“ genannt worden sein.

Im Jahre 1933 wurde auf dem Hauptgelände der Burg im Auftrage des Landesmuseums zu Hannover eine eingehende Untersuchung durch den Berichterstatter durchgeführt, deren Ergebnisse hier vorgelegt werden. Die Grabungen, die mit einigen Unterbrechungen in den Monaten Juli, August und Oktober 1933 stattfanden, wurden ermöglicht durch die hervorragende finanzielle Unterstützung und die äußerst rege Anteilnahme des Herrn Dr. ing. h. c. Oskar Wolff-Walsrode, wofür ihm auch an dieser Stelle herzlichst gedankt sei. Gleichfalls gilt unser Dank der Besitzerin des größten Teiles des Hünenberges, der Realgemeinde Borg, welche die Durchführung der Arbeiten erleichterte.

In der Nähe des Hünenberges und an den „Hünenbruchswiesen“ stoßen die Grenzen von vier Gemarkungen zusammen: 1. Im Norden und Nordwesten die Gemarkung Borg mit Cordingen; 2. im Nordosten die Gemarkung Honerdingen rechts der Böhme mit den Höfen von Ügingen, Elferdingen und Wendingen; 3. die Feldmark Honerdingen links der Böhme mit Meinerdingen und 4. Vorbrück mit Hilperdingen, einem alten Besitze der Herren von Mandelsloh.

Der Hünenberg (s. hierzu den Lageplan auf Tafel 23) trägt ein Kernwerk von länglich-ovaler Form. Im Norden

wird das Kernwerk des Hünenberges von einem Wall und einem davorliegenden sehr gut erhaltenen Graben begrenzt. Dieser Wall, den wir zum Unterschiede von den anderen Wallanlagen als den nördlichen Hauptwall bezeichnen wollen, zieht sich im Westen, auf dem Abhang an der Warnau entlang, in einem Bogen nach Süden. Er leitet jedoch nicht unmittelbar über zum Südwall, wie wir diesen Abschnitt bezeichnen wollen, der, außen von einem im Gelände noch schwach erkennbaren Graben begleitet, das Kernwerk im Süden abschließt. Die heute offenen Zwischenstücke im Osten und Westen zwischen den beiden oben genannten Hauptwallabschnitten waren sicher einst auch durch Befestigungen irgendwelcher Art gesichert. An der Ostseite ist auf dem Abhange eine kleine lang gestreckte Erhöhung bemerkbar, deren Untersuchung gleichfalls eine Aufgabe der Grabung war.

Im Norden wird das Kernwerk außerdem noch durch einen niedrigeren V o r w a l l gesichert, der etwa 75 m vom nördlichen Hauptwall entfernt, in einem weiten, nach Süden offenen Bogen verläuft. Auch den Vornwall begleitet außen ein flacher, jedoch noch deutlich erkennbarer Graben.

Man hat bei einem ersten Besuche des Hünenberges den Eindruck, daß die äußerste Südspitze die letzte Zufluchtsstätte darstellt, die nach Norden durch eine dreifache Wallanlage (Vornwall, nördlicher Hauptwall und Südwall abgeriegelt war. Jedoch ist diese Auffassung kaum aufrecht zu erhalten, wie die Grabungen erwiesen haben. Schuchh a r d t⁴ gibt nun in seinem „Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen“ noch einen weiteren Wall auf der aller-äußersten Südspitze an, der nach Norden, also in Richtung auf das eigentliche Kernwerk zu, von einem Graben begleitet sei. Als Entfernung werden 30 m mitgeteilt. Jetzt ist von diesem 4. Walle und dem davorliegenden Graben nichts mehr zu bemerken. Hier ist vor vielen Jahren von Borger Bauern eine Mergelgrube angelegt worden, die von einem idyllisch gelegenen tannenumkränzten kleinen Teiche eingenommen wird.

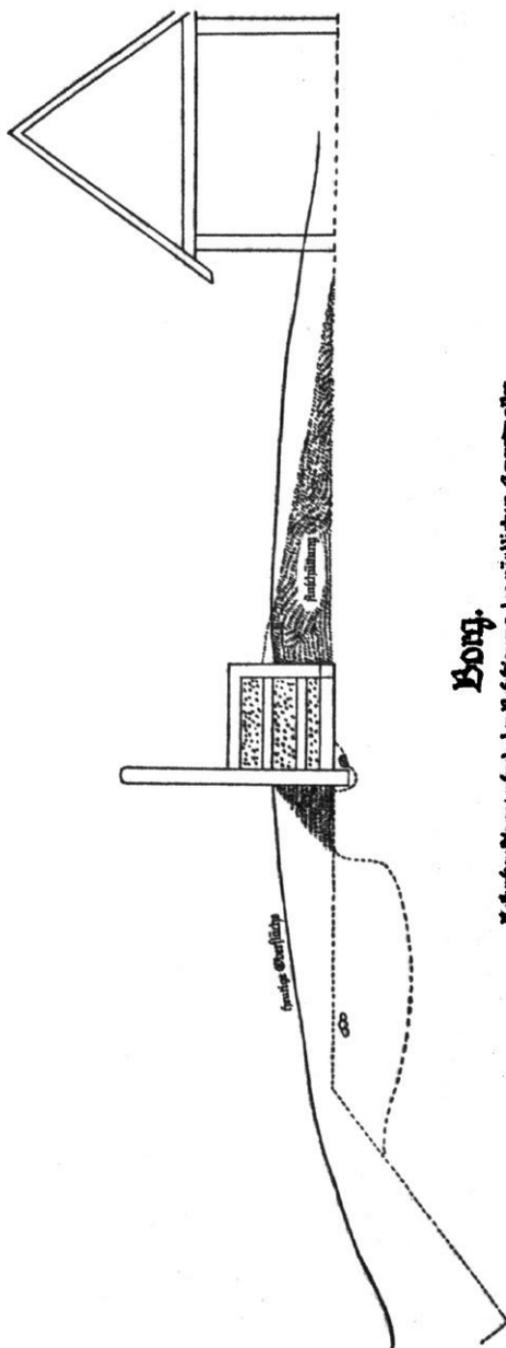
⁴ a. a. O. S. 88.

Das vom nördlichen Hauptwall und vom Südwalle umschlossene Kernwerk mißt von Norden nach Süden von Wallkrone zu Wallkrone etwa 79 m und in der Breite (von Abhang zu Abhang gemessen) meist 30 bis 40 m. Dieser Teil der Anlage hat also einen Flächeninhalt von etwa 1,25 Morgen. Der Flächeninhalt der Südspitze beträgt etwa tausend qm ($\frac{2}{5}$ Morgen), während der Inhalt des dem Kernwerk vorgelagerten Vorraums oder Außenwerks auf annähernd 2 Morgen zu berechnen ist. Rechnet man als Lagerplatz für eine römische Legion eine Fläche von 60 Morgen, so ergibt sich, daß das Kernwerk des Hünenberges etwa für eine starke Hundertschaft ausreichenden Platz besaß. Die ganze Befestigung einschließlich des großen Außenwerkes konnte also die dreifache Zahl, 300 bis 360 Mann, aufnehmen.

Unsere im Jahre 1933 durchgeführte Untersuchung erstreckte sich lediglich auf den der Realgemeinde Borg gehörenden Teil des Hünenberges, also im wesentlichen auf das eigentliche Kernwerk und die äußerste Südspitze.

Die Wallprofile.

Zunächst wurde in fast nord-südlicher Richtung westlich des Einganges durch den nördlichen Hauptwall ein drei Meter breiter Schnitt gelegt, der bis weit in den gewachsenen Boden hineinführte und eine Länge von 29 Metern besaß (Tafel 23, Fläche 1). Er durchschneidet den Graben, den Wall und einen Teil des im Innern der Befestigung belegenen Geländes. Unser Profil I auf Tafel 24 ist der Ostwand dieses Durchstiches entnommen. Die Lagerung des gewachsenen Bodens ist im allgemeinen klar verfolgbar durch das überaus markante Band des Bleichsand (B) mit der darunter folgenden schwarzbraunen Orfsteinschicht (C). Gehen wir vom Innern der Befestigung aus, so erkennen wir, daß bis kurz vor der Grabenböschung die Schichten B u. C mit der (in der Natur fahlgelben und durch starke Eisenstreifen gekennzeichneten) Flugsandschicht des Liegenden (D) fast ganz intakt geblieben sind. Weniger ist das der Fall bei der alten Humusschicht (A_1), welche die einstige Oberfläche darstellt. Stellenweise, besonders



Wasserturm.

Wasserleitungsnetz der Eisenbahn des nördlichen Spandauer
a. d. B. 1880.
Maßstab 1:200

Bl. 1.1

dort, wo im Innern die teilweise sehr starke Kulturschicht (oft 60—70 cm stark) auftrat (K), war eine Abgrenzung zwischen A_1 und K nicht möglich. Gut erkennbar dagegen war die alte Oberflächenschicht unmittelbar südlich des eigentlichen Wallkernes. Unter dem Wallkerne selber war eine von vermodertem Holz herrührende ziemlich starke dunkle Schicht zu beobachten, die als unterste Balkenlage eines Holz=Erde=Baues zu deuten ist (s. Rekonstruktionsversuch auf Abb. 1). Bei einem kleinen Gräbchen (S) von 80 cm oberer Breite, bei dem ein mannskopfgroßer Felsblock lag, bricht die Schicht A_1 unvermittelt ab. Auch der obere Teil des Bleichsandes ist an dieser Stelle in Mitleidenschaft gezogen. Nach Norden zu ist dann noch ein weiteres, etwa ein Meter langes Teilstück der alten Oberfläche erhalten. Sodann bricht die Schicht A_1 ebenso wie die Bleichsand- und Ortsteinschicht in einem scharfen Bruche ab. Es tritt hier ganz deutlich in Erscheinung, daß die ursprüngliche Schichtenfolge des Heidebodens an beiden Stellen gestört ist und zwar durch menschliche Einwirkung. Wie nämlich unsere Durchstiche gezeigt haben, haben diese Gräbchen zur Aufnahme eines vorderen Schwellenlagers gedient, auf welchen die vordere Pfostenreihe (P_1) einer Holz=Erde=Mauer gestanden hat⁵.

In einem Abstände von etwa 1,10 bis 1,20 m von P_1 entfernt, fanden sich die Überreste der hinteren Pfostenreihe (P_2) der ehemaligen Befestigung, die ebenfalls wie die vordere schräg nach hinten gestürzt war. Beide Pfostenreihen waren durch quergelegte Balkenlagen miteinander verbunden, deren Zwischenräume mit steinigem und Leh-

⁵ An Funden traten in den Schichten A_1 und B ziemlich häufige steinzeitliche Kulturüberreste auf, während solche in den Schichten C und D nur sehr vereinzelt beobachtet wurden. Es handelte sich um Werkzeuge und Absplisse, die meist der mittleren und jüngeren Steinzeit angehören. Keramikreste wurden nicht geborgen. Im weiteren Verlaufe der Grabungen zeigte sich, daß steinzeitliche Funde allenthalben auf dem Hünenberg vorhanden waren, besonders die Bleichsandschicht war häufig geradezu mit solchen (Werkstättfunden) angereichert. — Die für die Datierung der Wallanlagen bezeichnenden Funde traten in großer Zahl in der starken Kulturschicht K auf und vereinzelt in dem abgeschwemmten, vielfach mit humosen Streifen durchsetzten Erdmassen, welche den einstigen Spitzgraben ausfüllten. Über die Art dieser Funde wird unten kurz berichtet.

migem Sande (W) ausgefüllt worden waren. Bei unserem Profil I auf Tafel 24 traten nur drei dieser Balkenlagen in Gestalt stark humoser Zäpfchen in Erscheinung. Die Füllmassen zwischen den einzelnen Holzlagen sind beim Ausheben des Spitzgrabens gewonnen und auf den Wall hinauftransportiert worden. Ein Kontrollschnitt, der 17 bis 19 m weiter westlich durch den Hauptwall gelegt wurde (Fläche 2), bestätigte die Ergebnisse unseres ersten Hauptwallschnittes vollkommen. Bezüglich der Holz-Erde-Mauer zeigte sich bei dem hier nicht abgebildetem Profile aus Fläche 2 folgendes:

Die Pfosten der Holzversteifungen der Vorder- und Rückwand waren auch hier auf Schwellenlagern errichtet. Nur war hier die vordere Schwelle nicht in einem Gräbchen eingelassen, sondern lag der alten Oberfläche direkt auf. Das ist wohl deswegen geschehen, weil die ehemalige Oberfläche sich der Warnau zu ein wenig absenkt. Um einen geraden Bau zu ermöglichen, mußte infolgedessen auf der höher gelegenen östlichen Fläche ein flacher Graben eingetieft werden. Deutlicher als bei dem Profile der Tafel 24 kamen die Überreste der quergelegten Balkenlagen, welche Vorder- und Rückwand verbanden, um dem Bau eine größere Festigkeit zu verleihen, bei der Aushebung der Fläche 2 heraus. Der innere Aufbau der Befestigung kam hier in dem Wechsel zwischen gelb gefärbten steinigen Sanden und dunklen von Holz durchschossenen Teilen deutlich zum Ausdruck.

Die beiden Schnitte durch den nördlichen Hauptwall gaben sehr schön die einstige Konstruktion dieser alten Befestigung wieder. Der Rekonstruktionsversuch auf Abb. 1 mag das verdeutlichen:

In einem Abstände von annähernd 1,20 m voneinander wurden zwei Schwellenlager errichtet, auf der senkrecht die Vorder- und Rückwand auf starken Pfosten sich erhob. Schon die beiden Schwellenlager waren anscheinend durch eine Lage von kurzen Querbalken, die vermutlich mit den Schwellen verzapft waren, miteinander verbunden, wie sich aus der bei der Grabung mehrfach beobachteten Verstärkung der unteren Humusschicht ergab.

Hierauf wurde eine Schicht steinigen und vielfach lehm-
durchmengten Sandes darüber geschüttet und festgestampft.
Auf diese Füllerbeschicht folgte nunmehr eine zweite Balken-
lage, wiederum Erde und so fort. Diese Wechsellage von
Holz und Erde ist ja schon mehrfach bei alten Wallanlagen
festgestellt worden. Es ist anzunehmen, daß die Vorder-
wand, wie auf unserer Rekonstruktion zum Ausdruck ge-
bracht wird, höher hinaufreichte als die Rückwand^o, so daß
ein kleiner Wehrgang von etwa 1,20 bis 1,40 Breite ent-
stand. Die Vorderwand des Baues ist außen durch eine
starke Anschüttung von lehmigem Sande und Plaggenlagen
verstärkt worden. An der Rückwand befand sich ebenfalls
eine, jedoch wesentlich stärkere, Aufschüttung, die hier zu-
meist aus gröberen Sanden und Plaggenstücken bestand.
So erhielt der Bau eine starke Stütze, und zugleich wurde
dadurch ein bequemer Aufstieg auf den Wehrgang ermög-
licht. Ob diese Aufschüttung im Innern bis zur Höhe der
Rückwand reichte, kann mit Sicherheit nicht gesagt werden.
Ich möchte es für die Anlagen auf dem Hünenberge nicht
annehmen, vielmehr glauben, daß sie nur bis zu einer ge-
wissen Höhe hinaufreichte. Es blieb sodann ein kleiner
Absatz, der vielleicht durch Auftritte oder kurze Leitern
überwunden werden mußte. Auf dem in unserer Fläche 2
sichtbar gewordenem Profile des nördlichen Hauptwall'es
ist nämlich hinter der eigentlichen Holz-Erde-Mauer ein
kurzer, schräg nach vorwärts gerichteter, vermoderter
Balkenrest aufgetreten, der entweder als Schrägstütze oder
als Teil eines alten Aufganges zu deuten sein wird.

Die heutige Lage der Holzversteifung der Vorder- und
Rückwand gibt Aufschluß darüber, wie die Zerstörung des
alten Bauwerkes vor sich gegangen ist. Es muß zunächst
festgehalten werden, daß die in den tieferen Erdschichten
stehenden Holzteile nicht verbrannt, sondern vermodert
sind. Daß die Hölzer der Holz-Erde-Mauer unter Luft-
abschluß (wie in einem Kohlmeiler) verkohlt worden
wären, dafür konnten Beweise nicht beigebracht werden.
Es muß allerdings mit der Möglichkeit gerechnet werden,

^o Der Höhenunterschied zwischen Vorder- und Rückwand ist auf
der Abb. 1 mit etwa 1,50 m angenommen worden.

daß wenigstens ein gewisser Teil der oberen Abschnitte des Bauwerkes einem Brande zum Opfer gefallen ist, da sich in den nach dem Inneren des Kernwerks zu abgetragenen Massen (es handelt sich um einen Teil der auf Tafel II zwischen A und A₁ liegenden Schichten) des öfteren größere und kleinere Holzkohlenstücke befanden; diese entstammen möglicherweise den oberen Schichten der Holz-Erde-Mauer. Der weitere Einsturz der Baureste hat sich sodann in folgender Weise abgespielt:

Im Laufe der Zeit schwemnten unter dem Einflusse von Wind und Wetter (vielleicht auch unterstützt von Menschenhand) immer größere Teile der die Rückwand stützenden Aufschüttung nach innen, so daß die Wand ihre Stütze verlor und schräg nach innen fiel. Bei dieser Gelegenheit riß die Verzäpfung mit den quer gelegten Balkenlagen, und die Massen des Füllmaterials (W) sackten in den durch das Umfallen der Rückwand entstandenen größeren Raum nach. Hierdurch wurde wiederum die Vorderwand in Mitleidenschaft gezogen und stürzte gleichfalls nach innen. Wegen der Lagerung der Füllerde und infolge des Haltes, den ihr noch die Querbalken⁷ verliehen, bekam die Vorderwand eine weniger schräge Lage wie die Rückwand.

In dieser Stellung fielen die noch vorhandenen organischen Teile der Bauruinen schließlich der Vermoderung anheim. Im großen und ganzen hoben sich die durch Vermoderung der Balken usw. hervorgerufenen dunklen Bodenverfärbungen von den meist helleren (gelben, grauweißen oder rötlichen) Sanden der Umgebung recht gut ab.

Bevor wir auf die Anlage des Grabens und der Verme eingehen, wollen wir noch einen Blick auf das dem Südwallabschnitt entnommene Profil der Tafel 24 werfen. Der Schnitt (Tafel 23, Fläche 12) ist ebenfalls in nord-südlicher Richtung und zwar in einer Breite von 2,50 m und einer Länge von 28 m durch den Graben, den Wall und einen Teil des hinter dem Walle gelegenen Geländes ge-

⁷ Daß die restlichen Teile der Querbalken noch mit der Vorderwand zur Zeit des Einsturzes verzapft waren, während ihre Verbindung mit der Rückwand schon unterbrochen war, geht mit aller Deutlichkeit aus unseren Profilen (vgl. Tafel 24) hervor.

führt worden. Die Abfolge des ursprünglichen Heidebodenprofils (alte Humusschicht H_1 mit dem Bleichsande B, dem Ortsteinband C und der Flugandschicht D im Liegenden) tritt auch auf diesem Schnitt deutlich in Erscheinung. Wenn wir von der Nordseite ausgehen, so wird die Schichtenfolge zunächst unterbrochen durch eine etwa 4 m breite Störung (F). Diese ist verursacht durch eine der vor vielen Jahren verschiedentlich vorgenommenen Raubgrabungen, welche meist der Suche nach der „goldenen Wiege“ der Sage dienen⁸. Keine der Raubgrabungen hat soviel Unheil angerichtet wie gerade diese, durch welche die Fundamente eines wichtigen verbrannten Holzbauwerks vollkommen zerstört worden sind. Südlich dieser Störung ist die alte humose Oberfläche (A_1) an zwei weiteren Stellen durch kleine Gräbchen (S) unterbrochen. Es handelt sich hier um zwei in einem Abstand von etwa 1,30 bis 1,40 nebeneinander herlaufende, annähernd parallele sogenannte „Ballisadengräbchen“, wie wir sie von der Limesforschung her kennen. Vermutlich hat der Südwall dereinst eine ähnliche Befestigung besessen wie der nördliche Hauptwall. Allerdings sind hier die Überbleibsel der Pfostenreihen der Vorder- und Rückwand nicht oder nur recht undeutlich beobachtet worden. Auch fehlten die Bodenverfärbungen, die auf einmalige Lagen von Querbalken hindeuteten. Es scheint hier also keine Wechsellagerung von Erde und Holz vorgelegen zu haben, sondern eine einfachere Bauweise angewendet zu sein. Eine solche einfachere und wohl auch etwas weniger standfeste Befestigungsweise ließ sich hier aus dem Grunde rechtfertigen, weil die nach Süden gerichtete Front des Südwalles den für die damalige Zeit hervorragenden natürlichen Schutz der Flüsse und Sümpfe besaß, eines Schutzes, den die offene Nordseite gänzlich entbehrte.

In zwei Gräbchen waren Schwellenlager eingelassen, auf denen sich die Holzversteifungen der Außen- und

⁸) Der Südwall weist übrigens eine Fülle derartiger Störungen auf, durch welche das einst den Wall bildende Erdreich weit auseinander gebreitet wurde, so daß die ehemalige Wallform im Gelände nur recht unklar zu erkennen ist.

Innenwand erhoben. Auch bei der Südwallbefestigung ist die Anlage eines Wehrganges angenommen worden. Der Zwischenraum zwischen Vorder- und Rückwand wurde mit Sand ausgefüllt und höchstwahrscheinlich oben durch eine mit beiden Wänden verzapfte Balkenlage abgeschlossen. Dieser obere Balkenabschluß mit Verzäpfungen in der Außen- und Innenwand war deshalb notwendig, weil sonst die senkrechten Holzversteifungen durch den Druck der Füllerde auseinandergetrieben worden wären. Nach dem Innern des Hünenberg-Kernwerks zu wurde die Rückwand der Wallbefestigung wiederum durch eine Aufschüttung von ziemlich bedeutenden Massen von Sand- und Blaggenlagen (die untere Schichtenfolge von H auf Tafel 24) abgestützt. Ob die Außenwand eine ähnliche Stütze durch eine kleine Aufschüttung besaß, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden, ist jedoch auch nicht unbedingt zu verneinen. Die Südwallbefestigung ist nämlich auf einer sehr durchlässigen Flugsandschicht errichtet worden, die hier bedeutend stärker ausgebildet war als in der Gegend des nördlichen Hauptwalles. Aus diesem Grunde besaß der Bauuntergrund des Südwalles an sich schon eine geringere Standfestigkeit als der des Nordwalls. Es sind große Teile der Berme und umfangreiche Massen der Südwallbefestigung nach Süden in den Graben abgestürzt. Es ist also verständlich, daß eine etwaige Aufschüttung vor der Außenwand nur vermutet, nicht aber bewiesen werden kann.

Schon sehr frühzeitig, d. h. während der Belegung der Burg, muß man mit einer solchen Absturzgefahr gerechnet haben. Denn man hat, wie die Untersuchung der Flächen 12 und 14 lehrte, ihr entgegenzuwirken versucht, indem man in gewissen Abständen vor der Außenwand senkrechte Stützpfeiler in den Boden ramnte (Tafel 26). Die Freilegung der Flächen 12 und 14 verdient besondere Aufmerksamkeit. Sie verfolgte den Zweck, über den Verlauf der Palisadengrübchen und somit über das Fundament der Südwallbefestigung Aufklärung zu geben. Die als Schwelienlager dienenden Grübchen hoben sich von dem umgebenden Bleichsande durch ihre dunkle, fast schwarze Verfärbung sehr schön ab. Nach Osten waren sie nur eine kurze Strecke

weit zu beobachten, da ihr weiterer Verlauf durch eine der Raubgrabungen gestört war. Glücklicher lagen die Verhältnisse im Westen des Südwallschnittes. Hier war ihr Verlauf bis zu der nach Nordnordwesten umbiegenden Ecke gut zu verfolgen. Die Bordervand verlief demnach nach Westen noch etwa 3 m geradeaus, bog dann für eine Strecke von 1,20 m Länge in stumpfem Winkel nach Westnordwesten um und schließlich in einem schärferen Knick nach Nordnordwesten. Vor der Bordervand wurden nun sieben Pfostenlöcher beobachtet, in denen einst Stützbalken zur Sicherung der Befestigung standen. Am ersten Knick standen sogar zwei Stützen dicht nebeneinander. Ein Teil der Stützpfosten war, wie sich aus den edigen Bodenverfärbungen ergab, behauen, während bei den übrigen wohl Rundhölzer verwandt worden sind.

Viel Kopfzerbrechen verursachte der Verlauf des inneren (nördlichen) Gräbchens. Wie die Abb. 2 deutlich macht, gabelt es sich westlich des Südwallschnittes in zwei Sondergräbchen, indem das eine eine westsüdwestliche Richtung einschlägt, während das andere Gräbchen seine annähernd westliche Richtung beibehält. Der nunmehr mittlere Strang löst sich in mehrere starke, runde Pfostenlöcher auf und vereinigt sich schließlich mit dem Gräbchen der Bordervand. Der nördliche Strang dagegen, der gleichfalls mehrere Stützen aufweist, bricht in der Nähe einer gestörten Stelle unvermittelt ab. Das Erdreich zwischen diesen beiden Strängen zeigt eine dunkle Lönung, ohne jedoch die der eigentlichen Gräbchen zu erreichen. Vermutlich hat die eigentliche Südwallbefestigung nur bis hierher gereicht. An ihre Stelle trat dann weiter nach Norden ein einfacher Verbau bzw. eine doppelte Palisadenreihe, deren Spuren auf dem westlichen Ende der Grabungsfläche 6 zum Vorschein kamen.

Die Gräben und Vermen.

Die Gräben, von denen der den nördlichen Hauptwall begleitende im Norden, der den Südwall flankierende im Süden des Walles liegt, sind deutlich als Spitzgräben ausgebildet (Tafel 24). Ihre Umriffe hoben sich dank

der meist dunkler gefärbten Füllerde (E) recht gut von dem umgebenden nicht umgelagerten Erdbreich ab. Der Graben des Hauptwalles durchteuft fluviatil geschichtete Schotter und Sande (L) und bringt in der Richtung auf die Warnau zu in das Liegende des ganzen Schichtenkomplexes, den Geschiebelehm, ein. Im Gegensatz hierzu erreicht der Südwallgraben nicht einmal die Schicht L, ein Beweis für die Mächtigkeit der Dünenfande an dieser Stelle. Bei dem nördlichen Hauptwallgraben ist es wahrscheinlich, daß er in einer schon von der Natur vorgebildeten kleinen Delle angelegt worden ist, deren Sohle zu einem Spitzgraben ausgearbeitet wurde. Der Höhenunterschied zwischen der eingetieften Sohle und der ehemaligen Oberfläche war beträchtlich, nämlich fast drei Meter. Die Berme lag annähernd zwei Meter über der Grabensohle.

Auch bei dem Südwallgraben sind die Höhenunterschiede dank dem Umstand, daß der Wall mit seinen Aufbauten auf einer alten Dünenaufrichtung errichtet wurde, bedeutend: Die Grabensohle liegt hier 2,80 bis 3,00 m unter der alten Oberfläche, auf welcher die Wallbefestigung sich erhob. Bergewärtigt man sich bei diesen Maßen, daß die Aufbauten auf den Wällen allein schon mehrere Meter hoch waren, so wird augenscheinlich, daß der Hüenberg zu einem für die damalige Zeit außerordentlich festen Bollwerk ausgestaltet worden ist.

Aus den Profilen und unseren Rekonstruktionen ist ersichtlich, daß sowohl beim nördlichen Hauptwalle wie beim Südwall zwischen der Holz-Erde-Mauer und dem Graben eine Berme von verschiedener Breite vorhanden war. Sie kann beim Südwall höchstens 1 bis 1,50 m breit gewesen sein und ist heute, wie oben schon angedeutet wurde, zum größten Teile abgerutscht. Die Berme der nördlichen Hauptwallbefestigung besaß ursprünglich etwa eine Breite von 4 Metern. Augenscheinlich ist ein Teil der vor der Vorderwand der Holz-Erde-Mauer errichteten Aufschüttung von Lehm und Sand schon frühzeitig auf die Berme hinabgeschwemmt worden, wie sich aus der Struktur der auf der Berme liegenden Bodenschichten ergibt. Man hat dann, wie der Augenschein lehrt, die Berme ein wenig verkürzt

und ein weiteres Abschwemmen des Bodens dadurch zu hindern versucht, daß man die Berme durch eine Steinpackung (St auf Tafel 24), die teilweise noch heute recht gut erhalten war, sicherte⁹.

Die Befestigungen auf der Ost- und Westseite.

Der nördliche Teil der Westseite des Hünenberges wird noch durch ein Stück des nördlichen Hauptwalles geschützt, der, nunmehr allerdings schwächer ausgebildet, eine fast südwestliche Richtung einschlägt. Da eine direkte Verbindung mit dem Südwalle jedoch nicht besteht, war zu untersuchen, ob und welche Sicherung auf diesem wallfreien Zwischenstücke vorhanden war. Diesem Zwecke diente die Aushebung der Grabungsfläche 6. Besondere Funde traten nicht auf. Dagegen wurden auf dem westlichen Teil der Fläche zwei Reihen von Pfostenlöchern festgestellt, die in einem Abstand von 50 cm voneinander und etwa gleichen Zwischenräumen von Norden nach Süden über die Fläche verliefen und deren Verlängerung auf das nach Nordnordwesten umbiegende Ende des Südwalles auftraf. Die doppelte Pfostenreihe ist als Überbleibsel einer ehemaligen starken Palisade aufzufassen.

Die Untersuchungen der Flächen 8 und 9 auf der Ostseite brachten bezüglich einer hier vermuteten Palisade oder eines Verhaues ein negatives Ergebnis. Dagegen ist hier eine kleine Aufschüttung bemerkbar (Tafel 23). Bei der Freilegung der beiden Flächen stellte sich heraus, daß 40 cm unter der rezenten Humusschicht eine alte Oberfläche vorhanden war. Möglicherweise liegt hier der Rest eines kleinen Erdwalles vor. Es muß allerdings auch in Betracht gezogen werden, daß es sich hier um eine ältere Flugsandverwehung handeln könnte. Wahrscheinlich ist das jedoch nicht. An sich besaß die Ostseite durch ihren

⁹ Ich vermute, daß es sich um dieselbe Steinpackung handelt, die Duhme auf Seite 260 seines Berichtes als „Mauer“ bezeichnet. Die Tiefenlage dieser Packung entspricht im Profil I der Tafel 24 allerdings nicht den Angaben Duhme's. Die Unterschiede können jedoch in der verschiedenen Stärke der Einebnung begründet sein.

steilen Abhang und die unmittelbar an ihrem Fuße vorbeifließende Böhme einen guten natürlichen Schutz, zumal wenn man sich den Abhang durch ein dichtes Gestrüpp von noch heute dort wildwachsenden Hasel- und Dornbüschen, Brombeeren und wildem Hopfen gesichert denkt.

Die Tore.

Am Borwall hat eine Untersuchung noch nicht stattgefunden, da das betreffende Gelände nicht mehr zum Besitze der Realgemeinde Borg gehört. Ob das in den Borraum führende Tor auf der Ost- oder Westseite gelegen hat, darüber kann Abschließendes noch nicht gesagt werden. Schuchhardt¹⁰ nimmt das Tor auf der Ostseite an. Es besteht jedoch auch die Möglichkeit, daß es sich auf der Westseite befand, wo genügend Platz für eine solche Anlage war. Überdies hätte ein Tor auf der Westseite den Vorteil gehabt, daß ein etwa eingedrungener Feind beim Ansturm auf das Tor des Kernwerkes dem Verteidiger die unbeschildete rechte Seite bot.

Auch das Tor des Kernwerkes konnte nicht untersucht werden, da hier ein Fahrweg hindurchführt. Es ist unzweifelhaft, daß es an der Ostseite gelegen hat. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die auf dem Westabhang ehemals vorhanden gewesene Befestigung südlich der aufgehobenen Fläche einen Durchlaß gehabt hat, der zur Warnau hinabführte (Biehtränke). Die Geländebeziehungen lassen das jedenfalls als möglich erscheinen. Die Einbuchtung an der Warnau (Tafel 23), auf welcher die Grabungsfläche 10 liegt und durch welche das Ende des Südwalles in Mitleidenenschaft gezogen wurde, ist sehr jungen Datums und zur Zeit der Anlegung der Warnauwiesen infolge von Sandentnahme entstanden. Auch in der Nähe der Fläche 7 ist Boden für die Wiesen entnommen worden.

Die Hausreste und Funde.

Der Auffindung alter Hausgrundrisse dient vornehmlich die Untersuchung der Grabungsflächen 4, 5, 13 und 15.

¹⁰ Schuchhardt, a. a. O. S. 88.

Bei den Flächen 5 und 13 (auf letztere kommen wir noch zurück) war das Resultat negativ. Die Untersuchung der Fläche 5 ist durch die Bergung von zahlreichen verholzten Eichelkernen bemerkenswert. Die Eichelkerne lagen sämtlich dicht zusammen. Ihre Fundanordnung läßt mutmaßen, daß sie in einem vermoderten Behälter aus Holz, Leder oder Tuch gelegen hatten, der vom Sande überweht wurde.

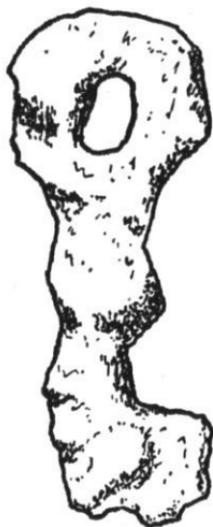


Abb. 2. $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

Überreste ehemaliger Gebäude, deren Ausdehnung infolge der vollkommenen Zerstörung der Anlagen jedoch nicht festgestellt werden konnten, fanden sich auf der dem nördlichen Hauptwall nächst benachbarten Fläche 4. Lediglich der Herd (ein Pflaster von rundlicher Form) war noch sicher zu lokalisieren. Die Herdsteine wiesen starke Brandspuren auf und waren bedeckt mit Asche, Holzkohlen und Gefäßscherben. Eine Fülle von Scherben, die sämtlich zu Kugeltöpfen früher Form gehören, lag in einer meist nicht allzugroßen Entfernung vom Herde. Desgleichen eine große Anzahl von Bruchstücken eines Mahlsteins (Lava aus der Gegend von Maria Taach). Die Gefäßreste, welche

auf und zwischen dem Herdsteinen aufgefunden wurden, waren dickwandig, sehr grob gebrannt und stark mit Quarzkörnern durchsetzt. Sie gehörten vermutlich zu einem Feuerstülper. An Eisenresten wurden mehrere nicht mehr identifizierbare Stücke und ein kleiner verrosteter Schlüssel geborgen, dessen Umrißzeichnung unsere Abb. 2 wiedergibt.

Pfostenlöcher wurden nicht beobachtet. Offenbar waren die Häuser auf Schwellen errichtet, von denen ein vollkommen verkohltes Teilstück von etwa 2,00 m Länge und 25 cm Dicke noch in ursprünglicher Lagerung angetroffen wurde. Im übrigen waren die Anlagen durch Feuer von Grund auf zerstört. Angaben über die Größenverhältnisse des Hauses können infolgedessen nicht gemacht werden. Sicher ist nur, daß es sich um rechteckige Häuser handelt. Ihre Ausmaße müssen ziemlich bedeutend gewesen sein, da die Aschen, Kohlen und sonstigen mit Erde vermengten Schuttmassen stellenweise eine tiefdunkle Schicht von 70 cm Mächtigkeit bildeten. Reste von Hüttenlehm wurden nicht gefunden. Es scheint sich also um reine Holzbauten zu handeln.

Ein großes gleichfalls aus Holz¹¹ aufgeführtes Gebäude hat sicher am Südwall gestanden, wie sich bei der Aushebung des Südwallschnittes auf der Fläche 13 ergab. Leider waren hier durch Raubgrabungen die wichtigsten Teile des Grundrisses vollkommen vernichtet worden. Das ist sehr zu bedauern. So sind uns die wertvollsten Einzelheiten über die Art dieses Blockhausbaues verloren gegangen. Auch dieses Gebäude ist einem Feuer zum Opfer gefallen. An den nicht zerstörten Stellen maß die Brandschicht (Asche, Holzkohlen, verkohlte Balken und durchglühter Sand) 1 Meter und darüber. Funde an Metallsachen, Gefäßscherben oder sonstige Stücke, die auf Hausrat hindeuteten, wurden hier nirgends gefunden. Diese Tatsache ist beachtlich: Das hier einstmalig vorhanden gewesene Gebäude hat nicht als Wohnhaus, sondern einem anderen Zwecke gedient (Ausguck?).

Mardellen gibt es auf dem Hünenberge nicht. Eine dort vorhandene Vertiefung, die man als eine solche an-

¹¹ Die Suche nach Hüttenlehm verlief auch hier ergebnislos.

sehen könnte, stellte sich als ein Teil des Südgrabens heraus. Auf der im südlichsten Raum angelegten Fläche 15 sind irgendwelche mit der Burg in Zusammenhang zu bringende Bauten nicht aufgefunden worden. Hier wurden nur drei kleine Wohngruben angetroffen, die der mittleren Steinzeit angehören und zwar, wie die Funde ausweisen, dem Spättardenoisien¹². Aus dem südlichen Teile der Grabungsfläche 15 wurden ferner noch außer einer kleinen Brandstelle eine große Zahl von spätlatènezeitlichen Scherben geborgen, die sich zu einem großen Gebrauchsgefäß ergänzen ließen (Tafel 25): Vermutlich hat also auch eine der Zeit um Christi Geburt angehörende Siedlung hier bestanden. Scherben desselben Alters fanden sich in den Grabungsflächen 8 und 9, wo sie unter der unteren Humusschicht lagen. Hieraus ist zu folgern, daß die Aufschüttung bzw. Aufwehung, auf die oben eingegangen wurde, nach der Spätlatènezeit erfolgt sein muß. Die übrigen Funde aus dem Kernwerk der Burg, insbesondere aus der Fläche 4, sind in das 7. bis 9. Jahrh. nach Chr. zu datieren. Aus der Mächtigkeit der Kulturschicht und den Funden wird deutlich, daß die Burg längere Zeit bestanden haben muß und bewohnt gewesen ist. Die Hünenburg bei Borg dürfte u. E. als Wohnsitz einer sächsischen Edelingsfamilie aufzufassen sein, der im 9. oder spätestens im Laufe des 10. Jahrhunderts nach Chr. zerstört worden ist.

Aus den starken Brandresten ergibt sich, daß alle bei der Untersuchung erfaßten Gebäude, sowohl im nördlichen wie im südlichen Teile des Kernwerkes, verbrannt worden sind.

Abschließend sei kurz auf die Frage eingegangen, ob die Zerstörung im Gefolge einer Kampfhandlung vor sich gegangen ist, oder ob sie auf eine gewöhnliche Feuerbrunst (Blitzschlag usw.) zurückgeführt werden kann. Einem auf

¹² Ein sehr bemerkenswerter Fund trat in der bei der Grabung angeschnittenen Schottertschicht, deren Ablagerung zeitlich in den Zyklus der Saale-Bereisung gehört, in Erscheinung. Es ist eine breite Klinge, von braungrünlicher Patina bedeckt, ein auf Grund der Form und der Lagerverhältnisse unzweifelhaft in das Altpaläolithikum zu datierendes Werkzeug. Über dieses Fundstück wird demnächst in einem anderen Zusammenhang berichtet werden.

dem Gelände der Burg stattgehabten Kampfe widerspricht die Tatsache, daß bei den gesamten recht ausgedehnten Grabungen nicht ein einziges Bruchstück einer Waffe geborgen worden ist. Dieser Befund widerspricht einem Kampfe an Ort und Stelle. Möglich bliebe immerhin, daß ein Kampf in einer benachbarten Gegend auch über das Schicksal der Hünenburg bei Borg entschieden hat. Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß diese Geschehnisse mit den Auseinandersetzungen zwischen den Sachsen und Franken in Verbindung stehen. Die Anwesenheit der Franken in jener Gegend liegt ja bei der Nähe des damals wichtigen Ortes **B e r d e n** durchaus im Bereiche der Möglichkeit.

Nachwort zu dem Berichte des Dr. Piezker über seine Grabung auf dem Hünenberg bei Borg.

Von

Dr. Oskar Wolff = Walsrode.

Man kann aus Dr. Piezker's Berichte mit Sicherheit folgern, daß diese Burg im Laufe kriegerischer Vorgänge zerstört worden ist, sei es, daß sie im Kampfe erstürmt wurde, oder daß die kriegerische Entscheidung an anderer Stelle schon gefallen war, und diese feste Burg dann von den Siegern nicht weiter geduldet, sondern zerstört wurde. Der Umstand, daß Waffen oder Reste von solchen bei der Grabung nicht gefunden sind, kann eine Erstürmung der Burg nicht als ausgeschlossen erscheinen lassen.

Es ist den Funden nach zweifellos, daß die Burg in der Zeit der Sachsenkriege Kaiser Karls zerstört wurde. Sie ist sehr wahrscheinlich der Sitz eines sächsischen Gau- grafen und zugleich die Fluchtburg für die Bewohner der näheren Umgebung gewesen.

Der Hünenberg, der seit Zerstörung der Burg nicht mehr besiedelt gewesen ist, war nach den Gepflogenheiten der karolingischen Verwaltung als Sitz eines Gau- grafen nicht geeignet, weil er zu weit ab von Verkehrswegen liegt. Dagegen liegt der Ortsteil Cordingen der Gemeinde Borg, etwa 2 km vom Hünenberg entfernt, an einem alten Wege- zuge, der von Walsrode nach Norden führt, und wir finden schon im frühen Mittelalter Cordingen als den Sitz eines Gau- grafen, welchem ein etwa 15 km langer und 6 km breites Gebiet westlich der hier von Norden nach Süden fließenden Warnau und Böhme unterstand. Es reicht von der Ortschaft Uhrsien im Norden über Walsrode hinaus bis Benzen im Süden und umfaßt 10 jetzige Gemeinden. Dieses Gebiet, zu dem auch Walsrode bis zur Stadt-

werdung 1383 gehörte, wurde das „Gericht Cordingen“ genannt.

Das Gau grafen-Amt dieses „Gerichtes“ ist bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts erblich gewesen in der jetzt noch auf dem Hofe Cordingen, dem sog. Lihofe (= Lingsstätte), dem größten Hofe der Gemeinde Borg, sitzenden Familie Hogrefe (= Gogrefe). Dieses Geschlecht stammt wahrscheinlich ab von dem ersten, um 800 von den Franken eingesetzten Gau grafen, als welche teils fränkische, teils sächsische Edeling e ernannt wurden. Um 1600 ward dem Gogrefen des Gerichtes Cordingen sowohl als auch denen der angrenzenden „Gerichte“ Boitzen und Wählingen durch die Einrichtung von mit Berufsbeamten besetzten Amtsvoigteien der größte Teil ihrer richterlichen und polizeilichen Befugnisse entzogen, und es blieb ihnen in der Hauptsache nur die Mitwirkung bei einigen vermögensrechtlichen Angelegenheiten der zu „Gerichten“ zusammengefaßten Gemeinden. Die Amtsbezeichnung „Gogrefe“ fiel dann fort, blieb aber bei den Cordingern als Familienname haften.

Für das Gericht Cordingen handelte es sich zuletzt nur noch um eine Mitwirkung bei der Verwaltung der Sparkasse Fallinghofstel, welcher die Gemeinden des Gerichtes im Jahre 1857 als Garanten beigetreten waren. Von dem sogenannten Nebenanlage-Vermögen, das eine Art von Reseruefond der Sparkasse darstellte, stand ihnen ein Anteil zu, und die jährlichen Einnahmen hieraus wurden zu Beihilfen bei den Armenlasten und zur Unterstützung des Gemeinde-Wegebau es verwendet.

Durch die Inflation der Jahre 1920—24 ist dieser Reseruefond der Sparkasse Fallinghofstel verloren gegangen, und bei der Neuorganisation der Sparkassen im Jahre 1934 ist die bisherige Haftung der Garantie-Verbände, also auch die des Gerichtes Cordingen, aufgehoben.

Damit ist dann der alt-sächsische Gau Cordingen und sein Nachfolger, das Gericht Cordingen, aus dem öffentlichen Leben verschwunden und stellt nur noch eine historische Erinnerung dar, die sich an die alten Burgwälle auf dem Hünenberg bei Borg knüpft.

Worms!

*Die Nach-
kommen des
Gaugrafen
im 1600
waren in
voll Spar-
kassen-
die Hoffen!*

Lag das alte Schezla im wendischen oder sächsischen Gebiet?

Eine Frage an die Vorgeschichtsforscher.

Von

Dr. Heinr. Miesner, Hannover.

Mit 2 Karten im Text.

Carl Schuchhardt hat in seiner „Vorgeschichte von Deutschland“¹ den 805 im Diederhofener Kapitular Karls des Großen erwähnten Ortsnamen „Schezla“ neu zu deuten versucht. Er hält es für „wahrscheinlich“, daß Schezla eine ältere Bezeichnung des Ortes Zeetzl gewesen sein könnte und bringt dies in einer Kartenskizze, die auf die drei Elbübergänge Karls Bezug nimmt, sinnfällig zum Ausdruck. Nach Schuchhardts Ansicht werden die drei Stellen noch betont durch die Handelsplätze im Sachsenlande, denen Karl der Große durch Verordnung von 805 den Verkehr mit den Slaven freigegeben hatte: „Der erste ist Magdeburg hinter dem Übergang von Wolmirstedt, der zweite Schezla, wahrscheinlich das heutige Zeetzl bei Lüchow hinter dem Hühbeck, und der dritte Bardowick dicht hinter Artlenburg.“

Da diese Ansicht Schuchhardts durchaus von älteren Anschauungen abweicht, ist es vielleicht nicht ohne Nutzen, das über „Schezla“ vorliegende Material nunmehr zu sichten und zusammenzustellen und dadurch, soweit es möglich ist, dem bereits im Jahre 1910 von Wilh. Ohnesorge geäußerten Wunsche nachzukommen². Auf dem Wege zu diesem Ziel werden einige neue Gesichtspunkte hervortreten.

¹ Berlin 1934, Seite 323.

² W. Ohnesorge, Zur Deutung des Namens Lübeck. 1910. — Der Verfasser fordert im „Nachtrag“ eine Sonderuntersuchung über „Schezla“.



Schuchhardts Skizze:
Das Slavenland zur Zeit Karls des Großen.

Allgemein bekannt wurde der Ortsname Schesla, als 1835 von den Monumenta Germaniae historica der erste Band der Gesetzsammlungen erschien, der das genannte Kapitulare enthält. Eine unauffällige Anmerkung zu der nachfolgend mitgeteilten Verordnung des Kaisers gab schon damals Veranlassung, unsere Frage zu stellen, die nunmehr länger als 100 Jahre in der Schwebe geblieben ist².

„Den Handelsleuten, die bis zu den Landstrichen der Slaven und Waren vordringen, wohin die einzelnen in

² Wir geben nur die Übersetzung des lateinischen Textes, auch bei den übrigen Quellenzitaten.

ihren Geschäften reisen müssen — d. h. die Teile Sachsens bis hin nach Bardaenowic, wo Hredi, und bis nach Schezla, wo Madalgaudus Aufseher ist, und bis nach Magadoburg, wo Aito die Amtsgewalt hat, und bis Erpessfurt, wo Madalgaudus die Aufsicht ausübt, und bis nach Halaztat, wo ebenfalls (item) Madalgaudus die Aufsicht hat, (ferner) bis Foracheim und Breem-berga und Ragenisburg, wo Audulfus, und bis nach Lauriacum, wo Warnarius sein Amt hat — ist verboten, Waffen und Panzer zum Verkaufe mitzuführen. Wenn man aber (dennoch) feststellt, daß sie (die Handelsleute) Waffen mitführen, soll ihnen ihr Hab und Gut genommen werden, und es soll die Hälfte dem Pfalzgrafen verfallen, die andere Hälfte zwischen dem kaiserlichen Sendboten und dem Finder geteilt werden.“

Perkz, der Herausgeber, hat folgende auf die Ortsnamen bezüglichen Anmerkungen hinzugefügt:

Bardaenowic = Bardowiek; Schesel in ducatu Luneburg (Schesel im Herzogtum Lüneburg); Erpessfurt = Erfurt; Halaztat bei Bamberg; Foracheim = Forchheim; Lorch an der Enns.

Da wir uns mit dem Text genau befassen müssen, richten wir zunächst unsern Blick auf die Überlieferung. Der Herausgeber berichtet darüber in der lateinisch geschriebenen Einleitung:

„Das in dieser großen Urkunde enthaltene Gesetz wurde auf dem Reichstag in Diefenhofen erlassen, wo der Kaiser in den Monaten November und Dezember 805 und im Januar und Februar des folgenden Jahres sich aufhielt. Veröffentlicht wurde es zuerst nach der Tegernseer Handschrift von Amerpach, alsdann von Sirmond und Valuze. Freilich standen keinem von ihnen so viele Hilfsmittel zur Verfügung wie uns, die wir außer den Handschriften, in denen die Capitularia Langobardica enthalten sind, nämlich die Manuskripte von St. Paul ⁴, der Codex Chifianus, die Handschriften von La Cava [Codices Cavensem], die der Ambrosiana⁵, die Florentiner, Lon-

⁴ Kloster St. Paul in Kärnten.

⁵ Mailand.

doner, Wiener, Veroneser Handschriften und die Ausgaben von Muratori und Valuze, außerdem noch die folgenden benutzt haben:

1. Handschrift Nr. 4629 der Nationalbibliothek zu Paris — 9. Jahrhundert.
- 1b. Codex Gudianus der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel — 9. Jahrhundert.
2. Handschrift der Nationalbibl. zu Paris — unter den Supplementa latina Nr. 303 — nach der Bezeichnung aus dem 9. Jahrhundert.
- 2b. Handschrift Nr. 4628A derselben Bibliothek, scheinbar von der vorigen abgeschrieben — 10. Jahrh.
3. Codex Augustaeus der Herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel — 9. Jahrh.
4. Handschrift Nr. 4995 der Nationalbibliothek zu Paris — 9. Jahrh.
- 4b. Codex Tegernsee der Münchener Staatsbibliothek — 10. Jahrh.
5. Codex Blankenburg der Herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel — 10. Jahrh.
6. Handschrift der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha — 11. Jahrh.
7. Handschrift der Nationalbibliothek zu Paris — unter den Supplementa latina Nr. 75 — nach der Bezeichnung aus dem 10. Jahrhundert. Mit dieser stimmen Codex S. Vincentii von Metz, Codex Vaticanus und Codex Navarricus, die von Sirmond und Valuze benutzt wurden, überein. Übrigens hat Valuze auch die Corbeier und unsere Pariser Handschrift Nr. 2 benutzt.“

Über die Persönlichkeit des Vitus Amerpach kann ich nichts Genaueres mitteilen, der von ihm veröffentlichte Druck stammt aus dem Jahre 1545. Sirmond (1569—1651) war ein französischer Jesuit und Beichtvater Ludwigs XIII., Muratori (1692—1750) kennen wir als italienischen Gelehrten, und Etienne Valuze (1630—1718) als französischen Geschichtsschreiber und Bibliothekar Colberts.

Besondere Beachtung verdienen neben den bereits mitgeteilten Anmerkungen die verschiedenen Lesarten der ein-

zelen Handschriften. Wir entdecken nämlich, daß die Schreibform Schesla wahrscheinlich von dem Franzosen Baluze übernommen ist; denn nach den oben nummerierten Handschriften ergibt sich folgender Befund:

1: sedzela; 1 b: schzela; 2: (heredita)skaesla; 2 b: hredi et ad slesla; 3. skaesla; 4. fehlt; 4 b: skesba; 5: kesla; 6: skerba; Baluze: schesla. —

Leider war es bisher noch nicht möglich, Photokopien der verschiedenen Manuskriptteilchen, die den Namen „Schezla“ enthalten, zu beschaffen. Eine nochmalige Nachprüfung der Lesarten bleibt aber unerläßlich, auch wenn wir uns von vornherein sagen, daß die Herausgeber der M. G. gewissenhafte Arbeit geleistet haben. Jedenfalls muß man die Frage stellen: Hat Baluze die Lesart Schezla in den unter Nr. 7 genannten Handschriften gefunden oder hat er, der im 17. und 18. Jahrhundert lebte, sie konstruiert? Dürfen wir den günstigsten Fall annehmen, daß die unter Nr. 7 genannten Manuskripte unsern deutschen Gelehrten wirklich vorgelegen haben?

Der Meinungsstreit über die Lage Schezlas mußte beginnen, als 1846 Spruner in seinem „Historisch-geographischen Atlas“ auf der Karte von der Teilung des karolingischen Reiches Schezla mit Celle gleichsetzte.

Zunächst war es Hermann Dürre, der (1857) seine Zweifel über beide bisher vertretenen Ansichten äußerte⁶. Er vermutet: „Schezla muß doch wohl näher an der Elbe, etwa in der jetzigen Altmark, gelegen haben.“

Nach ihm stellte dann Wigger 1863 in seiner Abhandlung über den Bischof Berno von Schwerin die Frage⁷: „... Lag Schezla vielleicht an dem Cateminer Bach zwischen Dalenburg und Hitzacker (also Neuhaus gegenüber)?“ Dieser Autor bezog sich dabei auf den 1840 veröffentlichten dritten Band der Grimmschen „Weistümer“, wo es auf Seite 229 in einer Niederschrift über das „Holtung des

⁶ Braunschweigs Entstehung und städtische Entwicklung bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts. 1857.

⁷ Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Gesch. u. Altertumskunde 1863, Seite 28.

Waldes zu Berschampe⁸ aus dem Jahre 1503 heißt: „van deme beke by Chatemyn, genamet de Schezell . . .“

Die bestimmte Frage Wiggers griff 1871 der Meckl. Strelitzsche Staatsminister W. Freiherr v. Hammerstein auf⁹. Er hielt den Fund Wiggers für „sehr interessant“, da er sich „in aller Weise als wohlbegründet bestätigte“ und versuchte nachzuweisen, daß Schezla an dem Schezell-Bache bei der Darzhauer Fähre gelegen haben müsse¹⁰, zeigte sich aber wohl allzukühn in der Wortableitungsreihe: Gzesz = nyma = Schezla = Catemin.

Noch in demselben Jahre (1871) erschien in Förstmanns „Altdeutschen Ortsnamen“ (1. Auflage) die Notiz: „Schezla: Vielleicht Scheeßel an der Wümme“; doch schloß sich schon Christian Hofmann 1874 in seiner Schrift über den „Urnenfriedhof bei Darzau“ der Ansicht Wiggers wieder an, vermerkt jedoch: „Im Volke ist gegenwärtig jede Erinnerung an den Namen Scheeßel verschwunden“.

1880 kam die dritte Auflage von Spruners „Historischem Atlas“ in der Bearbeitung von Menke heraus. Darin ist Schezla von Celle nach Scheeßel gerückt, freilich ist die neue Lokalisierung mit einem Fragezeichen versehen.

Desterley verzeichnet unter seinen „Ortsnamen aus dem Mittelalter“ 1883 Schezla als „unbekannt“. Alfred Boretius, der im gleichen Jahre die Capitularia regum Francorum besorgte, deutet die Ortsnamen von 805 folgendermaßen: Bardowiek; Schesel bei Celle (Schesel prope Celle); Magdeburg; Erfurt; Halazstadt bei Bamberg [heute nicht mehr vorhanden]; Forchheim; Pfreimt; Regensburg; Lorch an der Enz.“

1886 setzte G. Droysen in seinem „Allgemeinen historischen Handatlas“ auf der Karte des Karolingerreiches Schezla wiederum an die Stelle von Scheeßel und zwar ohne Fragezeichen.

In der ersten Auflage von Mühlbachers Ausgabe der Böhmerschen „Regesten des Kaiserreichs unter den Karo-

⁸ Heute Warscamp bei Blekede am linken Ufer der Elbe zwischen Lüneburg u. Hahacker.

⁹ Jahrbücher des Vs. f. meckl. Gesch. 1871, S. 107—110.

¹⁰ Nach v. Hammerstein müßte auch eine Gleichsetzung Schezla-Schleswig ausgesprochen sein, aber wo?

lingern“ (1889) erschien folgende Festlegung der Ortsnamen: „Bardowiek; Scheffel zwischen Bremen und Lüneburg; Magdeburg; Erfurt; Hallstadt nördlich von Bamberg; Forchheim; Bremberg nordöstlich von Regensburg; Regensburg; Lorch.“

1903 erschwerte B. Kühnel nochmals die Beantwortung unserer Frage. Er teilte nämlich in seinen „Slavischen Orts- und Flurnamen im Lüneburgischen“ mit, daß es im Amte Gifhorn bei Rästorf und Westerbeck eine Flur „Auf dem Scheffelberge“ gäbe. Kühnel dachte dabei noch nicht an Schezla, wie seine ergänzende Abhandlung aus dem Jahre 1907 beweist: „Finden sich noch Spuren der Slaven im mittleren und westlichen Hannover?“ Denn im Schlußwort dieses Büchleins beschäftigt er sich ausdrücklich mit „Schezla“, dessen Lage er „immer noch als unbestimmt“ bezeichnet, und stellt dabei fest: „W. v. Hammerstein und Hofmann überzeugen nicht“. Kühnel betrachtet die Frage von einem höheren Gesichtspunkt aus, kommt es doch ihm bei der Untersuchung darauf an, „ob je Slaven zwischen Elbe und Weser gefessen haben“. Nachweislich sind sie vorgeedrungen bis Müden an der Aller, wo der hl. Bernward von Hildesheim 1013 Münsburg gegen sie erbaute, „doch können sie ihre Züge gelegentlich auch noch weiter nach W. und SW. ausgedehnt haben“. Hamburg wurde 1066 von ihnen verwüstet, slavische „Rundlinge“ (Dorfanlagen) gibt es oder gab es nach Kühnel bis über das linke Weserufer hinaus.

1908 erschien die zweite Auflage von Mühlbachers Regesten, ohne imbezug auf Schezla (Seite 186) eine Änderung gegenüber der ersten gebracht zu haben. Im Jahre darauf aber machte sich Ludwig Büdmann die Angaben Kühnells zunutze¹¹ und kam zu folgendem Schluß: „Wenn Karl der Große 805 zwischen Bardowiek und Magdeburg zum Grenzverkehr mit den Slaven den Ort Schezla bestimmt, so ist dieser keinesfalls an der Elbe zu suchen, auch

¹¹ Was bedeutet der Name Lüneburg? Jahresbericht des Johanneums zu Lüneburg 1909.

an Scheeßel oder Celle ist natürlich auch nicht zu denken; die Völkergrenze weist uns vielmehr in die Gegend von Gifhorn; dort kommt bei Kästorf der Flurname „auf dem Scheffelberge“ vor, und nicht weit davon liegt bei Westerbeek die alte Sassenburg, gegen die Wenden erbaut und erst 1701 eingeebnet. Dort ist zwischen Aller und Moor der passartige Übergang aus dem Gau Greetinge nach dem von Slaven überfluteten Gau Derlingen an der Mündung der Ise.“

Den Kühneltchen Angaben folgte 1910 ebenfalls Wilh. Ohnesorge in der eingangs erwähnten Schrift: „Zur Deutung des Namens Lübeck“. In einem Nachtrag dazu über das westlichste Vorkommen der von ljubu (lieb) abgeleiteten geographischen Namen wendet sich der Verfasser auch unserm Gegenstande zu. Ohnesorge möchte wohl Scheeßel als das alte Schezla anerkennen, weist aber daneben auf Mundsburg hin. Schließlich macht er die Beantwortung der Frage davon abhängig, ob der Name der Waldung Lübbig bei Pattensen (Winsen a. d. L.) als eine zweifellos slavische Bezeichnung nachgewiesen werden könne, weil damit bewiesen wäre, „daß die Slaven vorübergehend bis zur Wümme gewohnt haben müssen, liegt doch der Lübbig bei Pattensen nur 45 km östlich von Scheeßel an der Wümme.“ In diesem Zusammenhang gewinnen für ihn die Gesetze gegen die Wenden in Lübeck (1143), Lüneburg (1409) und Hamburg (1466/69) Bedeutung.

1916 gab Jellinghaus die zweite Auflage von Förstemanns „Altdeutschen Ortsnamen“ heraus. In Spalte 776 wird dort Schezla in Verbindung mit den Jahreszahlen 805 (Schezla), 1205 (Scesle) und 1503 (Schezell) genannt. „Die Etymologie ergibt sich“ nach Jellinghaus „aus Scheßlich, Bezirksamt Bamberg, welches im 8. Jahrh. Schehezelize heißt und nach Hey slavisch s-chazelice, Sammelort, ist.“

Schuchhardt steuerte 1934 in seiner Deutung auf ein ganz bestimmtes neues Ziel los. Seine Ansicht kennen wir bereits, und wir gehen nunmehr zu unserer eigenen Stellungnahme über.

Da Jellinghaus auf den Ortsnamen Scesle aufmerksam gemacht hat, verfolgen wir zunächst diese Form in den Urkunden und beginnen mit dem angegebenen Jahre 1205¹². In der Urkunde ist zwar dieses Jahr nicht genannt, doch stammt sie, wie v. Hodenberg in seinen „Verdener Geschichtsquellen“ angibt, aus dem Todesjahr des Bischofs Rudolf, wird doch der Nachfolger Iso hier noch als Propst bezeichnet; sie wird also in der Zwischenzeit der Sedisvakanz abgefaßt sein, d. h. kurz vor dem 29. Mai 1205. Die Urkunde hat für unsern Fall insofern besondere Bedeutung, als durch sie zur Gewißheit erhoben wird, daß 1205 bereits in Schesle ein Archidiaconat vorhanden war, also gleichsam eine Superintendentur. In der Urkunde heißt es:

Hic premissis annectimus quod prepositura Bardewicensi et hiis archidiaconatibus Suthrem. Scesle. Holdenstede. Hetvelde. Solceneshusen. Bevenhusen. Modestorpe nullum extra parietes ecclesie incorporare presumat et ecclesie dispendium caveat.

Dem Vorstehenden fügen wir hinzu, daß keiner sich vermessen soll, etwas von der Propstei Bardowiek und ihren Archidiaconaten Sottrum, Scheskel, Hollenstedt, Hittfeld, Salzhausen, Bevensen und Modestorf (bei Lüneburg, jetzt Stadtteil) unserer Kirche zu entfremden, damit diese vor Schaden bewahrt bleibe.

Im Jahre 1231 werden in einer Urkunde des Bischofs Lüder wiederum aufgezählt: prepositura in Bardwic, archidiaconatus in Holdenstede, in Bevenhusen, in Modestorp, in Salceneshusen, in Hetvelde, in Suthrem und in Scesle. Und noch 1288 (22. Dez.) nennt Herzog Albert von Sachsen urkundlich als Gografscap: Verda, Dorverden, Snewerdinge, Vislehovede et Scesle. Wahrscheinlich ist erst im 14. Jahrhundert die Form Scesle verschwunden, denn späterhin heißt der Ort Scheslo und schließlich Scheskel; daneben kommt in einer Bremer Urkunde von etwa 1200 die Form Schiesle vor.

¹² Bei Jellinghaus fälschlicherweise 1203.

Wenden wir uns von diesen Urkunden aus dem Text des Kapitulars wieder zu, so fällt uns bei Betrachtung der Lesarten auf, daß zweimal die Form „Skaesla“ vorhanden ist neben einem Skesba und der Hauptform Schezla, die wir in erster Linie Valuze verdanken. Lesen wir S-chezla, wozu wir sicherlich berechtigt sind, so könnten wir Skaesla als ursprüngliche Namensform ansehen. Wann sich die Umwandlung des sk zu s-ch und sch vollzogen hat, ist sprachgeschichtlich schwer zu entscheiden, sie fand wohl auch, je nach der Gegend und der zugehörigen Mundart, früher oder später statt, wie die Bremer Form Schiesle beweist. Jedenfalls kam in diese Entwicklung erst um das 14. Jahrhundert völlige Klarheit. Nun ist aber kaum von der Hand zu weisen, daß die Form Seesle, die wir durch drei Urkunden belegt haben, mit der älteren Form Skaesla oder Skesla in Verbindung gebracht werden muß, denn die Änderung des Endvokals stimmt durchaus mit den Gesetzen der Sprachentwicklung überein, wird doch allgemein angegeben, daß um 1150 die Abschwächung der Endvokale (hier a zu e) abgeschlossen war, und die erste der soeben erwähnten Urkunden, die zweifelsfrei das heutige Scheeßel bezeichnet, stammt aus dem Jahre 1205.

Schuchhardt hat sich scheinbar von geographischen Gesichtspunkten leiten lassen, wozu vielleicht der Aufsatz v. Hammersteins beigetragen hat und der Vokalgleichklang der Namen Schezla und Zeepel. Letzteres liegt im richtigen „Wendlande“, und der Name ist sicherlich slawisch. Nach Lehners Werk über „Die Slaven in Deutschland“ (1902) tritt der Ortsname Zeepel erst 1244 zum ersten Male urkundlich auf — ob in der heutigen Schreibform, wird leider nicht gesagt. Das bisher gefastete Material im Staatsarchiv zu Hannover bietet keinerlei Handhabe, den Ortsnamen Zeepel sprachgeschichtlich mit Schezla in Verbindung zu bringen, kommen doch wahrscheinlich dabei als ursprüngliche Namensformen solche mit anlautendem G oder Y in Frage. Kühnells Angaben lauten:

„Zeepel — 1380/52 tho Yesne, 1360 to Yesne, 1 hof to dem Yesne; Meihen II 481: 1244 Jeezle (?) — scheint nach dem 1. hof weit östlich

vorbeifließenden Flusse Jezele benannt zu sein, zu altflavisch: jasenu (Esche); Ortsnamen: tschechisch Jaseně (Bach), polnisch Jasiela (Bach), hier ebenso: Ort am Eschenbach. (Noch als Rundbau erkennbar.)“

Das Fragezeichen Kühnells hinter Jezele bedeutet, daß man nicht weiß, nach welcher Stelle Meitzen zitiert hat. Dieser gibt zwar an: Riedel, Codex diplomaticus Brandenburgensis Register, doch findet sich der Ortsname Jezele weder im Ortsnamenregister noch unter 1244 im chronologischen Register.

Die Kühnellsche Ethymologie auszuwerten, muß vorläufig noch der Zukunft überlassen bleiben.

Wie aus den weiter oben mitgeteilten Äußerungen hervorgeht, haben sich die Forscher immer wieder bemüht, eine einigermaßen regelmäßig verlaufende „Slavengrenze“ durch Verbindung der im Kapitulare genannten Orte herzustellen. Becker-Dillingen geht neuerdings im Schlußkapitel seiner „Quellen und Urkunden zur Geschichte des deutschen Bauern“ 1935 (Seite 703) sogar so weit, von einem Handelsweg zu sprechen, der sich von Regensburg im Süden über Magdeburg und Schezla bis Bardotwiel hingezogen habe. Wenn wir nun auch ganz allgemein eine Verbindungslinie zwischen den genannten Orten als Slavengrenze gelten lassen, so möchten wir doch darauf aufmerksam machen, daß diese Einzelorte genau so gut besonders exponierte Punkte bezeichnen konnten, die nach Kenntnis des Kaisers in oder vor Unruheherden lagen. — Sodann ist, um Scheeßel an die Elbe zu versetzen, auf die von Karl namhaft gemachten Personen hingewiesen worden, besonders auf die dreimalige Wiederholung des Namens Madalgaudus (bei Schezla, Erfurt und Hallstatt). Beweist nun aber schon unsere Abhandlung, daß sich Ortsnamen überall wiederholen können, so müssen wir für Personennamen diese Möglichkeit in weit höherem Maße zugeben. Warum sollen wir nicht mindestens z w e i Grenzwächter Madalgaudus auf der langen Nordstrecke annehmen, von denen der Amtsbezirk des südlichen, wie ja auch das Wörtlein item anzudeuten scheint, Erfurt und Hallstatt umfaßte, während doch der nächst nördlichere Bezirk Magdeburg Aito unterstand.

Ton und Nachdruck liegen in unserm Kapitulare-Abschnitt meines Erachtens durchaus auf dem Worte **W a f f e n h a n d e l**, nicht so sehr auf den geographischen Angaben. Das beweisen auch die geschichtlichen Ereignisse; wollte doch Karl durch seine Anordnung jede Art von Waffenhandel und Waffenschmuggel unterdrücken, denn Sachsen war, obwohl 804 das Ende des 32 jährigen Krieges erreicht war, nur erst äußerlich bezwungen. Das Jahr 804 spielt nun in der Geschichte Karls des Großen eine wichtige Rolle, ja, wir dürfen sagen: die geschichtlichen Ereignisse von 804 haben geradezu das Kapitulare zum Teil veranlaßt. Lassen wir daher die Quellen sprechen.

In den Annalen von Saint-Amand ist notiert (M. G. SS. I. S. 14):

804. Kaiser Karl zog in Begleitung seiner Kinder mit den Franken ins Sachsenland und befahl, daß von den Sachsen einige getötet, andere über sein ganzes Reich zerstreut werden sollten.

Der Bericht der Chronik aus Moissac lautet (M. G. SS. I. S. 307):

Im Sommer des Jahres 804 brach Kaiser Karl mit einem großen Frankenheer auf, begab sich ins Sachsenland und zog über die Aller (ultra Alaram) nach dem Orte Oldonastath (Hollenstedt). Hierher kam Thrasucho, der Fürst der Abotriten, und überbrachte ihm viele Geschenke. Darauf schickte der Kaiser seine Scharen in (die Gaue) Wimodia, Hostingabi und Rosogabi, um deren Bewohner aus ihrem Vaterlande wegzuführen. Auch brachte er jene Sachsen, die jenseits der Elbe wohnten, außer Landes und verteilte sie nach Belieben über sein Reich. Hernach kam der Kaiser sehr befriedigt ins Frankenland zurück und begab sich nach Aachen, dem königlichen Wohnsitz. Dort verbrachte er den Winter und feierte das Osterfest.

Einhard's Annalen (M. G. SS. I. S. 191):

Der Kaiser brachte den Winter in Aachen zu. Im Sommer aber zog er mit seinem Heere nach Sachsen und

führte alle Sachsen, welche jenseits der Elbe und in Wihmuodi wohnten, mit Weib und Kind ins Frankenland ab und gab die Gawe jenseits der Elbe den Abobriten.

Zu derselben Zeit kam Godofrid der Dänenkönig mit seiner Flotte und der ganzen Ritterschaft seines Reiches nach Sliesthorp (= Schleswig) auf der Grenze seines Gebiets und Sachsens. Er hatte nämlich versprochen, zu einer Unterredung mit dem Kaiser zu kommen, aber er ließ sich durch den Rat seiner Leute abhalten, weiter zu gehen. — Der Kaiser lagerte zu *H o l d u n f t e t i* (Hollenstedt) an der Elbe, ließ von da eine Gesandtschaft an Godofrid abgehen wegen Auslieferung der Überläufer und kam um die Mitte Septembers wieder nach Köln zurück.

Die Forscher Annalen (M. G. SS. I S. 191):

Der Kaiser brach von Aachen auf und begab sich nach Pfalz *N e u m a g e n*. Hier brachte er den Frühling zu und feierte daselbst auch Ostern. Zu Anfang des Sommers lehrte er nach *A a c h e n* zurück und schickte ein Heer nach Sachsen ab. Er setzte über den Rhein und hielt die allgemeine Versammlung der Franken zu *E i p p s p r i n g e*. Von da rückte er durch Sachsen und schlug ein Lager auf an dem Orte, der *H o l d o n s t a t* heißt. Hier erschienen auch die Fürsten der Slaven. Nachdem deren Angelegenheiten beraten und Beschluß darüber gefaßt war, setzte er den *T r a s i k o* als König über sie. — Von da schickte er Heeresabteilungen durch die verschiedenen Teile Sachsens und riß sowohl das treulose Volk jenseits der Elbe, als die in *W i g m o t i*, welche durch mancherlei böse Anschläge das Volk der Sachsen vom Weg der Wahrheit abgelehrt hatten, von ihren Sizen los, ließ sie samt Weib und Kind mit Gottes Beistand nach weisem Ratichluß auf verschiedenen Wegen aus Sachsen bringen und verteilte sie, ohne daß sein Heer den geringsten Verlust erlitt, über Gallien und andere Teile des Reiches¹⁸.

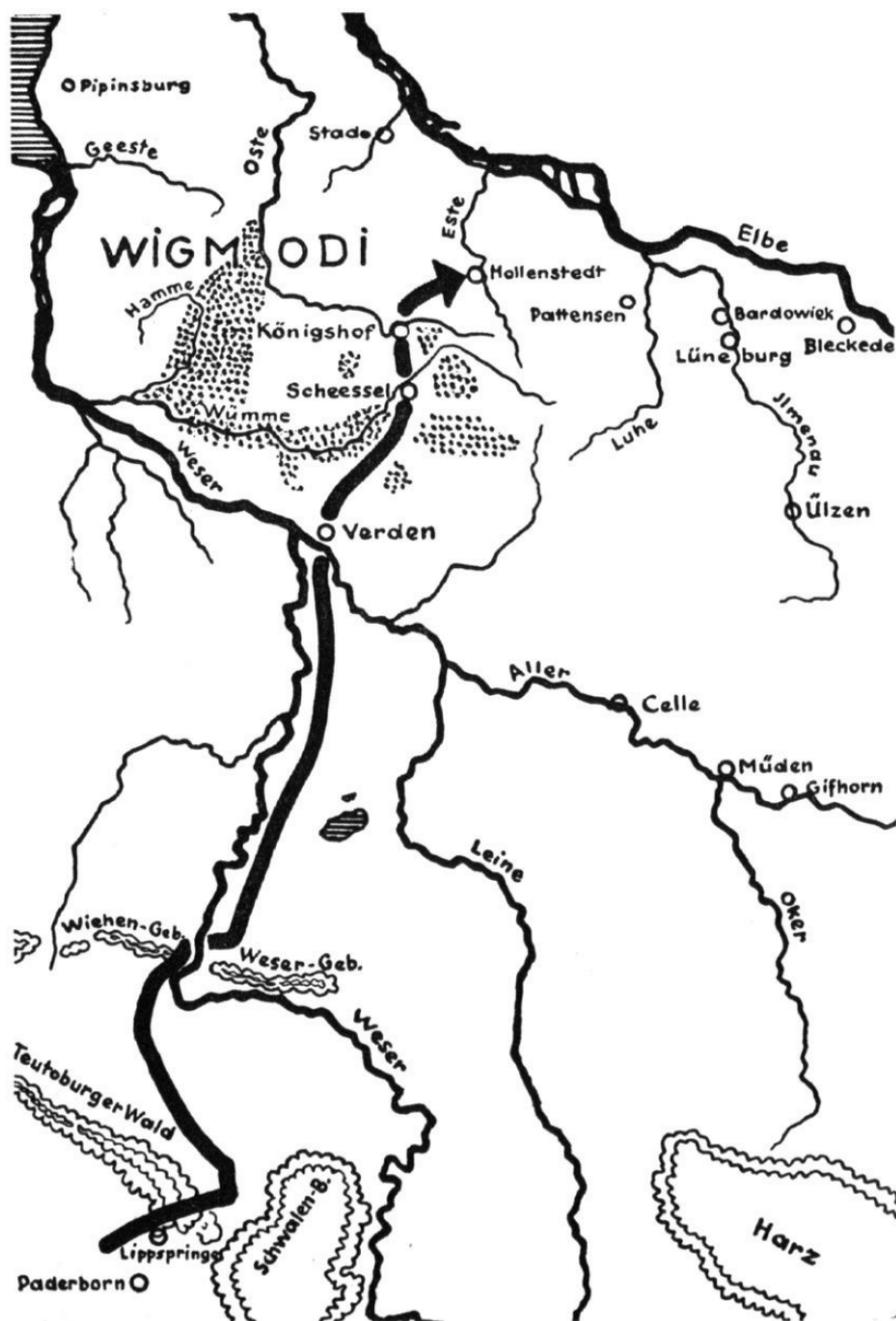
¹⁸ Auch Schuchardt hat für sein Kapitel „Höhbeck“ diese und die vorigen Annalen benützt.

Was Adam von Bremen über das Jahr 804 sagt (M. G. SS. VII S. 290), ist aus fränkischen Geschichtsschreibern übernommen und kann hier fehlen, obwohl es öfter zitiert wird als obige Stellen (u. a. von Kühnel).

Nach den Ortsangaben in den verschiedenen Berichten sind wir in der Lage, die Marschrouten Karls einigermaßen bestimmt festzulegen^{13a}. Der Anfangspunkt ist Lippspringe, der Endpunkt Hollenstedt. Zwischen beiden dürfen wir zunächst aus der Angabe „ultra Alaram“ Verden als Etappe vermuten. Da erst in Hollenstedt die einzelnen Abteilungen Befehl erhielten, in den verschiedenen Gauen die Sachsen zusammenzutreiben, ist das ganze Heer sicherlich geschlossen auf geradem Wege dahingelangt. Die Anhöhen über dem Tal der Este boten einen bequemen Sammelpunkt. Zwischen Aller und Este hatte das Heer zwei Flüsse durchschreiten müssen, die Wümme und die Oste. An der Oste liegt nun, das ist bisher in diesem Zusammenhang noch gar nicht beachtet worden, auf halbem Wege zwischen der Wümme und Hollenstedt, Königshof bei Sittensen. Das heutige Rotenburg ist von der Karte wegzudenken, weil diese Bischofsfestung erst 1195 entstand — auch eine Tatsache, die von den Kartographen der historischen Atlanten nicht immer genügend berücksichtigt worden ist. Demnach mußte das Heer Kaiser Karls, wenn es dem Zuge der alten Handelsstraße von Verden nach Stade folgte, bei dem alten „Scezle“ (Scheeßel) über die Wümme gehen.

Schon 1905 hat Schuchhardt Königshof für seinen „Atlas der frühgeschichtlichen Befestigungen in Niedersachsen“ genau skizziert. Die Maße dieser alten Wallanlage, die unmittelbar an der Oste liegt, gibt er folgendermaßen an: „Der vorhandene umwallte Raum ist 100 bis 140 m lang und 90 m breit. Wall und Graben sind von mäßiger Stärke, der Wall 8—10 m breit und 1 m tief, der Graben 9—12 m breit und 1—2 m tief. Die rechteckige Gestalt und Größe von rund 100 : 200 m verweist sie . . . unter die Karolingischen Königshöfe (curtes).“ Schuchhardt fügt hinzu: „Gegraben habe ich in der Be-

^{13a} Meinem Kollegen, Herrn Völker, spreche ich an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank aus für die schöne Verdeutlichung meiner Skizze.



Der Heereszug Karls d. Gr. nach Wigmode 804.

festigung nicht.“ Wir bedauern das, glauben aber trotzdem, Königshof als Station des Heereszuges von 804 in Anspruch nehmen zu können, auch wenn Coningohof urkundlich erst am 9. Dez. 1208 in Erscheinung tritt als Besetzung des Klosters Harfefeld. (Hamburger Urkundenbuch I, Seite 328). — Sonderbar mutet es auch an, daß Königshof seit 400 Jahren im Besitz einer Familie „Raifer“ ist¹⁴.

Die Hauptstation zwischen Königshof und Verden an der Aller mußte Scheeßel (Sceße) an der Wümme sein. Hier befand sich eine gute Furt, vielleicht damals die einzige für ein Heer brauchbare; erstreckt sich doch heute noch das bei Rotenburg beginnende Überschwemmungsgebiet, an das im Süden „die vier Wasserdörfer“ sich anschließen, bis vor die Tore Bremens. Moore, die selbst noch im Kirchspiel Scheeßel bis dicht an die Wümme herantreten, waren arge Hindernisse für den Verkehr und drängten diesen auf die oft schmalen Gesebüden ab. Es ist auch durchaus nicht übertrieben, wenn wir uns Scheeßel, wo schon in früher Zeit eine wichtige Gerichtsstätte war, wegen seiner geographischen Lage als alten Handelsort vorstellen. Auch ist anzunehmen, daß Scheeßel (Sceße) vor und nach der Verdener Bluttat Karls 782 eine wichtige Fluchtstation für den Weg nach Norden gewesen ist; ebenso, daß 804 viele von den 10 000 Sachsen (— diese runde Zahl gibt Einhard an —) unter dem „Schutze“ der fränkischen Soldateska über Königshof an der Oste und über Scheeßel an der Wümme ihren Weg nach Süden genommen haben, um vielleicht nach einer der beiden bayerischen und den vier hessischen, später „Sachsenhausen“ genannten Siedlungen, oder nach Sachsenöb, Sachsenried, Sachsenau, Waldsachsen oder sonst einem der 33 bayrischen „Sachsenorte“ zu ziehen, wo sie zur Ansässigmachung an gut fränkische Bischöfe wie

¹⁴ Die älteste Notiz hierüber enthält das Schatzregister von 1536 im Staatsarchiv Hannover: „Tom Konnygekhave: Heyne Keyßer“. — Neuerdings hat F. Wäbekandt eine ausführliche Beschreibung von Königshof im „Sonntag“, der Beilage zur „Zevener Zeitung“ vorgelegt. (5. 2. 1933.) Vgl. auch dessen „Bl. Heimatkunde des Kreises Zeven“ (1931). — Ich selber habe mich erstmalig über Königshof und Scheeßel 1937 im „Heimatborn“, der Beilage zum Rotenburger Anzeiger, geäußert.

die von Konstanz, Basel, Augsburg und den Abt von Reichenau und sonstige Vasallen verteilt wurden.

Karls Heeresabteilungen durchzogen die Gaue Wigmoti, Hoftingabi (an der Oste) und Rosogabi (auch Heilanga genannt, um Harsfeld und Hollenstedt). Die Grenzen dieser alten Gaue sind umstritten. Meistens wird aber die ganze Gegend zwischen Weser und Elbe als Gau Wigmodi betrachtet, wobei die kleineren Gaue Waldsati, Heilanga und Hoftingabi als Untergaue angesehen werden. Nach v. Hohenbergs Kartenentwurf gehörte Scheeßel zum Sturmigau, dem späteren Bistum Verden; es lag also, das ist in diesem Zusammenhang wichtig, unmittelbar vor einem gewaltigen Unruheherd, der sich bis über die Elbe erstreckte und gehörte zu den vier Stationen [Verden, Scheeßel, Königshof=Sittensen und Hollenstedt], von denen aus bewaffnete Heerhaufen in der Lage waren, den ganzen Gau Wigmodi von Osten her teilweise abzuriegeln und in Furcht zu halten.

Leider wissen wir nicht, was Karl in Hollenstedt mit den Slavenfürsten abgemacht hat. Falls wir annehmen, daß die Abodriten, ein slavisch-wendischer Volksstamm im alten Mecklenburg, der der Form nach bis 817 mit den Franken im Bündnisverhältnis lebte, in die Gebiete der Sachsen nördlich der Elbe eindrangen, so müssen wir uns auch die Frage vorlegen, ob sie an der Elbe Halt gemacht haben oder ob sie vorgeedrungen sind in einen Raum, der an vielen Stellen ein leerer Raum geworden war. Zwar ist bekannt, daß Karl die Besitzungen der hingerichteten, gefallenen oder weggeführten Sachsen an Franken verließ, an Bischöfe, Klöster, Grafen und Vasallen, die mit ihren Leibeigenen dorthinzogen und damit fränkisches Blut nach dem Norden brachten. Doch fehlen uns genauere Nachrichten, die sicherlich eins der uns heute so bewegenden rassengeschichtlichen Probleme geklärt haben würden. Zum mindesten müssen wir aber wohl annehmen, daß in der damaligen Zeit slavische Streustiedlungen diesseits der Elbe entstanden sind und gerade in den Gebieten der späteren Herzogtümer Bremen und Verden, wird uns doch in den Quellen mehrfach der Gau Wigmodi bezeichnet.

Jedenfalls ist die Tatsache im Auge zu behalten, daß die slavischen Fürsten nach Hollenstedt kamen. Hollenstedt liegt heute 20 km südlich von der Elbe, 30 km von Scheeßel und 10 km von Lohstedt, wo Kühnel in der Nachbarschaft (Daerstorff) ausgeprägte „Rundlinge“ entdeckte. Somit lag das alte Scezle doch in einer Gegend, von der aus man in nachbarliche „slavische Landstriche“ reisen konnte¹⁵. Das braucht nicht weiter zu überraschen, kann doch Bernhard Engelke im Hannoverschen Magazin (1. 10. 1936) sogar von Dörfern bei Nienburg an der Weser berichten, daß dort Slaven gewohnt und bis ins hohe Mittelalter hinein ein Sonderleben mit eigenem Gericht und eigener Gerichtsbarkeit geführt haben.

Wir wollen das alte Scezle nun nicht slavisch machen, wenn auch vielleicht slavische Streusiedlungen in der Nähe waren. Wichtiger scheint uns vielmehr die Tatsache, daß wir die Sachsenkriege Karls auch vom Gesichtspunkt der Bekehrung aus zu betrachten haben; denn Karl war nicht nur ein weltlicher Herrscher, sondern auch der Leiter seines gewalttätigen Missionswertes¹⁶. Willehads Missionsarbeit, die 780 begonnen hatte, war durch die Kämpfe nach dem Blutbad bei Verden empfindlich gestört worden, es war aber doch gelungen, noch vor seinem Tode (789) geordnete Verhältnisse wiederherzustellen. Sein Nachfolger Willerich setzte das Missionswerk mit Nachdruck fort. Da brachen um das Jahr 800 erneut Kämpfe aus wegen des

¹⁵ Auf Grund der Kühnellschen Deutung des Namens Beerßen (b. ülsen), der in älterer Zeit Versene lautet, glaubte ich bis vor kurzem, auch Verse (b. Scheeßel) — in Verdener Urkunden ebenfalls Versene genannt — durch slavische Grundwörter erklären zu können, wurde aber eines besseren belehrt durch die Familiengeschichte des Geschlechts v. Estorff, wo die Kühnellsche Deutung „Anhöhe“ als völlig falsch erwiesen, dagegen ein langobardisches Grundwort überzeugend glaubhaft gemacht wird. Danach ist also auch die Oesterleysche Gleichsetzung Versene = Verse bei Meppen falsch, denn es handelt sich in dem Falle ebenfalls um Beerßen bei ülsen, das von 1290 ab bis heute im Besitz des Geschlechts v. Estorff ist. — Das Problem der „Rundlinge“ soll hier nicht erörtert werden, da es nur ganz allmählich geklärt werden kann.

¹⁶ Vgl. H. Wiedemann, Die Sachsenbekehrung, Silstrup i. Westf. 1932. Auch sei hingewiesen auf S. 308 der Historischen Studien: Die Sachsenkriege Karls des Gr. in der Geschichtsschreibung der Karolinger- und Ottonenzeit von Dr. Hilde Mühner. Berlin 1937.

Zehnten, der jeder Kirche zu zahlen war. Durch diese Kämpfe wurde die kirchliche Organisation, mit deren Ausbau man soeben begonnen hatte, wieder zerschlagen — ein Geschehnis, das sich deutlich in den Annalen Einhards und den Lorscher Jahrbüchern wieder spiegelt.

Daß für die Mission schon damals u. a. diejenigen Orte, die später Archidiaconatskirchen erhielten, als Stützpunkte ausersehen waren, ist anzunehmen, und da Scheeßel sowohl ca. 1200 in einer Bremer Urkunde als auch 1205 in einer Verdenener genannt wird, scheint es doch festzustehen, daß man diesem Ort, der mitten zwischen den späteren Bischofsstädten Hamburg und Bremen lag, damals Bedeutung beimaß. Daß Bistum Verden ist ursprünglich, so erklären alle Erforscher der älteren Geschichte des Bistums, in Bardowiek gegründet worden, von wo dann später der Bischofsitz nach Verden verlegt wurde. Dies geschah nach Wichmann erst zwischen 834 und 847. Wir brauchen uns demzufolge nicht mehr zu wundern, daß die Namen Bardowiek, Holdenstede und Scezle mehrmals in Urkunden vereint sind. Von Bardowiek aus hatte Karl der Große in den Jahren 795 und 798 bereits die Massenverpflanzungen geleitet¹⁷, auch Hollenstedt gewann 804 in diesem Sinne Bedeutung. Könnte nicht ebenso Scezle für den Kaiser ein Punkt geworden sein, von dem aus er die letzten Anordnungen betreffs der wegzuführenden Sachsen traf, gerade weil Scezle nicht weit von der Grenze des unruhigen Gaues Wigmodi lag? Bestimmt beantworten können wir diese Frage nicht. Daß aber gerade in jener Gegend etwas Besonderes vor sich gegangen ist, wird auch erhärtet durch eine bisher wenig beachtete Urkunde aus dem Jahre 819, die schon Mühlbacher in seinen Regesten mit den Ereignissen des Jahres 804 in Verbindung bringt. Sie macht zugleich klar, daß die Gewaltmaßnahmen Karls des Großen nicht auf den Gau Wigmodi beschränkt blieben, sondern auch auf andere Gaue, ja selbst auf den Sturmigau, übergriffen, welch letzterer damals etwa das Hauptgebiet des früheren Bistums Verden umfaßte.

¹⁷ Vgl. Lorscher Annalen.

Das Original der Urkunde, das leider nicht überliefert ist, befand sich vermutlich im Kloster Corvey; zwei Abschriften haben sich nämlich in Corveyer Kopieren des Staatsarchivs zu Münster i. W. erhalten. Da Wilmans den Text in seinen „Westfälischen Kaiserurkunden“ abgedruckt hat, begnügen wir uns, hier die Übersetzung zu geben. Der Anfang lautet:

„Im Namen Gottes des Herrn und unseres Erlösers Jesu Christi. Ludwig, auf Geheiß göttlicher Vorsehung (deutscher) Kaiser. Allen unsern Getreuen, gegenwärtigen wie zukünftigen, tun wir kund und zu wissen, daß einige Leute aus dem Sturmigau, Ething nämlich, Hruotmar und Thancmar, Klage geführt haben bei unsern Königsboten Grafen Ercanger wie auch Erlegald, ihr Eigentum sei, obwohl sie (seinerzeit) den Franken Treue gewahrt hätten, bei der Einziehung des Besitzes der treubruchigen Wigmodier ungerechterweise mit diesem zusammengetoppelt worden. Die Angelegenheit ist von den Königsboten und andern unserer Getreuen nach Wahrheit und Billigkeit sorgfältig untersucht und durch Befragung, vorgenommen von vertrauenswürdigen Männern, auch die Zuverlässigkeit (der Angaben) festgestellt und gefunden worden, daß jene ihr Eigentum zu Unrecht verloren haben, da sie weder Böses getan haben noch untreu waren . . .“ [Der zweite Teil der Urkunde besagt, daß die Geschädigten mitsamt ihren Erben in alle früheren Rechte wieder eingesetzt werden sollen]. —

Wenden wir nun zurück und fassen noch einmal kurz zusammen, was gegen und was für die Gleichsetzung Schezla = Scheeßel spricht, so kommen wir zu folgendem Ergebnis: Dagegen spricht lediglich, daß Schezla nicht in eine geradlinige „Slabengrenze“ einbezogen werden kann¹⁸. Dafür aber sprechen:

¹⁸ Wer es liebt, solche Grenzlinien zu ziehen, mag zweierlei versuchen: einmal die Linie von Bardowiek über Scheeßel an die Aller, den Fluß aufwärts nach Magdeburg zu führen; damit umreißt er etwa das Gebiet, das nach Kühnells Forschungen „slawische Spuren“ aufweist — sodann die Linie von Scheeßel nach Bardowiek und von da nach Magdeburg und Erfurt; dabei stellt sich heraus, was für die Be-

1. die urkundlich bezeugte Namensform *Scesle*, die die Möglichkeit an die Hand gibt, sie unmittelbar mit den Hauptlesarten des Kapitulars von 805 in Verbindung zu bringen [(Skaesla — Scesle — Scheeblo — Scheessel)],
2. die frühzeitige Erwähnung des Archidiaconats und der Vogtgrafschaft und Gerichtsstätte *Scesle*,
3. die Ereignisse des Jahres 804, die bisher gar nicht berücksichtigt worden sind, selbst nicht von Kühnel, der die Wegführung der Sachsen nur mit einem einzigen Satz Adams von Bremen erwähnt.

Schezla nach Gifhorn zu verlegen, scheint nicht an-
gängig zu sein. Herr Dr. Heinrich Wesche in Hillerse bei Gif-
horn, der sich auf meine Veranlassung hin in liebenswür-
diger Weise bereit erklärte, den „Scheffelberg“ zu erkunden,
hat dort festgestellt, daß ein „Scheffelberg“ oder „Sesel-
berg“ nirgends bekannt ist. Ein Heidestück bei Westerbeck
trägt freilich eine ähnlich klingende Bezeichnung, heißt
aber „Seeseberg“. Diese Flur liegt an der Stüder Grenze
nördlich von Westerbeck. Auf dem Meßtischblatt ist sie nicht
bezeichnet, sie muß nördlich von den Mühlenfuhren gesucht
werden. Mit der Sassenburg, die übrigens einer eingehenden
wissenschaftlichen Untersuchung noch nicht gewürdigt
worden ist, hängt die Flur Seeseberg in keiner Weise zu-
sammen. Wesche glaubt auch nicht, daß das Flurstück zur
Festlegung von Schezla überhaupt herangezogen werden
darf¹⁹.

Es soll nicht behauptet werden, daß nunmehr die über
diesem Aufsatz stehende Frage beantwortet sei. Wenn aber
die hier vorgetragenen Ansichten zur Klärung des Pro-
blems beitragen und zu weiteren Forschungen Anregung
gäben, wäre der Zweck dieser Abhandlung erfüllt. Da alle
übrigen im Kapitulare von 805 genannten Orte noch heute
vorhanden sind oder doch bestimmt werden können und

urteilung eines „Madalgaudus-Bezirks“ (Ohnesorge) nicht uninteressant
ist, daß die Strecke Bardowiek—Magdeburg derjenigen von Magdeburg
nach Erfurt etwa gleich und erst die Strecke Erfurt—Bamberg kürzer ist.

¹⁹ Was würde eine Flugzeugaufnahme wie im Falle Werla über
die Sassenburg und Umgegend ausagen?

nur Schezla immer wieder von neuem gesucht wird, wobei öftlich von Scheefel bisher merkwürdigerweise nichts Überzeugendes gefunden ist²⁰, möchten wir (ohne die Urkunden- und Volkstumsforscher zu übergehen) vor allen Dingen die Vertreter der Vorgeschichtsforschung bitten, ihre Aufmerksamkeit allen in diesem Aufsatz genannten kritischen Punkten zuzuwenden und zu versuchen, dem Hin und Her der Meinungen betreffs unserer Frage eine bestimmte Richtung zu geben.

²⁰ über „Scheffelberg“ und „Sassenburg“ liegen in der Literatur bisher nur Andeutungen vor (Vaterländisches Archiv 1836, Ztschr. des hist. Vs. f. Niedersachsen 1871; Skizze in Schuchhardts Atlas).

Bücherbesprechungen.

Von R. S. Jacob-Friesen.

Albrecht, Chr. Frühgeschichtliche Funde aus Westfalen im Städtischen Kunst- und Gewerbemuseum Dortmund. Veröffentlichungen aus dem Städtischen Kunst- und Gewerbemuseum Dortmund Band I. 4°, 63 Seiten mit XIV Tafeln. Verlag Fr. W. Ruhfus, Dortmund 1936.

Der verdienstvolle frühere Direktor des Städtischen Kunst- und Gewerbemuseums zu Dortmund, Albert Baum, hatte neben seinen sonstigen Untersuchungen (vor allem in Oberaden) auch eine Reihe germanischer Friedhöfe ausgegraben, die aber immer unveröffentlicht im Museum standen und so der wissenschaftlichen Welt kaum erschlossen waren. Im Zuge der Neugestaltung des Dortmunder Museums hat sich die Stadtverwaltung entschlossen, auch tatkräftig an die Veröffentlichung des Materials zu gehen, und das danken wir ihr wie dem Verf., denn dadurch wird ein außerordentlich wertvoller Fundstoff, durch gute Bildtafeln erläutert, der Öffentlichkeit unterbreitet. Zwar fügt der Verf. seinen Fundveröffentlichungen auch eine „Auswertung“ der Funde an, doch ist er namentlich in stammeskundlicher Beziehung außerordentlich vorsichtig und das ist lobenswert; denn auch heute noch ist eine der dringendsten Aufgaben unserer Wissenschaft eine möglichst umfangreiche Materialveröffentlichung.

Blunck, Hans Friedrich. Die nordische Welt. Geschichte, Wesen und Bedeutung der nordischen Völker. Unter Mitwirkung von Fred J. Domes. 8°, 651 Seiten mit zahlreichen Textabbildungen und 29 Karten und Tafeln. Propyläenverlag, Berlin 1937.

Die Beziehungen zwischen Deutschland und den nordischen Staaten werden im vorliegenden Werk durch eine Reihe von Fachleuten auf den wichtigsten Kulturgebieten eingehend behandelt und zeigen die enge Verbundenheit der germanischen Völker von der nordgermanischen Frühzeit bis in die neueste Zeit auf. Man kann jedes dieser vielgestaltigen Themen, seien es auch die Kapitel wie nordische Musikentwicklung, Schrifttum und dichterisches Schaffen, Wirtschaft und Verkehr, als eine hervorragende Monographie zur Kulturgeschichte der stammesverwandten Völker bezeichnen, und der Herausgeber hat es glänzend verstanden, hervorragende Fachleute als Mitarbeiter zu gewinnen. Betrachten wir z. B. die Kapitel, die uns vom Standpunkt der Ur- und Frühgeschichte aus am meisten interessieren, so finden wir die Kulturgeschichte, in Zusammenhang mit der Landschaft gebracht und daraus

die Lebensform abgeleitet, von Gustav Schwantes behandelt; Sprache, Wirtschaft, Familie und Gesellschaft der Germanen erörterte Gustav Neckel, die vorgeschichtliche Kunst auf nordgermanischem Boden beschrieb Adama van Scheltema, und die Grundlagen der germanischen Kunst legte Josef Strzygowski dar. Ohne Übertreibung kann man dies hervorragende Werk als das Hohe Lied von der nordischen Rasse und ihrer Kultur bezeichnen.

Bohm, Waldtraut. Die Vorgeschichte des Kreises Westprignitz. 8°, 200 Seiten, 85 Textabbildungen, 93 Tafeln und 9 Karten. Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig 1937.

Eine der Hauptaufgaben für die nächste Zukunft wird in unserer Wissenschaft die Beschaffung eines Gesamtüberblickes über das Fundmaterial sein. Neben der Sonderbehandlung einzelner Fundtypen und Fundgruppen ist schon rüstig mit der Aufarbeitung des gesamten Fundstoffes in lokal begrenzten Gebieten begonnen worden. W. Bohm legt in ihrer Vorgeschichte des Kreises Westprignitz nunmehr den gesamten Fundstoff von der mittleren Steinzeit durch alle folgenden Perioden bis zur deutschen Landnahme des Mittelalters vor. Sie bietet zunächst in einem beschreibenden Überblick den Kulturablauf des Kreises, wie er für eine breite Öffentlichkeit gedacht ist, wobei aber auch die wissenschaftlichen Probleme nicht zu kurz kommen. — In den Fundnachweisen werden sodann die einzelnen Funde nach Zeitstufen getrennt tabellarisch aufgeführt. Erläutert ist das Ganze durch reichlich beigegebene Abbildungen und durch Karten, die von der Bodengestaltung und der Bodengüte ausgehen und die einzelnen Funde in ihrer Verbreitung wiedergeben. Besonders interessant ist eine Tabelle, welche die Kulturkontinuität der einzelnen Feldmarken zeigt. Es wäre zu hoffen, daß sich möglichst viele andere Landkreise dem Beispiel der Westprignitz anschließen und ähnliche Zusammenstellungen bringen würden.

Brackmann, A. u. Unverzagt, W. Zantoch, eine Burg im deutschen Osten. Erster Teil. „Deutschland und der Osten“, Quellen und Forschungen zur Geschichte und ihren Beziehungen. Band 1. 8°, 140 Seiten mit 39 Abbildungen im Text und auf 15 Tafeln, nebst 13 Plänen. Verlag S. Hirzel, Leipzig 1936.

Für den Übergang von der Vorgeschichte zur Hochgeschichte wird eine Zusammenarbeit beider Fächer immer von allergrößtem Wert sein, und hierfür ist die vorliegende Arbeit ein Musterbeispiel. An der von den Schiffsleuten gefürchteten „Zantocher Enge“ der Warthe liegt die „Zantocher Schanze“. Um den Flußlauf zu verbreitern, mußte sie an der Nordseite abgetragen werden, und deswegen wurde seit 1933 dort eine großzügige Ausgrabung durchgeführt. Sie ergab die überraschende Tatsache, daß an dieser Stelle im Laufe der Zeiten 12 Burgen erbaut worden sind, deren älteste Anlage wahrscheinlich in das 8. Jahrhundert nach der Zeitenwende gehört, während die letzte im Laufe des 15. Jahr-

hundreds erbaut sein muß. In den schicksalschweren Auseinandersetzungen jener Zeit fiel, wie der Historiker und der Prähistoriker in gemeinsamer Arbeit darlegen konnten, der Burg Jantoch eine große politische und kulturgeschichtliche Rolle zu. „Alle Gewalten, die in diesen kampfesfüllten Jahrhunderten an der Gestaltung des deutschen Ostlandes mitwirkten, Pommern und Polen, Schlesier und Achanier, Johanniter und der Deutsche Orden haben hier ihre Spuren hinterlassen. So wird die Jantocher Schanze für uns zum Symbol des Ringens um den deutschen Osten, zur Burg im Osten schlechthin.“

Casteret, Robert. Zehn Jahre unter der Erde, Höhlenforschungen eines Einzelgängers. 8°, 176 Seiten mit 43 Abbildungen und 2 Karten. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1936.

Sehr häufig werden wir Fachleute von interessierten Laien gefragt, mit welchen Büchern man sich wohl eine Einführung in unsere Wissenschaft verschaffen kann. Darauf ist die Antwort nicht immer leicht, aber für die ältere Steinzeit haben wir jetzt in Casterets Darlegungen ein Werk, das von einem begehrtesten Forscher begeistert und geschrieben ist. Die ungeheuren Schwierigkeiten in der Erschließung der alten Höhlenkultur kann nur vom wissenschaftlich und sportlich so hervorragend durchgebildeten Männern weitergetrieben werden, wie es der Verf. selbst ist. Als es ihm 1923 gelang, das Dunkel eines unterirdischen Flusses bei Montespan zu durchschwimmen und in eine Höhle vorzudringen, die seit vielen Jahrzehntausenden von keines Menschen Fuß wieder betreten war, da konnte er die wissenschaftliche Welt mit altsteinzeitlichen Kunstwerken allergrößter Bedeutung bekannt machen. Wir erleben in der anschaulichen Schilderung seiner Höhlenforschungen den ganzen Zauber der Entdeckerfreude und sind dem Verfasser nicht nur für die Erschließung neuer Kulturbilder dankbar, sondern auch dafür, daß er im vorliegenden Werk durch seine glänzende Schilderung ein gut Teil seiner Begeisterung auf den Leser übergehen läßt.

Fuchs, Siegfried. Die griechischen Fundgruppen der frühen Bronzezeit und ihre auswärtigen Beziehungen. Neue Deutsche Forschungen, Abtg. Archäologie Band 1. 8°, 157 Seiten mit 12 Tafeln und 15 Abbildungen im Text. Verlag Junker und Dünhaupt, Berlin 1937.

Welche Bedeutung die griechische Vorgeschichte für die Chronologie unserer nordischen Kulturen besitzt, haben schon die Forscher erkannt, denen wir unsere ersten chronologischen Ansetzungen für die Bronzezeit verdanken, so vor allem Oskar Montelius. Inzwischen ist natürlich auch im Süden die Forschung immer weiter gekommen, und wir können für die frühe Bronzezeit Griechenlands nicht nur vorderasiatisch-ostmediterrane Stadtkulturen feststellen, sondern auch erkennen, welchen Einfluß die donauländisch-mitteluropäischen Bauernkulturen der Wandkeramik und die nordischen Streitortkulturen auf die gleichzeitigen Fundgruppen in Griechenland und im nordwestlichen

Kleinasien ausgeübt haben. Der Verf. konnte an der Hand eingehender Untersuchungen feststellen, daß das früheste Auftreten indogermanischer Stämme auf griechischem Boden im Zusammenhang mit Kulturerscheinungen erfolgt, welche auf die schnurkeramischen Kernländer in Mitteldeutschland hinweisen. „Damit wird klar, warum die steinzeitliche Kunst dieser Gebiete der Kunst des geometrischen Griechenlands so ungemein nah verwandt erscheint. Aus dem straffen Bau ihrer Formen, aus dem richtenden und ordnenden System ihrer knappen lineargeometrischen Verzierungsweise spricht wirklich der gleiche Geist und die gleiche Art.“ Am Ende der jüngeren Steinzeit fanden eben von Mitteleuropa ausgehend große Völkerverschiebungen statt, die, vor allem nach dem Südosten, wo schon die Bronzezeit begonnen hatte, durchbrechend, eine Indogermanisierung der Mittelmeerlande zur Folge hatte.

Gautier, E. J. Geiserich, König der Wandalen. Die Zerstörung einer Legende. Herausgegeben und eingeleitet von Jörg Lechler. 8°, 365 Seiten mit vielen Abbildungen und Tafeln. Societätsverlag Frankfurt a. Main 1937.

Unserer deutschen Wissenschaft wird von gewissen Kreisen im Ausland immer wieder der Vorwurf gemacht, sie sei chauvinistisch eingestellt und übertreibe die Kulturhöhe der Germanen. Da ist es nun von besonderem Werte, daß einmal ein Franzose sich zu dieser Frage geäußert hat. Gautier, Prof. an der Universität in Algier, hat auf Grund seiner eingehenden Studien in Nordafrika eine genaue Biographie des Wandalenkönigs Geiserich geschaffen und diesen Helden in den Rahmen des untergehenden römischen Reiches gestellt. Mit der torkichten Ansicht, als ob Geiserich der Zerstörer Roms gewesen sei und sein Volk sich durch Grausamkeit und Vernichtungswut ausgezeichnet habe, wird hier auf Grund gründlichster geschichtlicher Studien endlich einmal aufgeräumt. Der deutschen Übersetzung hat J. Lechler eine Einleitung über die Heimat der Wandalen und ihre Schicksale bis zur großen Wanderung vorausgeschickt und damit den Anschluß Geiserichs an seine Urheimat geschaffen. Das Buch, stark auf den militärischen Geist der damaligen Zeit und die Bolschewisierung der römischen Armee eingehend, ist glänzend geschrieben und verdient weiteste Verbreitung.

Glafer, Rudolf. Die bemalte Keramik der frühen Eisenzeit in Schlesien. Quellenschriften zur ostdeutschen Vor- und Frühgeschichte, Band 3. 8°, 161 Seiten mit 1 Bildnis, 1 Abbildung im Text, 16 teils mehrfarbigen Tafeln und 3 Karten. Curt Rabitsch Verlag, Leipzig 1937.

Eine besondere Eigentümlichkeit Mittelschlesiens ist die farbenfreudig bemalte Keramik aus den Urnenfeldern der Zeit von 850—650 v. d. Zrv. In jener Zeit erhält Schlesien die Anregungen zu diesem Kunstgewerbe wahrscheinlich aus Niederösterreich und Westungarn, bildet aber durch eigene Kraft einen neuen osthallstädtischen Kulturkreis und läßt dann diese seine neue Kultur, die wir als ostdeutschen

Kreis ansprechen dürfen, bis nach Böhmen und Ostbayern, ja sogar bis in die Harzgegend ausstrahlen. Der leider schon vor der Drucklegung verstorbene Verfasser hat sich mit der Zusammenstellung des Fundmaterials und ihrer Auswertung in den vorliegenden knappen Darstellungen ein großes Verdienst erworben.

Heinrich, Ernst. Kleinfunde aus den archaischen Tempelschichten in Uruk, mit einem Beitrag von Hilzheimer. Ausgrabungen der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Uruk-Warka, Band 1. 4^o, 54 Seiten, 38 Tafeln. Deutsche Forschungsgemeinschaft Berlin 1936; Kommissionsverlag von Otto Harrassowitz, Leipzig.

Die Ergebnisse der großzügigen Ausgrabungen der deutschen Forschungsgemeinschaft bei Uruk-Warka im Euphratgebiet sind durch sechs vorläufige Berichte der Allgemeinheit schon vorgelegt worden und zeigen die überaus große Bedeutung jener frühen Kulturen für die gesamte Menschheitsgeschichte. — Der vorliegende Band beschäftigt sich nur mit einem Sammelfund, der in einem Gebäude der jüngsten Schicht III zum Vorschein kam. Diese weist gegenüber den älteren Schichten große Wandlungen sowohl im Bauesen wie auch in einem ganz neuen Raumgefühl der Plastik auf. Dabei zeigt sich, daß den Einwohnern des Zweistromlandes schon in jener frühen Zeit die ganze alte Welt in ihren Gesichtskreis gerückt gewesen sein muß, denn Zusammenhänge zwischen Elam und Ägypten ließen sich einwandfrei nachweisen. Von besonderer Bedeutung unter den Tempelfunden sind die kultischen Szenen, bei denen die Gottheit in Form eines Symbols erscheint, der König sich aber durch Größe, Haltung und Kleidung ganz wesentlich aus seinen Untertanen heraushebt. Diesen ersten Nachweis eines schönen Zusammenklanges von Baukunst und bildender Kunst schildert der Verf. mit den Worten: „So Vieles uns auch trotz des Sammelfundes noch verschwommen und unverständlich bleibt, wir dürfen doch dem gütigen Schicksal dankbar sein, das uns an die archaischen Tempelschichten Uruks führte und uns ihre Schätze in die Hand gab.“

Hermes, Gertrud. Der Zug des gezähmten Pferdes durch Europa. Sonderdruck aus „Anthropos“ Band XXXII. 1937. Verlag der Zeitschrift Anthropos St. Gabriel-Mödling bei Wien.

Das Auskommen der Pferdezücht in Europa ist ein außerordentlich wichtiges kulturelles Ereignis, und so ist eine Untersuchung über diese Frage an sich sehr zu begrüßen. Allerdings sollte sie aber nicht nur von der Arbeitshypothese angefaßt werden, nach der eine große Völkerbewegung seit dem 13. Jahrhundert vor der Zeitenwende vom Süden und Osten des Ostalpengebietes ausgehend, allmählich große Teile Europas durchdrungen haben soll. Die Verfasserin glaubt, daß Europa erst in der späteren Bronzezeit durch die aus dem Osten kommenden Indogermanen besetzt worden sei. Unter diesem Gesichtspunkt untersucht sie auch die für die Pferdezüchtung so wichtige Trense

und kommt nun rückfolgend zu einem Schluß, der zweifellos heftigsten Widerspruch erfahren wird: „Angeichts dieser Tatsachen ist die Annahme begründet, daß die kaukasische wie die Kultur des europäischen Indogermanenraumes aus der Wurzel desselben Volkstums erwachsen ist, das in den Stürmen der Völkerbewegung des 13. Jahrhunderts auseinander gerissen wurde, nachdem es bereits längere Zeit am Rande der alten Kulturwelt gefesselt hatte, ohne seine Eigenart als kriegerische Pferdezüchter aufzugeben.“

Jankuhn, Herbert. *Haitzabu, eine germanische Stadt der Frühzeit.* 8^o, 7 u. 140 Seiten mit 145 Abbildungen im Text und 3 Plänen. Verlag Karl Wachholtz, Neumünster in Holstein 1937.

Haitzabu, die große germanische Handelsstadt „auf der Heide“ an der Schlei, die frühgeschichtliche Vorgängerin des geschichtlichen Schleswig hat durch die großzügigen Ausgrabungen des Kieler Museums seine einzigartige Bedeutung für unser ganzes deutsches Volk wieder erkennen lassen. In unendlich mühsamer Arbeit hat Jankuhn gerade in den letzten Jahren die Kultur jener frühen Großstadt an der Grenze zwischen Nordgermanen und Westgermanen wieder erstehen lassen, und führt uns mit seiner Arbeit in klaren Darstellungen zunächst von der urgermanischen Kultur der Bronzezeit bis in das spätgermanische Heldenzeitalter der Wikingerzeit, schildert uns dann deren gesamte Kultur durch Vergleich mit skandinavischen Denkmälern und behandelt dann ausführlich alle Ausgrabungsergebnisse, die innerhalb des großen Halbkreiswalles von Haitzabu wieder ans Tageslicht kamen. Da sehen wir sowohl die einzelnen Häuser mit ihren Brunnen und Wegen, wie auch das gesamte tägliche Leben mit Ernährung, Handwerk, Kunstgewerbe und dem weitreichenden Handel, der nicht nur nach Norden und über die gesamte Ostsee, sondern auch weit nach Westdeutschland hineinreichte. Alles fügt er zu einem großen Kulturbild zusammen, so daß „vor dem geistigen Auge das Bild der großen Handelsstadt wieder entsteht, daß man glaubt, die Schiffe und das Leben am Hafen zu sehen und die Kämpfe um die Stadt zu erleben, von denen die kurzen geschichtlichen Berichte Zeugnis ablegen. So fügen sich die Funde, die uns der Spaten erschließt und die nur die trümmerhaften Überreste einst pulsierenden Lebens sind, zu einem lebensnahen Bild zusammen, und jene Zeit wird noch einmal lebendig; wir erkennen die feinen Fäden, die von dort zu uns führen, auch wenn sie heute meist unter der Oberfläche verlaufen.“

Kameradschaft studierender Vorgeschichtler der Universität Breslau, *Germanische Vorzeit Schlesiens. Junge Wissenschaft im Osten,* Heft 1. 4^o, 48 Seiten mit 23 Textabbildungen, 1 Tafel und 11 Karten. Priebatsch's Buchhandlung Breslau. 1937.

Von den Bastarnen über die Kelten, Wandalen und Burgunden führt dieser Überblick, der das Ergebnis einer Arbeit für den Reichsberufswettbewerb der deutschen Jugend 1936 ist, bis zu den Slawen

und Wikingern in Schlesien. Besonders wertvoll ist die Arbeit dadurch, daß sie die einzelnen Funde nicht nur in einer ausführlichen Übersicht zusammenfaßte, sondern auch in 11 Karten niederlegte, die als Grundlage die frühe Eisenzeit mit wahrscheinlich illyrischer Besiedlung haben und sämtliche Kampfperioden der Germanen mit ihren Nachbarn nachweisen.

K n o r r, Heinz A. Die slawische Keramik zwischen Elbe und Oder. Mannus-Bücherei, Band 58. 8°, 222 Seiten mit 167 Abbildungen im Text und 36 Tafeln. Verlag Curt Rabitzsch, Leipzig 1937.

Ein wichtiges Kapitel in der Frühgeschichte unseres deutschen Volkes stellt der slawische Einbruch in ostdeutsche Gebiete seit dem siebten Jahrhundert dar. Die frühere Datierung der slawischen Keramik in drei Stile durch Alfred Göze hat der Verf. revidiert und kommt zu den Ergebnissen, daß Stil I von 700—850, Stil II von 850—1000 und Stil III von 1000—1200 anzusehen ist. Innerhalb dieser Stufen unterscheidet er noch verschiedene Gruppen und Kreise, von denen uns der niederfächische natürlich am meisten interessiert, da wir ja in der Provinz Hannover in dem Wendland noch einen letzten Rest slawischer Besiedlung haben, andererseits erkennen wir allein schon auf Grund der ausführlichen keramischen Untersuchungen, welchen starken kulturellen Einfluß die Deutschen auf die Slaven ausgeübt haben. Von münzdatierten Gefäßen ausgehend, verfolgte der Verfasser die typisch slawischen Erscheinungen bis in ihre Anfänge zurück und vermochte mit Hilfe der Siedlungsgeographie innerhalb bestimmter Siedlungsräume Fundkomplexe herauszuarbeiten und so schon äußerlich neben seine zeitlichen Stufen die zum ersten Male nachgewiesenen Gebietsgruppen zu stellen.

K o s s i n n a, Gustaf. Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Mannus-Bücherei Band 6. 3. Auflage. 8°, 238 Seiten, 466 Abbildungen im Text und auf 10 Tafeln. Verlag Curt Rabitzsch, Leipzig 1936.

Nachdem Kossinna im Jahre 1924 in einem Vortrage den „Ursprung der Germanen“ behandelt und dabei ganz neue Gesichtspunkte aufgestellt hatte, gab er seine Ausführungen 1926 und 1927 in stark erweiterter Form im Druck heraus. Seine Ideen werden für die Geschichte unserer Wissenschaft immer interessant bleiben, aber inzwischen ist unsere Forschung immer weiter fortgeschritten, und so wäre es zu begrüßen gewesen, wenn dieser dritten Auflage eine Einleitung beigegeben wäre, die auf die historische Bedeutung von Kossinna's Darlegungen aufmerksam gemacht und gleichzeitig die neuesten Erkenntnisse unserer Forschungen gebracht hätte, denn es könnte zu leicht der Eindruck erweckt werden, als ob Kossinna's Ausführungen, die vor mehr als 10 Jahren niedergeschrieben wurden, heute noch den neuesten Stand der Forschungen darstellten.

Lindner, Kurt. Die Jagd der Vorzeit. 8°, 435 Seiten mit 128 Textabbildungen und 40 Tafeln. Berlin und Leipzig 1937, Walter de Gruyter & Co.

„Form und Wesen der Jagd aus den geschichtlichen Quellen zu erfassen“, ist das Ziel, das sich der Verf. gestellt hat. Die Jagd spielte namentlich in den ältesten Abschnitten der Urgeschichte als Haupternährungsquelle eine überaus wichtige Rolle, und wir haben ja nicht nur in den Funden der Jagdwaffen und der Jagdtierreste besonders wichtige Quellen, sondern auch in der Kunst der urgeschichtlichen Zeit. — Den Hauptraum in der Darstellung nehmen die ältere und mittlere Steinzeit ein, und aus ihr besitzen wir auch die wichtigsten Malereien an den Felsmänden. Neben der Kulturreihe und Entwicklung der Waffentechnik werden in besonders interessanten Kapiteln auch Jagdopfer, Jagdzauber und Jagdrecht behandelt. Obwohl sich die Darstellung an einen größeren Leserkreis wendet, bietet sie auch dem Wissenschaftler, der ja nicht immer Waldmann sein kann, sehr viel Neues; ein Überblick über das Schrifttum ist besonders begrüßenswert.

Mylus, Hermann. Die römischen Heilthermen von Badenweiler. Mit Beiträgen von E. Fabricius und W. Schleiernacher. Römisch-germanische Forschungen, Bd. 12. 4°, 154 Seiten, 10 Texttafeln u. Tafel 1—28. Verlag von Walter de Gruyter & Co., Berlin u. Leipzig 1936.

Die Heilquellen in Deutschland, die schon in vorrömischer Zeit, wie wir wissen, eine große Bedeutung besaßen, wurden dort, wo sie von der römischen Invasion erfaßt wurden, sehr gut ausgebaut. Von allen römischen Badeanlagen ist die von Badenweiler die einzige, die in ihrem ganzen Umfange auf uns gekommen ist. „Vergleichen wir sie mit den zahlreich bekannten Heilbädern römischen Ursprungs in Gallien, Britannien oder Nordafrika, so ergibt sich, daß sie nicht nur zu den ganz seltenen Beispielen einer vollkommen symmetrischen Komposition gehört, die übrigens auf geistreichen geometrischen Überlegungen beruht, sondern ferner eine bei Heilthermen sonst kaum zu beobachtende Verdoppelung des Badeprozesses in sich schließt.“ Die Thermen wurden schon vor 150 Jahren entdeckt, aber erst in den Jahren 1830 bis 1833 systematisch untersucht. Ihre genaue Aufnahme und sorgfältige Ausgrabung ergab 6 Bauperioden, und es ist das Verdienst des Verf., uns in überaus klarer Weise all diese Angaben nicht nur in Plänen, sondern auch in klaren Rekonstruktionen wiedergeschenkt zu haben. Besonders interessant ist es zu sehen, daß schon die Römer sich der Tatsache bemußt waren, daß das Wasser die heilkräftigen Gase nur unter Druck lösen und bewahren kann. Sie schufen deswegen nicht flache Einzelbäder, wie wir das heute tun, sondern ein tiefes Gemeinschaftsbad, und so verlangen denn unsere Quellsachverständigen, daß die Güte unserer Heilbäder dadurch erhöht wird, daß man auf das römische Prinzip zurückgreift.

Otto, Walter. Handbuch der Archäologie im Rahmen des Handbuches der Altertumswissenschaft, 1. Lieferung. 8°, 258 Seiten mit 36 Tafeln. C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. München o. J.

Da unsere Wissenschaft, besonders mit Rücksicht auf die chronologischen Fragen in den jüngeren Zeitstufen enge Fühlung mit der Archäologie halten muß, ist auch für jeden Prähistoriker das neu erscheinende Handbuch der Archäologie von besonderem Wert. Von ihm liegt die erste Lieferung vor, hierin sind neben dem Begriff und der Methode der Archäologie ausführlich ihre Geschichte und ihre Quellen behandelt. Die prähistorische Archäologie ist dabei kurz, aber außerordentlich klar von O. Menghin dargestellt, der ihre Geschichte und Methodenlehre scharf umreißt. Das Ganze soll aber in erster Linie das klassische Altertum schildern, jedoch nicht mehr in seiner früher so häufig durchgeführten Isolierung, „können wir doch jetzt mit sehr viel größerer Sicherheit als früher ein Werden ergründen und dabei entscheidende Beziehungen zu weit älteren Kulturen feststellen. Wir können aber auch anders als bisher seinen Ausstrahlungen nachspüren, die in Zeit und Raum fast ohne Grenzen sind . . . Die fortschreitende Forschung hat auch die Verbindung des Nordens mit dem altorientalischen Kulturkreis immer deutlicher herausgestellt; gegen Ende des Altertums hat der Norden sogar entscheidend in das Geschick des Mittelmeerraumes eingegriffen.“ — Diese Zielsetzung weist klar auf die Bedeutung der Ausführungen für unser Sondergebiet hin, und wir werden ausführlich darauf zurückkommen, sobald das Werk fertig vorliegt.

P e f f l e r, W. Handbuch der Deutschen Volkskunde. Lieferung 1—18. 4°, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H. Potsdam.

Mit dem großzügig angelegten Werke, „Handbuch der deutschen Volkskunde“ hat der verdiente Direktor des niedersächsischen Volkstums-Museum zu Hannover, Wilhelm Pefler, dem deutschen Volke eine umfassende Übersicht über die Vielgestaltigkeit deutschen Volkslebens geschenkt. Bei der streng methodischen Einstellung des Herausgebers ist es klar, daß es sich hierbei nicht nur um eine eingehende Behandlung bestimmter Kulturzweige und Kulturgebiete handelt, sondern, daß auch zunächst einmal, und das ist äußerst wichtig, die wissenschaftlichen Grundlagen (allzubeseiden wohl als „Einführung in die deutsche Volkskunde“ bezeichnet) geboten werden. Pefler setzt sich in dem ersten, jetzt vollständig vorliegenden Bande zunächst mit Wert und Wesen, Wirkung und Weite der Volkskunde auseinander. Es folgt dann die Geschichte der deutschen Volkskunde und ein Überblick über die Methoden. Als Grundlage des deutschen Volkstums behandelte Behrmann den deutschen Boden in seiner Entstehung und heutigen Gestalt. Dann folgt ein zwar knapper, aber äußerst klar geschriebener Beitrag von Hans Gummel über die Bewohner Deutschlands in vorgeschichtlicher Zeit. Daß er hierin besonders wichtige Fragen, wie z. B. das Indogermanenproblem usw. kritisch behandelte, ist be-

sonders anzuerkennen. Ein sorgfältig ausgewählter Überblick über das wichtigste Schrifttum gibt jedem Interessenten eine klare Anleitung. — Weitere Kapitel behandeln das deutsche Volkstum in seinem geschichtlichen Aufbau und der Stammesentwicklung, sowie die soziale Gliederung des Deutschen Volkes im Reich, aber auch im Grenz- und Auslandsdeutschtum. Die zweite Abteilung umfaßt die Lebensäußerungen des deutschen Volkstums, wie Volksglauben, Volksmedizin, Rechtsbrauch und Volksbrauch.

Reinert h, Hans. Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen. 9.—12. Tausend. Durchgesehene und im Bildteil stark erweiterte Neuauflage. 8°, 182 Seiten mit 69 Textabbildungen und XLVIII Tafeln. Verlag von Curt Rabitsch, Leipzig 1936.

Die Erschließung vorgeschichtlicher Wohnbauten im Federseemoor, die von R. R. Schmidt und dem Verfasser in großzügiger Weise durchgeführt wurde, hat uns nicht nur ein wichtiges Kapitel stein- und bronzezeitlicher Baugeschichte in Süddeutschland erschlossen, sondern auch Anregungen nach den verschiedensten Richtungen hin gegeben, so daß wir z. B. auch über die Klimaänderungen seit der Jungsteinzeit, sowie über moorgeologische und paläobotanische Veränderungen besonders durch die Forschungen von R. Bertsch ganz neue Aufschlüsse erhalten haben. Seit der ersten Auflage im Jahre 1922 ist Reinert h's Darlegung der Forschungsergebnisse in immer wiederholten Auflagen erweitert und ergänzt worden und so auch in dem vorliegenden 9. bis 12. Tausend, vor allen Dingen im Bildteil stark erweitert.

Volko, Freiherr von R i c h t h o f e n. Die Vor- und Frühgeschichtsforschung im neuen Deutschland. 8°, 80 Seiten. Junker & Dünhaupt Verlag. Berlin 1937.

Das Wesen der Vor- und Frühgeschichtsforschung, die ja im neuen Deutschland endlich ihre volkswichtige Stellung erhalten hat, sowie ihre Pflichten und Arbeitswege einmal klar herauszuarbeiten, ist die Aufgabe der vorliegenden Schrift. Besonderer Wert wurde in der Darstellung auf die Zusammenarbeit unserer Wissenschaft mit den Nachbarfächern gelegt, denn der Verfasser betont mit vollem Recht, „daß es zu den Hauptaufgaben der Wissenschaft im neuen Deutschland gehört, die zahlreichen Fächer soweit als möglich aus einem abgesonderten Einzeldasein zu lösen und sinngemäße Einheiten verschiedener Arbeitsgebiete zu erreichen.“ Welche Erfolge durch ein derartiges Vorgehen bisher schon erzielt sind, zeigt der Verf. zum ersten Male in dieser Schrift, wenn er die Zusammenarbeit mit der Geschichte, der Volkskunde, der Völkerkunde, der klassischen Archäologie, der Sprachwissenschaft, der Psychologie, der Rassenkunde, der Philosophie, der Soziologie, der Geologie, der Geographie, der Chemie und den technischen Wissenschaften bis ins Einzelne schildert. Soll diese Schrift zunächst auch rich-

tunggebend sein für „die neue Hochschule“, in deren Schriftenreihe sie erschienen ist, so ist sie doch auch für jeden von größter Wichtigkeit, der sich Antwort geben will auf die Frage: wo stehen wir und wohin und auf welchen Wegen müssen wir nach neuen Zielen streben.

R u f t, Alfred. Das altsteinzeitliche Renntierjägerlager Meiendorf. 4°, 146 Seiten, 33 Textabbildungen und 57 Tafeln. Karl Bachholz Verlag. Neumünster i. Holstein 1937.

Zu den allerwichtigsten Entdeckungen altsteinzeitlicher Kultur auf deutschem Boden gehören seit Jahren die Funde, mit denen uns Alfred R u f t immer und immer wieder überrascht. R u f t, von Beruf Handwerker, hat sich im Laufe seiner mit fast unglaublicher Tatkraft durchgeführten Untersuchungen zu einem der anerkannt besten Sachkenner der Altsteinzeit emporgearbeitet.

Die Erschließung des Renntierjägerlagers von Meiendorf hat zum ersten Male der gesamten wissenschaftlichen Welt tiefe Einblicke in das wirkliche Leben der Altsteinzeitleute ermöglicht und das in einer Gegend, von der man früher glaubte, daß sie in jenen frühen Zeiten noch gar nicht besiedelt gewesen sein könnte. Schon die Entdeckung dieser Fundstelle ist eine geniale Tat R u f t's. „Auf der sandigen Oberfläche eines Hanges, der sich am Ahrensburg-Meiendorfer Tunneltal erstreckt, waren Feuersteingeräte aufgesammelt worden, die auf paläolithisches Alter schließen ließen. Sollten unsere, vermutlich paläolithischen Jäger“, so schreibt R u f t selbst, „seinerzeit hier an einem noch offenen Gewässer gefessen haben, so müssen, sagte ich mir, auch Knochen und sonstiges Material von ihnen in jenen See hineingeworfen sein.“ R u f t grub nun den vertorften See aus und fand das herrlichste Jungpaläolithikum Norddeutschlands, und so verstehen wir die Worte von Gustav Schwantes, der Alfred R u f t die ersten Anregungen zu seinen Forschungen gab, wenn er schreibt: „Für mich persönlich bedeutet der Fund von Meiendorf die letzte und höchste, in solchem Umfang selbst in Träumen nie erschaute Erfüllung eines jahrzehntelangen Strebens nach Erhellung der ältesten Zeiten der Besiedlung des Nordens, indem einem jungen, von mir angeregten Forscher der große und endgültige Wurf gelang.“

In einer grundlegenden Monographie, die der Bedeutung der Fundstätte entspricht, fanden sich außer dem Prähistoriker R u f t noch der Geologe Gripp, der Paläobotaniker Schürumpf und der Zoologe Krause zusammen. Neben dem Entdecker und den Bearbeitern gebührt aber der Dank der Wissenschaft für diese Ergebnisse auch dem Archäologischen Institut des Deutschen Reiches, dessen leider zu früh verstorbener Präsident Wiegand die große Bedeutung dieses Fundplatzes sofort erkannte und tatkräftig unterstützte, wie auch dem Verlag, der mit seiner prächtigen Ausstattung der gesamten wissenschaftlichen Welt eine hervorragende Monographie schenkte.

Scheltema, Adam van. Die Kunst unserer Vorzeit. 8°, 204 Abbildungen auf 68 Kunstdrucktafeln, 191 Seiten. Bibliographisches Institut W.G. Leipzig. 1936.

Wenn ein Kunsthistoriker darauf hinweist, daß die Kunst unserer Vorzeit immer noch das vergessene Kapitel der Kunstgeschichte selbst ist, gleichzeitig aber uns Prähistorikern die Methoden und Ergebnisse seines Faches vermittelt, so ist dies an sich schon ein sehr großes Verdienst, und wenn er dann noch den Grundsatz ausspricht, daß das Kunstschaffen als eine Funktion der Kulturseele, daß die Kunstdenkmäler als geistige Kulturdokumente zu deuten sind und dabei die innerlich bedingte, organisch geartete Gesetzmäßigkeit der in der Kunstgeschichte sich offenbarenden geistigen Entwicklung erkannt werden muß, so bringt er in den von ihm behandelten vorgeschichtlichen Fundstoff so viele neue Anregungen hinein, daß seine geistreichen Ausführungen von größtem Werte sein müssen. Unter ganz neuen Gesichtspunkten behandelt er die Kunst der Urzeit, die mit der Altsteinzeit gleichzusetzen ist, und die Kunst der Vorzeit, für die er die Perioden von der Jungsteinzeit bis zur Eisenzeit in Anspruch nimmt. In großen Entwicklungslinien arbeitet er den tiefinnerlichen, genetisch und organisch bedingten Zusammenhang der einzelnen ur- und frühgeschichtlichen Perioden und des darauffolgenden Mittelalters heraus und betont, daß seine Auffassung sich richtet „gegen die bis vor kurzem noch allgemein übliche Betrachtung der Geschichte durch eine kirchlich-konfessionelle oder humanistische Brille, die dem nordischen Menschen nur die Wahl ließ, sich an der alten Kulturwelt des Südens aufzurichten, oder in einem barbarischen Naturstand zu verharren.“ Scheltema's Werk ist eine der erfreulichsten Neuererscheinungen der letzten Zeit auf diesem, für die Geistesgeschichte unserer Vorfahren so wichtigen Gebiete.

Schlabow, Karl. Germanische Tuchmacher der Bronzezeit. 8°, 80 Seiten mit 114 z. T. farbigen Abbildungen. Karl Wachholz Verlag, Neumünster 1937.

Die Tatsache, daß die urgermanischen Frauen der Bronzezeit hervorragende Künstlerinnen im Spinnen, Weben und Schneidern gewesen sind, ist seit langem durch die großen Baumsargfunde in Jütland bekannt. Uns fehlte aber noch der Fachmann, der uns alle jene alten Techniken wieder erschloß, und da konnte kein Besserer sich finden, als der Direktor des Industriemuseums in Neumünster, der Verf. des vorliegenden Buches.

In langjähriger sorgfältigster Kleinarbeit hat er zunächst alle überlieferten Stoffreste untersucht und dann deren Techniken aufs neue gestaltet. Wir werden auf das Klarste eingeführt in die Methoden des Spinnens, Flechtens, Häkelns, Strickens und Webens, sowie in die verschiedenen Arten der Webstühle, sei es nun die Finger-, Griff-, Tritt- oder Zugweberei. Ferner lernen wir die Bandwebe-

und Fransentechnik, die Herstellung der Schnurröcke, ja, sogar die Hutmachertechnik nicht nur kennen, sondern auch bewundern. All diese Feinheiten einer hochentwickelten Kultur schließt d. B. zu einem Kulturbild zusammen, und so werden uns nicht nur die germanischen Tuchmacher, sondern überhaupt die Höhepunkte germanischer Kultur während der Bronzezeit in prachtvollen Rekonstruktionen vorgeführt. Der Verfasser hat mit seiner mustergültigen Arbeit ein ganz neues Gebiet unserer nordischen Urgeschichte erschlossen.

Schwantes, Gustav u. Jankuhn, Herbert. Offa. Berichte und Mitteilungen des Museums vorgeschichtlicher Altertümer in Kiel. In Verbindung mit der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte herausgegeben. 4^o. Band I, 156 Seiten mit vielen Abbildungen u. Tafeln. Neumünster i. S. 1936. Karl Wachholz Verlag.

Das Kieler Museum hat in den Zeiten, als Frä. Prof. Dr. Johanna Westorf seine Leitung inne hatte, als Mittlerin zwischen skandinavischer und deutscher Urgeschichtsforschung eine große Rolle gespielt, und so sind auch seine Veröffentlichungen aus jener Zeit von außerordentlichem Wert. Bei der Schlüsselstellung, die das Kieler Museum dem Norden gegenüber einnimmt, wurde es lebhaft bedauert, daß nach Westorf's Tod die Veröffentlichungen aufhörten, und es ist ein besonderes Verdienst der beiden Herausgeber, sowie des unternehmungsfreudigen Verlages, daß sie in großzügiger Weise jetzt diese Veröffentlichungen wieder aufnehmen. Offa ist der Name des ältesten geschichtlich belegten Herrschers über Angeln und soll auf die Heldenzeit jener Gegend hindeuten.

Die Beiträge reichen vom Paläolithikum bis zur Wikingerzeit, und wir brauchen nur Namen wie Rast, Kersten, Jankuhn und Arnß zu nennen, um dadurch schon anzudeuten, welche wichtige Ergebnisse uns durch ihre Untersuchungen vor Augen geführt werden. Dem wertvollen Jahrbuch wünschen wir eine gedeihliche Entwicklung, denn schon der erste Band bringt so viele für die gesamte deutsche Urgeschichtsforschung aufschlußreiche Beiträge, daß wir bei dem rüstigen Fortschreiten der Forscherarbeit in Schleswig-Holstein durch weitere Jahrbücher unbedingt dauernd auf dem Laufenden bleiben müssen.

Steche, Theodor. Altgermanien im Erdkundebuch des Claudius Ptolemäus. 8^o, 192 Seiten mit 2 Karten im Text. Verlag von Curt Rabichsch, Leipzig 1937.

Für unsere Stammeskunde, die wir versuchen in möglichst weite urgeschichtliche Tiefen hinab zu verfolgen, sind natürlich die Angaben der antiken Geographen von größtem Wert. Claudius Ptolemäus, der sein Erdkundebuch im zweiten Jahrhundert nach der Zeitenwende schrieb, wollte keine Landschaftsdarstellung bieten, sondern nur ein Lehrbuch des Kartenzeichnens. Und so sind alle seine Angaben zunächst

von diesem Standpunkt aus zu werten. Wichtig für die Quellenkritik ist es, daß Ptolemäus wohl richtige Breitengrade, aber zu kleine Längengrade verwandt hat, und daß ferner die einzelnen Handschriften, in denen uns Ptolemäus überliefert ist, bei der Angabe von Zahlen häufig abweichen. Deswegen hat der Verfasser mit peinlicher Gemessenhaftigkeit alle die Teile der Handschriften herausgearbeitet, die durch Übereinstimmung der verschiedenen Abschriften eine sichere Grundlage bilden. Die Überlieferung der germanischen Namen bei Ptolemäus ist verschieden, je nachdem er seine Angabe den das Griechische beherrschenden römischen Offizieren und Verwaltungsbeamten oder den römischen Händlern entnahm, die des Griechischen nicht mächtig waren. Als die von Ptolemäus benutzten Vorlagen erkennt d. Verf.: 1. Itinerare römischer Händler, 2. ein Verzeichnis von Orten, die für die Römer geschichtlich wichtig waren, 3. eine Küstenbeschreibung, die von Portugal um die kimbriische Halbinsel herum bis zur Weichselmündung reichte, und 4. das Werk des Geographen Strabo. Die Germania des Tacitus, das glaubt d. Verf. mit völliger Sicherheit sagen zu können, hat Ptolemäus nicht benutzt, und deswegen läßt sich die Auflösung der Großvölker, die in einer Zeit, als Tacitus schrieb, erst begann, an Hand der Angaben des Ptolemäus besonders gut nachweisen.

Steinhausen, Josef. Archäologische Siedlungskunde des Trierer Landes. 8°, 614 Seiten, 25 Abb. im Text, 46 Tafeln, 1 Karte. Druck und Verlag der Paulinus Druckerei, Trier 1936.

Die überaus reichen ur- und frühgeschichtlichen Funde des Regierungsbezirks Trier einmal einheitlich geschildert zu haben, ist das große Verdienst der vorliegenden Arbeit. Der Verf. ging aber weiter und brachte schon in dem einleitenden Kapitel über die Geschichte der archäologischen Landesaufnahme überaus wertvolle Hinweise für die Geschichte unserer Wissenschaft überhaupt. Einer kurzen Schilderung der natürlichen Grundlagen für die Besiedlung folgt dann die Straßenforschung im Trierer Bezirk, die zwar aus römischer Zeit besonders reich ist, aber auch in viel frühere Zeiten zurückführt. Den Hauptteil der Schilderung nimmt „Das Bild der Besiedlung“ ein, das von der Steinzeit bis zur Merowingerzeit führt. Im Schlußkapitel wird ein sehr interessanter Abriss über die Siedlung im Licht der Sprach- und Wortgeographie geboten.

Obwohl all die Denkmäler, die aus der Stadt Trier selbst stammen, im vorliegenden Werk nicht mit aufgeführt sind und einer Sonderbehandlung vorbehalten bleiben, ist das Werk außerordentlich stattlich ausgefallen, und das Trierer Land darf stolz darauf sein, denn der Verf. hat ihm mit Unterstützung des Rheinischen Landesmuseums zu Trier eine prähistorische Siedlungsgeographie geschenkt, wie sie nur wenige Gebiete in Deutschland besitzen.

Thiede, Klaus. Das Erbe germanischer Baukunst im bäuerlichen Hausbau. 8^o, 152 Seiten mit 150 Bildern, 12 Grundrissen und einer Karte. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1936.

Der Holzbau ist in allen urgeschichtlichen Perioden eine Eigenart unseres Nordens gewesen. Es liegt eine gewisse Tragik in der Tatsache, daß dieser leicht zu bearbeitende Werkstoff naturgemäß auch schnell vergehen mußte, und so blieb denn lange Jahre hindurch die Höhe unserer nordischen Wohnkultur unerkannt, bis eine besonders fein ausgebildete Ausgrabungstechnik wenigstens die Grundrisse der Bauten erschloß und, unter besonders günstigen Verhältnissen, auch die Oberbauten und die Inneneinrichtung erkennen ließ. Eine besonders wichtige Hilfswissenschaft für diese Hausbauforschung ist von jeher die Volkskunde gewesen, denn im Bauerntum erhielt sich der urgeschichtliche Baustoff bis in unsere Tage hinein. Die vorliegende Arbeit verfolgt nun diese Traditionen in all den Ländern von Island im Norden durch Deutschland hindurch bis nach der Schweiz und Südtirol und bietet auch in vorzüglichen Abbildungen höchst interessante Vergleiche zu unseren ur- und frühgeschichtlichen Bauten.

Fischer, Fritz. Fuhsbüttel, ein Beitrag zur Sachsenfrage. Forschungen zur Vor- und Frühgeschichte aus dem Museum vorgeschichtlicher Altertümer in Kiel. 4. Band. 4^o, 72 Seiten mit 41 Textabbildungen, 6 Karten, 13 Tabellen und 12 Tafeln. Karl Wachholz Verlag, Neumünster in Holstein 1937.

Die Frage nach dem Ursprung der Altsachsen und ihrer Kultur ist bis heute immer noch nicht restlos geklärt, und der Verf. befürwortet vor einer endgültigen Stellungnahme eine genaue Durcharbeitung aller Fundgruppen und Fundstufen, die als Unterlage hierfür in Betracht kommen. Er selbst hat zum Ausgangspunkt seiner Teiluntersuchungen den großen römerzeitlichen Friedhof von Fuhsbüttel gewählt, ihn ausführlich dargestellt und die wichtigsten Leitformen in ihrer Verbreitung nach Norden und Westen verfolgt. Die politische Gruppierung der einzelnen Stämme wie Sachsen, Chauken, Friesen, Avionen und Langobarden hält er für außerordentlich kompliziert und glaubt, daß zunächst einmal eine große westgermanische Einheit festzustellen ist, die auch in ihren Einzelgebieten und Stämmen deswegen sehr nahe verwandt scheint, weil sie auf eine gemeinsame Wurzel der Jastorf-Kultur zurückgeht. „Ein Teil der Westgruppe hat sich im dritten Jahrhundert enger zusammengeschlossen. Regional wäre das ein Gebiet, das die Inseln Nordfrieslands, Eiderstedt, Dithmarschen und die Küste von Cuxhaven bis Friesland in sich einschließen würde, im Süden von einer Linie Hannover-Osnabrück-Münster begrenzt. Der Fuhsbütteler Kreis gehört zu dieser Ingväonischen Gruppe, ist aber anfangs nicht so eng mit dem Westen verbunden. Erst im dritten Jahrhundert wird er in die „sächsische Einigung“ mit einbezogen und

bildete damit eine der vielen Wurzeln des politisch so starken Stammes.“ Möge der Wunsch des Verf. in Erfüllung gehen, so daß recht bald seiner trefflichen Untersuchung ähnliche folgen.

U m b r e i t, Carl. Neue Forschungen zur ostdeutschen Steinzeit und frühen Bronzezeit. Die Ausgrabungen des steinzeitlichen Dorfes zu Berlin-Brick. 8°, 191 Seiten mit 12 Abbildungen im Text, 55 Tafeln und 3 Tabellen. Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig 1937.

Welch gute Ergebnisse die systematische Ausgrabung und wissenschaftliche Bearbeitung eines Fundplatzes ergeben kann, zeigt der Verfasser an den Funden aus der Feldmark des früheren Dorfes Brick, die jetzt zu Groß-Berlin gehört. Auf sandig-lehmigem Boden bestand dort am Ende der jüngeren Steinzeit eine große Ansiedlung, die durch reiche Keramik- und Steingerätfunde nachgewiesen werden konnte. Leider ließen die Pfostenlöcher eine genaue Feststellung von Hausgrundrissen nicht zu, doch deuteten viele Lehmewurfstücke auf Pfostenhäuser mit aus Rutenwerk geflochtenen Wänden hin. Im ganzen wurden 40 Einzelsiedelplätze aufgedeckt, jedoch wird man mit mehreren Hunderten zu rechnen haben, die zweifellos zu einem Dorfe zusammengeschlossen waren. Die Behandlung der Keramik ergab, daß die Bricker Gruppe höchstwahrscheinlich das lange gesuchte Bindeglied zwischen der steinzeitlichen und der bronzezeitlichen Keramik vom Lausitzer Typus darstellt, und der Verf. kommt zu dem Schluß, „es dürfte nicht schwer fallen, die Bodenständigkeit der Lausitzer Kultur und damit ihr Herauswachsen aus der Mischung der steinzeitlichen Sondergruppen und ihrer Verschmelzung in der Bricker Gruppe zu erweisen.“ Damit fällt die These von dem urslawischen Charakter der Lausitzer Keramik in sich zusammen, und das ist auch in völkischer Beziehung ein sehr wichtiges Ergebnis dieser sorgfältigen Arbeit.

W e g e w i k z, W. Die langobardische Kultur im Gau Moswidi (Niederelbe) zu Beginn unserer Zeitrechnung. Band II, Heft 1 u. 2 der „Urnenfriedhöfe in Niedersachsen“, herausgegeben von C. Schuchardt. 4°, 183 Seiten mit 33 Lichtdrucktafeln und 70 Abbildungen im Text. Hildesheim und Leipzig 1937. August Lag.

Die langobardische Kultur aus den großen Friedhöfen um die Zeitenwende herum war durch ältere, allerdings meist noch unveröffentlichte Grabungen für den Bardengau bisher schon gut belegt. In dem nordwestlich anschließenden Gebiet, dem Gau Moswidi, gelang es dem Verf. durch seine überaus sorgfältig durchgeführten Untersuchungen, eine Anzahl reicher Friedhöfe zu entdecken, die — wie er jetzt darlegt — ebenfalls langobardisch gewesen sein müssen und sich von der Kultur Westhannovers wesentlich unterscheiden. Wahrscheinlich ist das große Sumpfsgebiet des Hamme-Oste-Tals, das Teufelsmoor, die Westgrenze nach den Chauken zu gewesen. Die von Wegewik untersuchten Friedhöfe, von denen der von Harsfeld etwa 8 bis 10 000 Gräber enthalten haben mag, zeigen deutlich, daß hier eine

Kulturstetigkeit mindestens von der älteren Eisenzeit bis um die Mitte des ersten Jahrhunderts nach der Zeitenwende bestanden hat. — W. Wegewitz hält die Hauptmasse der Harfelfelder Funde für so kennzeichnend, daß er für die Zeit zwischen 50 vor und 50 nach der Zeitenwende eine eigene „Stufe von Harfelfeld“ herausstellt, die dann den Übergang zur Stufe von Darzau bildet. — Den ungeheuren Reichtum dieser Stufe legt er nun in einer Monographie vor, und wir lernen nicht nur — vor allem an den Friedhöfen mit den reichen Waffenbeigaben — die bodenständige Kultur, sondern auch die Anregungen kennen, die von den Ostgermanen und von den Römern ins Land kamen. Der Verf. hat mit seiner fleißigen und sorgfältigen Arbeit ein überaus wichtiges Kapitel unserer frühgeschichtlichen Kultur ganz neu erschlossen.

Werner, Joachim. Münzdatierte austraische Grabfunde. 4°, 157 S., 38 Schwarzweiß-Tafeln und 5 Lichtdrucktafeln. Berlin und Leipzig 1935. Verlag Walter de Gruyter & Co.

Für die einwandfreie zeitliche Eingliederung unserer frühgeschichtlichen Funde sind die vereinzelt beigegebenen Münzen von größter Bedeutung. Selbstverständlich muß auch an sie die nötige Kritik (Umlaufszeit) angelegt werden. Für Süd- und Westdeutschland hat sich Werner der sehr schwierigen, aber auch sehr dankenswerten Aufgabe unterzogen, die Reihengräber der Merowingerzeit auf die Münzbeigaben hin zu untersuchen, wobei aber nicht nur die einzelnen Stücke, sondern ganze Münzgruppen zur Grundlage für die Datierung genommen wurden. Daß neben den importierten Münzen auch das sonstige Einfuhrgut mit behandelt wurde, ließ eine schärfere Datierung zu und ermöglichte zugleich tiefe Einblicke in die damaligen Handelsbeziehungen. Werners Untersuchungen ergaben gegenüber den älteren Chronologiesystemen ganz wesentliche Neuerungen, und so sind wir ihm besonders dankbar, denn jetzt besitzen wir auch für die Gebiete, die außerhalb des behandelten Fundstoffes liegen, einwandfreies Vergleichsmaterial, da er neben den Münzen auch das gesamte übrige Kulturgut, wie Fibeln, Perlen, Schwert, Äxte, Lanzenspitzen, Gefäße aus Ton, Glas und Metall usw. einwandfrei einstufen konnte.

Wolff, Oskar. Die geologischen und die land- und forstwirtschaftlichen Verhältnisse im Kreise Fallingb., nebst einem Abrisse der deutschen Vor- und Frühgeschichte. 8°, 107 Seiten mit 10 Abbildungen, 1 Tafel und 2 Karten. 2. Auflage, Hannover 1937. Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.

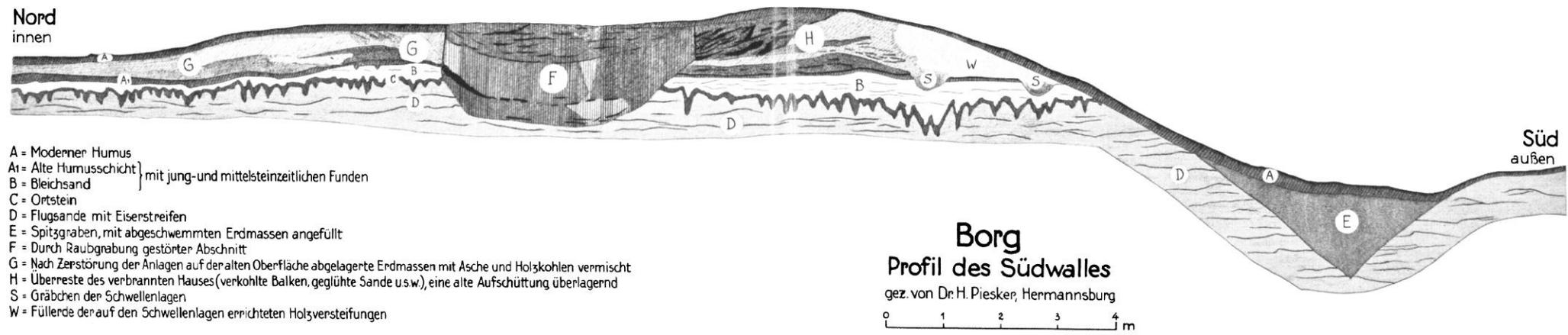
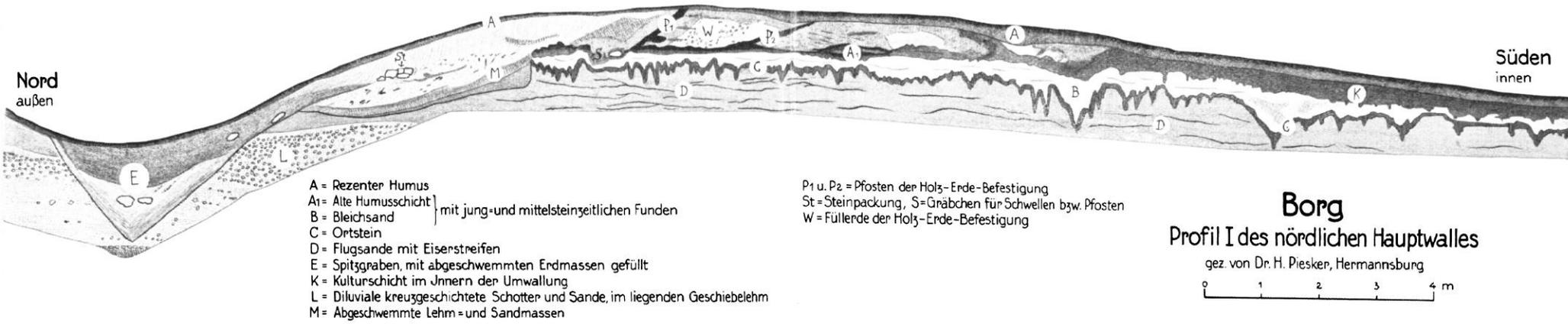
Die Einzelforschungen der Erdgeschichts- und Urgeschichtswissenschaft sind auch heute noch der breiten Öffentlichkeit ziemlich unbekannt. Um so dankenswerter ist es nun, daß ein Mann, der mit heißer Liebe an seiner Heimat hängt, Dr. ing. o. h. Oskar Wolff in Walsrode, es unternommen hat, die Ergebnisse der Wissenschaft nicht nur volkstümlich darzustellen, sondern, was den Wert der vorliegenden Arbeit be-

sonders hervorhebt, im Einzelnen auf die Sonderheiten seiner engsten Heimat anzuwenden. Dabei kamen dem Verfasser, der Großindustrieller und Großgrundbesitzer ist, seine eigene gründliche wissenschaftliche Bildung und die enge Vertrautheit mit jedem Winkel unserer Gegend zu Gute, und so entstand eine Arbeit, durch die jedermann Klarheit darüber erhält, welche Bedeutung selbst der unscheinbarste Aufschluß hat, so daß jeder Leser auf das Innigste mit seiner Heimat verbunden wird. Die großen praktischen Erfahrungen, die Dr. Wolff auch als Land- und Forstwirt im Laufe seines arbeitsreichen Lebens gesammelt hat, wendet er hier nun auch auf die Heimat an, und so lehrt er gleichzeitig praktische Wissenschaft zum Nutzen des Bauern. Das Werk, das jetzt in der Helwing'schen Verlagsbuchhandlung in zweiter Auflage herausgekommen ist, stellt eine sehr erfreuliche Bereicherung unseres Heimatschrifttums dar.

3 o 3, Lothar. Die schlesischen Höhlen und ihre eiszeitlichen Bewohner. 8°, 38 Seiten mit 1 Strichzeichnung und 16 Phototafeln. Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1937.

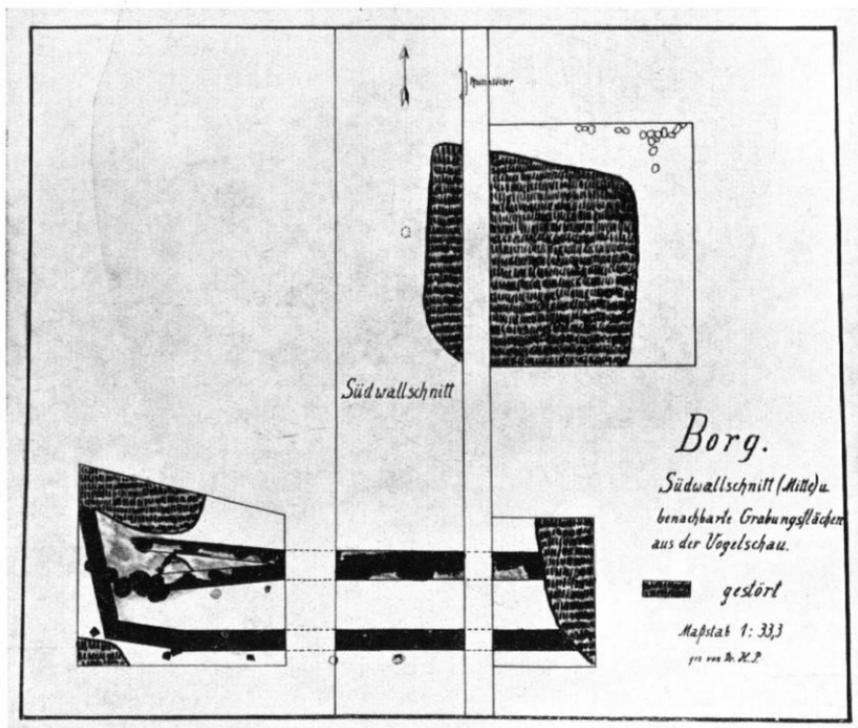
Die Forschungen über die altsteinzeitlichen Kulturen in Deutschland haben gezeigt, daß die ältesten Menschenrassen viel weiter über Deutschland verbreitet waren, als man bisher allgemein annahm. — Es ist das Verdienst des Verf., eine Reihe wichtiger altsteinzeitlicher Fundstätten auch in Schlesien erschlossen zu haben, und über diese Untersuchungen berichtet er in ansprechenden Ausführungen, wobei er sich an weiteste Kreise wendet. Er kommt zu der Wahrscheinlichkeit, daß die Altsteinzeitmenschen Schlesien von Mähren aus besiedelten und sieht in ihnen Vertreter der der Neandertalrasse nahestehenden Brünn-Rasse.



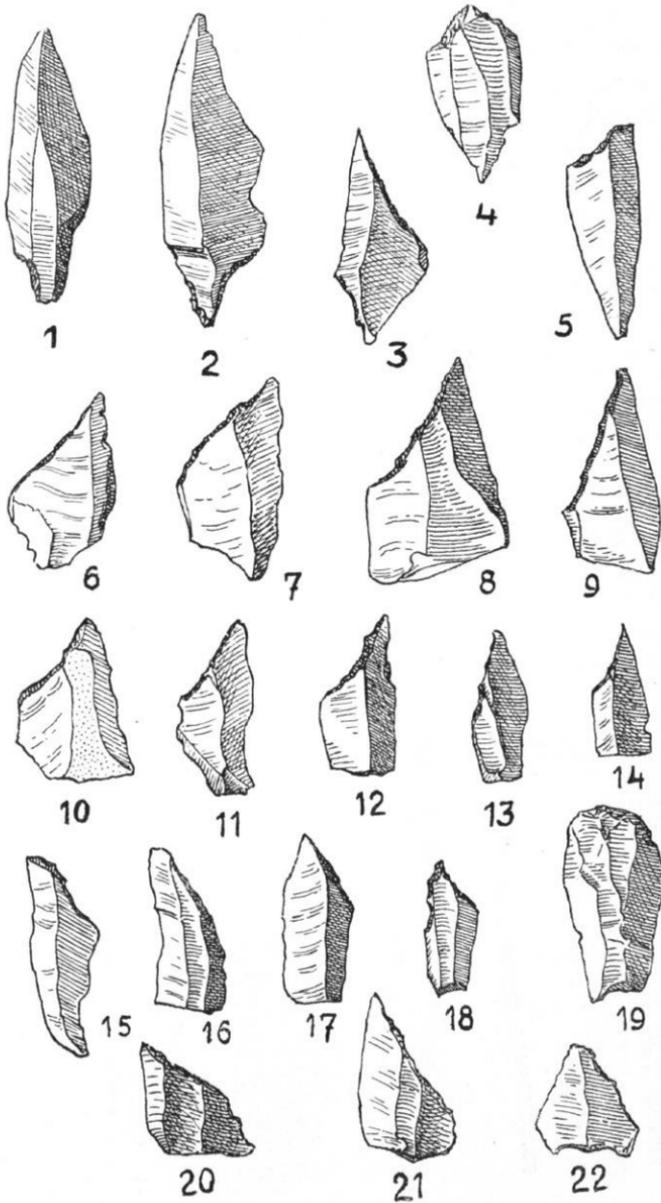




Gebrauchsgefäß der Spätlatènezeit vom Hünenberge bei Borg.
Etwa $\frac{1}{4}$ nat. Gr.

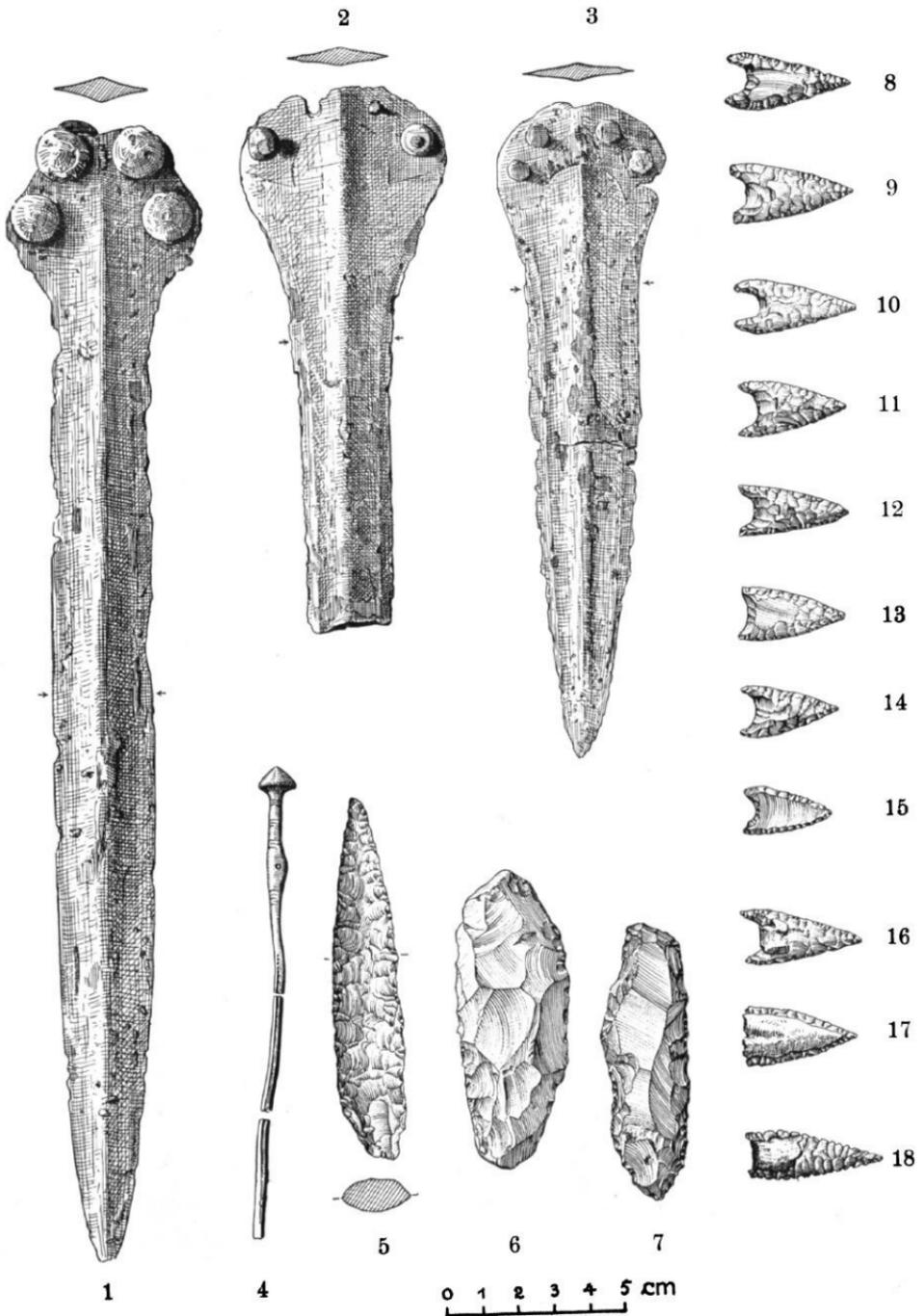


Tafel 16.



Regendorf, Kr. Harburg. Mikrolithische Spitzen.

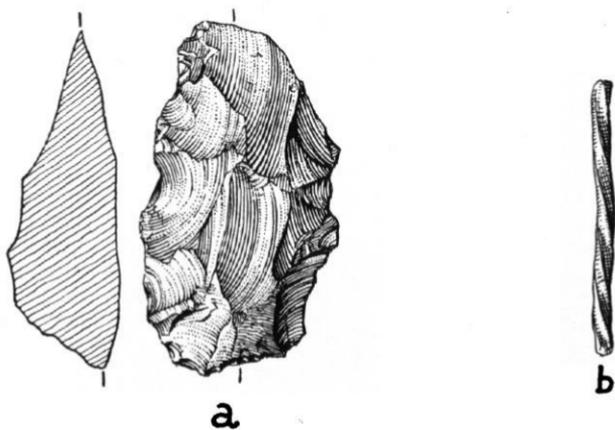
Tafel 17.



Grabfund von Baven, Ars. Celle. Hügelgrab 1.



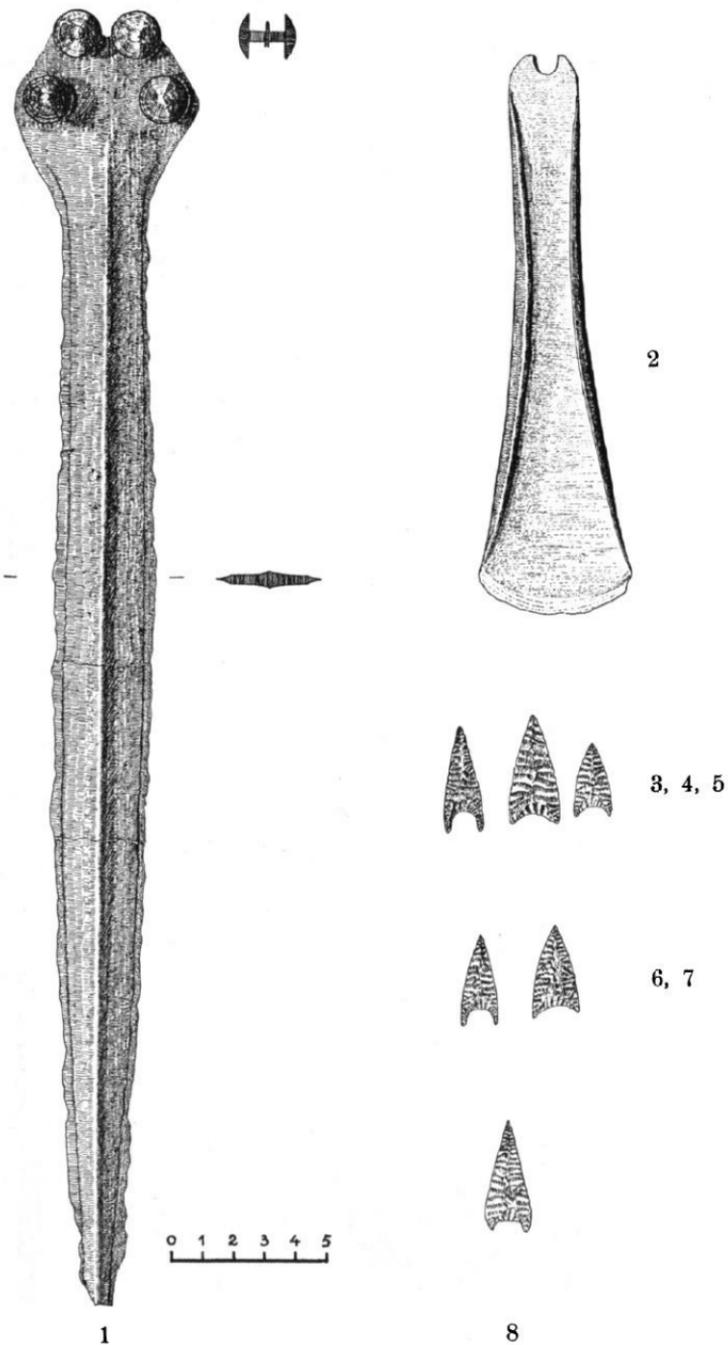
c



a

b

Faven, Krs. Celle.
Bestattung im Grabhügel 2 (Aufnahme von Ofen).



1 2 3 4 5 6 7 8
Grabfund von Wohlde-Roghüllen, Ars. Celle.

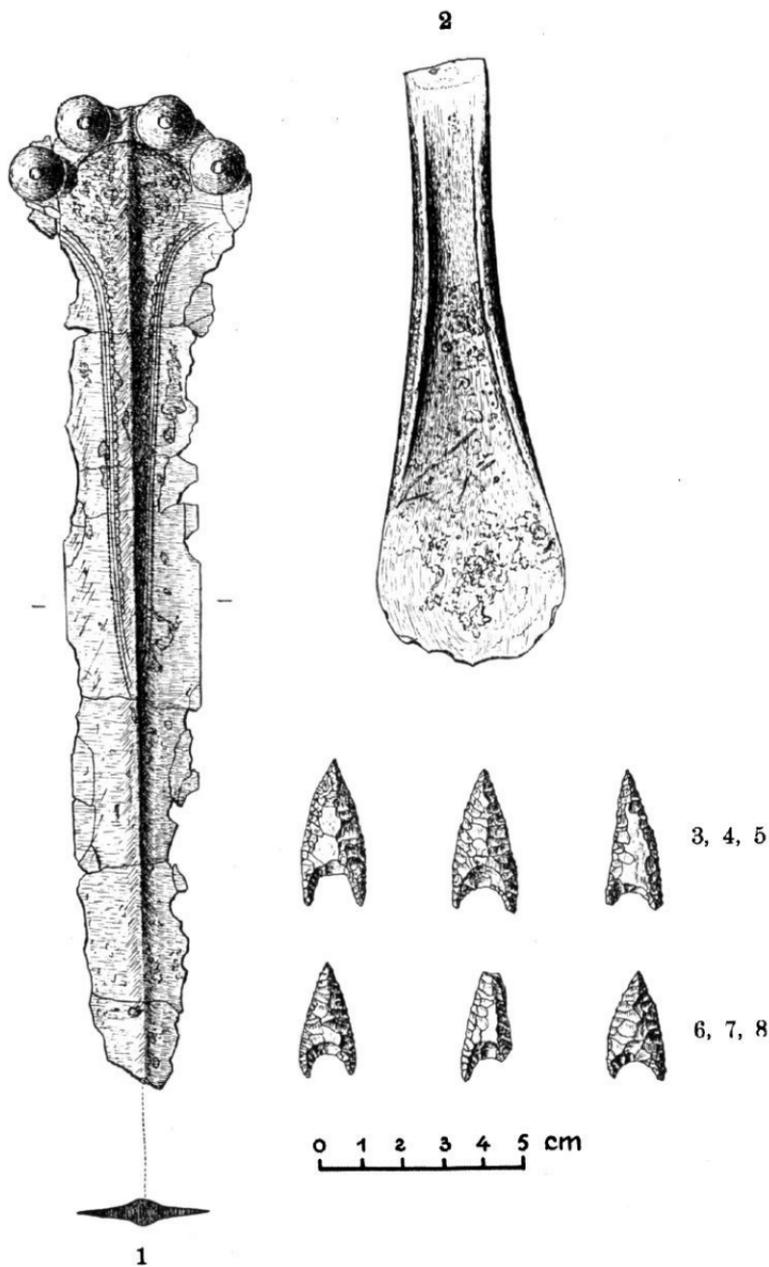


a.

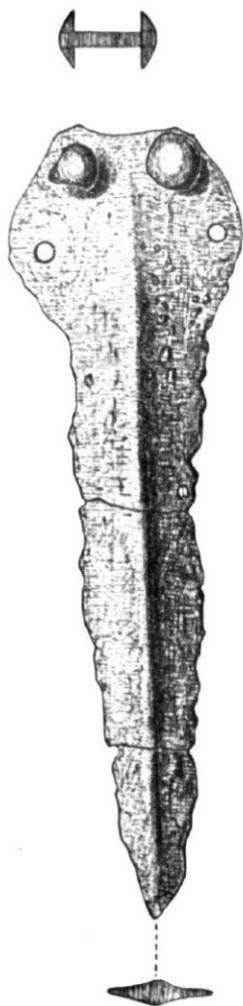


b.

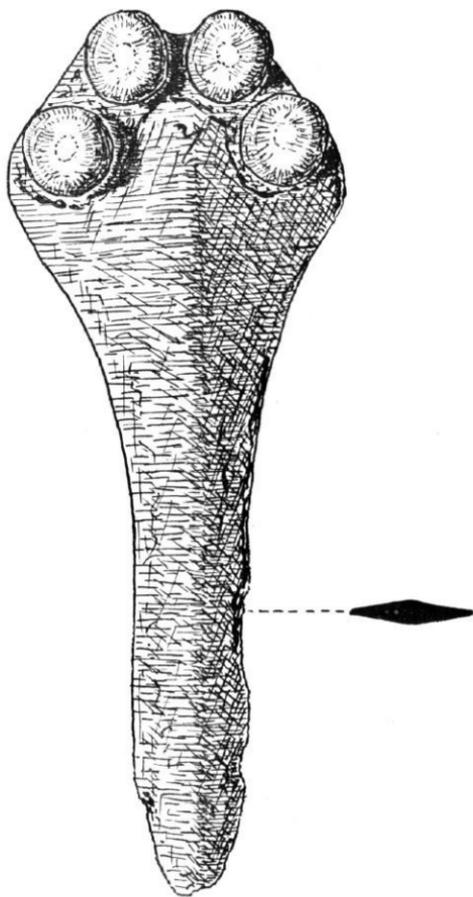
Befattung von Hugelgrab 18 f. w. des Langmannshofes
(Gemeinde Bockel, Krs. Fallingb. ostel).
Oben: vor der Ausraumung, unten: nach der Ausraumung.



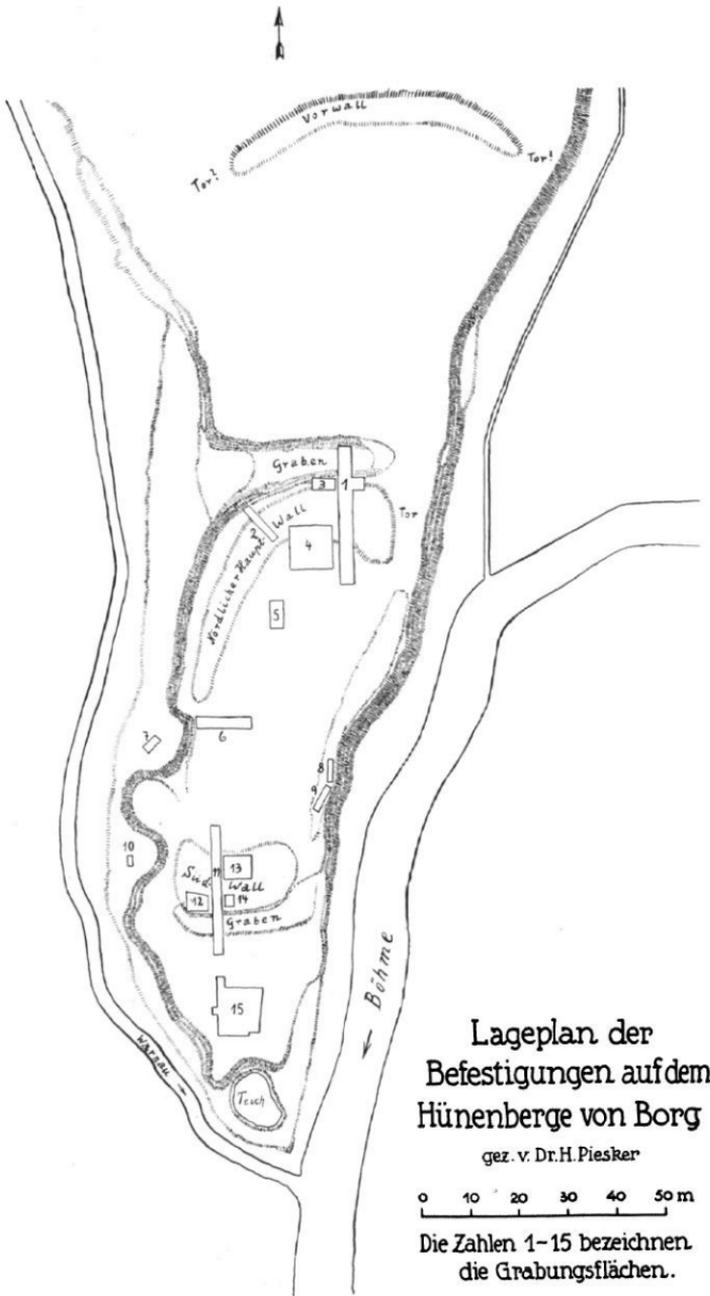
1
Grabfund von Bockel, Ars. Fallingboffel.



a. Bonstorf, Ars. Celle.
Hof Backeberg. $\frac{1}{2}$ nat. Gr.



b. Wohlde, Ars. Celle.
 $\frac{1}{1}$ nat. Gr.





Das Brookzettel Meer. (Nach D. Wildvang).

□ = Fundgebiet

Tafel 15.



Dünenrand am Brookzeter Meer.
Phot. D. Wildvang.



Mesolithische Feuerstelle (nach Forträumung des Steinkranzes).
Phot. P. Zylmann.